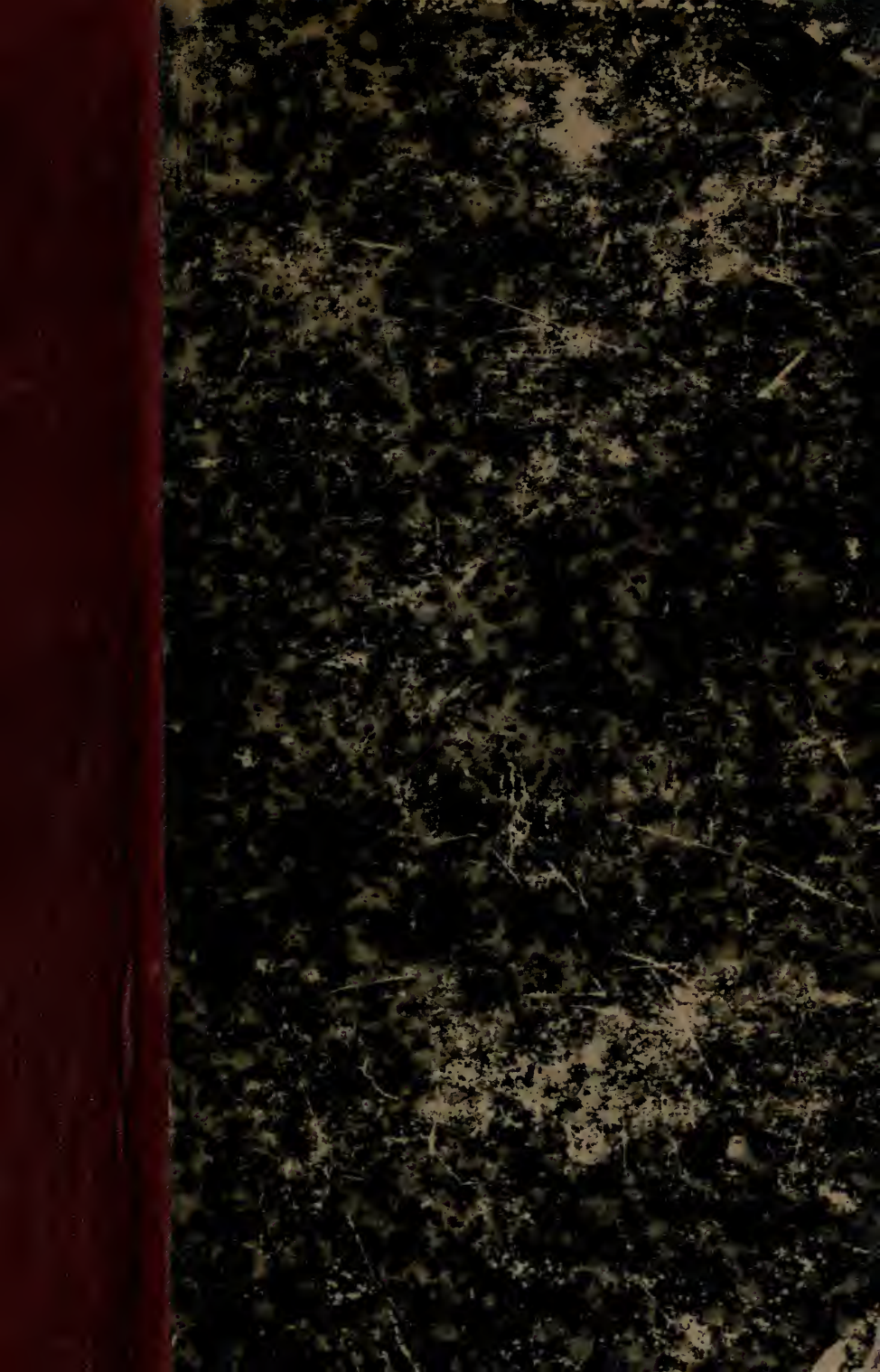

L
3498r

RICHARDSON,

ROUSSEAU UND GOETHE.

EIN BEITRAG ZUR GESCHICHTE DES ROMANS
IM 18. JAHRHUNDERT.

VON

ERICH SCHMIDT.

43848
6/12/98

JENA,
VERLAG VON EDUARD FROMMANN.
1875.

PN
3495
S3

Das Recht der Uebersetzung wird vorbehalten.

RICHARDSON,

ROUSSEAU UND GOETHE.

Inhaltsangabe.

Seite

Einleitung 1

Richardson 6

Richardson in Deutschland. Gellert 19

Hermes. Knigge 35

Wielands Verhältniss zu Richardson. Sophie La Roche 46

Fieldings „Joseph Andrews“ und Musäus' „Grandison der Zweite“ oder „Der deutsche Grandison“ 63

Die Brieftechnik 71

Richardson in Frankreich. Diderots Éloge 79

Rousseau 83

Entstehung der Nouvelle Héloïse 83

Die Neue Heloise in Deutschland 114

Rousseau und Goethe 126

Die neue Heloise und Werthers Leiden 126

Inhalt. Composition 126

Rousseaus Excurse 139

Die Episoden im Werther 145

Rousseaus Tendenz 152

Liebesleidenschaft 157

Natur: 1. Landschaft 173

2. Landleben. Landleute 193

3. Die Kinder 199

4. Stand 204

5. Wissenschaft. Bücher. Amt 208

Dichter. Künste 215

Der Selbstmord 228

Seite

Stil 244

Adelung „Ueber den deutschen Styl". Herder 261

Voltaire 266

Moses Mendelssohn 271

Nicolai. Lessing. Lichtenberg 274

Beilagen: I. Frl. v. Roussillon und Lila v. Ziegler 281

II. Anton Reiser 289

III. Siegwart, eine Klostergeschichte 302

IV. Entstehung und Begriffsentwicklung des Ausdrucks „Schöne Seele" u. s. w. 318

V. Aus den Romanen der La Roche 327

VI. Zu Heinrich von Kleist 329

Dem

Seminar für neuere deutsche Literatur

an der

Universität Strassburg.

Einleitung.

Hundert Jahre sind verstrichen, seit Goethes erster Roman „die Leiden des jungen Werthers“ im Sturme einen Erfolg errang, welcher fast beispiellos dasteht.

Je weiter wir uns in der Entwicklung eines Jahrhunderts von der krankhaften Stimmung jener Periode entfernt haben, um so näher sind wir einer klaren Beurtheilung ihres bedeutendsten dichterischen Erzeugnisses gerückt. Die folgenden Blätter wollen versuchen, die literarischen Voraussetzungen von Goethes Werther darzustellen; möchten sie als eine nicht ganz unwürdige Jubiläumsgabe befunden werden. Während die zu Grunde liegenden Erlebnisse vielfach durchforscht und besonders seit der Veröffentlichung des Goethe-Kestnerschen Briefwechsels zur Genüge erhellt sind, hat die andere Seite, das Erlernte, die wünschenswerthe Beleuchtung und Sichtung noch nicht erfahren. Untersuchungen über die innere Verwandtschaft unseres Romans mit Rousseaus Neuer Heloise, — eine Verwandtschaft, die man bis jetzt mehr ausgesprochen, als erörtert hat —, überzeugten mich bald, dass, um den historischen Gang zu entwickeln, es unumgänglich nothwendig sei, den englischen Roman Richardsons voll einzuziehn und seinen weitreichenden Einfluss zu verfolgen.

An einem eindringenden Vergleiche zwischen Werther und Heloise wird mancher auch deshalb vorübergegangen sein,

weil er so nahe liegt, überzeugt, die Abhängigkeit der Zeit des Sturmes und Dranges von Rousseau sei so mit Händen zu greifen, dass es eines genaueren Nachweises kaum bedürfe. Frau von Stael, die in ihrem geistvollen Buche *de l'Allemagne* sich wiederholt über Werthers Leiden auslässt, erwähnt dabei das französische Gegenstück mit keiner Silbe. Sie sah den Wald vor lauter Bäumen nicht. Denn, wenn die Stael den Werther einen Roman ohne gleichen nennt und selbst Napoleon ihn am Fusse der Pyramiden las, wenn Goethe den Franzosen so lange schlechthin *l'auteur des souffrances du jeune Werther* war und man jenseits des Rheines diese übersetzte und wie in Deutschland parodierte, was war es anderes, als weil sie alle verwandten Geist, den Geist Rousseaus, in ihnen spürten, der die Früheren erfüllt, die Späteren wenigstens mit merklichem Hauche gestreift hatte?

Pierre Leroux hat sich in der Vorrede zu seiner rühmlichen Wertherübersetzung, welche im Jahre 1872 unter dem Titel *Goethe Werther traduction nouvelle précédée de considérations sur la poésie de notre époque* zuletzt neu aufgelegt wurde, über Goethes Abhängigkeit von Rousseau ausgesprochen. Diese Vorrede verdient eben so viel Tadel und Zurückweisung, als die Uebersetzung Lob und Anerkennung, und ich kann mir um so weniger versagen, diesen Tadel zu begründen, als Appell in seinem vortrefflichen Buche „Werther und seine Zeit" (2. Aufl. S. 337) ein allzu gelindes Urtheil über Leroux' „Betrachtungen" gefällt hat. Die Vorrede beschäftigt sich mit Goethes Werther und Faust, besonders aber mit Byron. Leroux bewundert den Werther, will ihn aber nicht auf Kosten seiner heimischen Literatur erheben. Wir hören daher, Goethe sei eigentlich kein Deutscher, denn „die Entwickelung Goethes gehört Frankreich und Deutschland", und „in Wahrheit hat sich Goethe zwischen Frankreich und

Deutschland, an beiden Theil nehmend, gebildet“ (S. 24). Frankreich habe im 18. Jahrhundert den Geist der Freiheit und der Kritik, der Norden den des Enthusiasmus und frommen Glaubens repräsentiert. Zum Beweis werden Voltaire und Klopstock genannt, zwischen denen Rousseau die Mitte halte. Leroux fährt fort: „Sollte man den Werther enger an ein früheres Werk anschliessen, so ist klar, dass man Rousseaus Heloise und die sechs ersten Bücher der Bekenntnisse zu nennen hätte. Goethe musste das wissen, hat ihn doch nur der Hochmuth in seinen Memoiren den Eindruck mit Stillschweigen übergehn lassen, den Rousseau auf ihn übte.“ Hat Leroux das elfte Buch von „Wahrheit und Dichtung“ nie gelesen? Und sind wirklich die sechs ersten Bücher der Bekenntnisse eine der von Goethe hochmüthig verschwiegenen Quellen des Werther? Berührungspunkte zwischen diesem und dem ersten Theile von Rousseaus Autobiographie kenne ich nicht. Leroux' Behauptung aber sündigt gegen alle literarhistorischen Data. Buch 1—6 der *Confessions* sind in den Jahren 1766 und 1767 verfasst, Buch 7—12 in den Jahren 1768 bis 1770; im Drucke sollten sie erst 1800 erscheinen, aber es wurde der erste Theil thatsächlich 1781, der zweite 1788 publicirt. Goethes Werther erschien 1774.

„Goethe, welcher das Französische zu derselben Zeit wie seine Muttersprache lernte, der mit 10 oder 12 Jahren während der Besetzung Frankfurts durch die Franzosen, alle Abende den Vorstellungen französischer Dramen beiwohnte und in diesem Alter, ein frühreifes Genie wie er war, französisch geschriebene Stücke abfasste; der während seiner ganzen in Frankreich vollendeten Erziehung alle französischen Schriften las und gierig verschlang; Goethe, sage ich, gehört durch tausend Bande dem Geiste Frankreichs und des 18. Jahrhunderts.“ Zwei der folgenden Absätze beginnen: „Goethe zwi-

schen Frankreich und Deutschland erzogen". Also Strassburg, der Verkehr mit Herder, das Versenken in altdeutsche Kunst, die Beschäftigung mit Shakespeare, Ossian, Goldsmith, die Französin Friederike gaben diese französische Erziehung!

Auf der einen Seite sei er von dem Materialismus Voltaires, Diderots, Buffons durchdrungen, auf der anderen — doch lassen wir Leroux selbst reden (S. 29): *d'un autre côté l'esprit mystique qui séduit Lavater, qui illumine Swedenborg, qui inspire Lessing et Jacobi, ne lui est pas étranger.* Armer Lessing!

Nach solchem Unsinn muss es uns fast wundern, wenn einige hervorragende Beziehungen des Goetheschen Romans zu dem Rousseaus von Leroux richtig betont werden. Er sagt auf S. 32: *„j'ai vu les moeurs de mon temps et j'ai publié ce livre* schrieb Rousseau im Eingange seiner Neuen Heloise. Wenn man den Werther mit den Sitten und Büchern unserer Epoche vergleicht, muss man ihn ausgezeichnet nennen. Ich finde darin drei grosse Züge, drei Züge wahrer Poesie, drei Kennzeichen der Zukunft. Ich finde darin die Rückkehr zur Natur, das Gefühl menschlicher Gleichheit, das reine Gefühl der Liebe: es sind dies drei Rousseausche Züge, die wie ein heiliges, ideales Bild in Goethes Seele übergingen und dort während der Zeit lebten, wo er den Werther schuf." Dass die Deutschen im vorigen Jahrhundert die Idee der Freiheit und Humanität nicht lebhaft fühlten und sich deshalb im Werther Egoismus zeigt, werden wir schwerlich unterschreiben. Hübsch sind einige Beobachtungen über Naturempfindung, sehr interessant die auch von Appell hervorgehobene, noch zu verwerthende Schlussbemerkung (S. 41): „ich war erstaunt über die klare Sprache dieses Werther, der mich in meiner Jugend so ergriffen hatte. Ich übersetzte jeden Satz Wort für Wort und fand, dass sich ein sehr richtiges Fran-

zösisch ergab. Der Goethesche Stil ist, auch wo er sehr poetisch, eben so klar, wie der Voltaires."

Verständig und liebevoll geschrieben sind die *Etudes sur Goethe* von X. Marmier, dessen Prosaübersetzung von Hermann und Dorothea Leroux' Wertherübersetzung angehängt ist. Auf S. 2—24 handelt er von Werthers Leiden. „O! der herrliche Roman, rief Frankreich aus, das ihn in fünf oder sechs Uebersetzungen verschlungen und parodiert hat." Marmier giebt eine warm gefasste Entwickelung des Romanes, schildert den Eindruck auf die Zeit, spricht vortrefflich von dem Naturgefühl und zieht (S. 14 ff.) eine interessante und nicht ungerechte Parallele zwischen Werther und Chateaubriands René. Etwas flüchtig wird das Verhältniss zu Lotte und Albert behandelt. Ugo Foscolo mit seinen vielbesprochenen „Letzten Briefen des Jacopo Ortis" findet Erwähnung, nicht aber Rousseau.

I.

Samuel Richardson.

Richardson gehört so gut in die Geschichte des deutschen, wie in die des englischen Romanes. Ja, während er in seinem Vaterlande zwar reichen Ruhm, aber keine tiefer greifende Nachwirkung und fast keinen Genossen auf der von ihm betretenen Bahn findet, macht er in Deutschland geradezu Epoche. Hier eröffnen seine Romane ganz neue Wege, in England bilden sie den Höhepunkt einer langsam erfolgten Entwicklung, die sie abschliessen. So kommt es, dass ihre literarischen Folgen in Deutschland und nur ihre literarischen Voraussetzungen in England liegen.

Richardsons Romane sind einmal moralische, zweitens Familienromane. Beide Seiten haben ihre Tradition.

Die Sittenlosigkeit des englischen Lustspieles in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts war widrig und musste ernstere, tüchtige Gemüther mit Abscheu und Besorgniss erfüllen. Verführung und Ehebruch wurden mit der frivolsten Leichtfertigkeit behandelt und mit dem unmoralischen Inhalte gieng eine zuchtlose Sprache Hand in Hand. Da zu diesen Fehlern sich nicht selten ein bedeutendes Talent gesellte und der Geist der Zeit solche Unsittlichkeit nicht nur duldete, sondern vielmehr verlangte, wurden diese aller Wohlanständigkeit in's Gesicht schlagenden Stücke unter dem Jubel eines hohen und niederen Pöbels beklatscht. Dagegen erhob, von

gerechtem Zorn getrieben, J. Collier seine Stimme in der wuchtigen Streitschrift: *a short view of the Immorality and Profaneness of English stage.* Ihm vor allen ist der allmählich eintretende Umschwung der englischen Komödie zu verdanken, so dass Hettner (Geschichte der englischen Literatur S. 119), nachdem er über Farquhar und Vanbrugh gesprochen, mit Recht sagen kann:

„Nicht Sitte, Natur und Wahrheit sind wie bisher die Geprellten, sondern das Laster, die Heuchelei und die Lüge. Und auf diesem löblichen Wege beharrte fortan das englische Lustspiel. Ja, nach kurzem Zeitraum mündet es, überraschend genug! sogar in den gerad entgegengesetzten Fehler. War es bisher zu ausschweifend und anstössig, so wurde es bald darauf nach Cibbers und Steeles Vorgang absichtlich moralisierend und zuletzt aus lauter Sittenpredigt trocken und langweilig."

Wie fortan das Lustspiel, so verfolgte seit Southerne die Tragödie moralisierende Zwecke, obgleich gegen den Diderotschen Satz, man solle die Handlung moralisch gestalten, allem Sentenziösen und Lehrhaften aber aus dem Wege gehen vielfach gefehlt und nur, gewissermassen als Schlusseffect, am Ende die Tugend in glänzender Beleuchtung gezeigt wurde.

Wenn im Drama die Wüstlinge der vornehmen Gesellschaft nicht mehr der Tugend spotteten, das Verbrechen entlarvt und geahndet wurde, Sitte und Einfalt den Sieg behielten, wie leicht konnte ein von puritanischem Geiste beseelter Mann auf den Gedanken kommen, dem Romane gleiche Ziele zu stecken.

Eng ist Richardsons Schriftstellerei ferner an die der Unterhaltung, wie der geistigen und sittlichen Bildung geltenden Wochenschriften Steeles und Addisons anzuknüpfen. Tatler, Spectator und Guardian tragen einen romanhaften

Rahmen. Wir werden in einen kleinen, behaglichen Kreis von Verwandten oder Freunden eingeführt, deren bald humoristisch-satirischen, bald ernst-moralischen Gesprächen wir gern lauschen. Vortrefflich handelt über diese Blätter Hettner (a. a. O. S. 260—281); auch er nennt den englischen Familien- und Sittenroman eine unmittelbare Folge der hier gegebenen Anregung.

War dem Drama schon früh eine moralisierende Richtung verliehen, so liess zuerst Lillo die Tragödie aus den Hof- und Adelskreisen in die bürgerliche Sphäre hinabsteigen. Hierin liegt die grosse Bedeutung seines „Kaufmann von London" für die Entwicklung des englischen, französischen und deutschen Trauerspiels. Auf diese Weise war für Richardson im Drama das moralische Princip, durch die Wochenschriften neben diesem der Hinweis auf das Familienleben der mittleren Klassen, durch Lillo auf die auch in bürgerlichen Schichten waltenden bedeutsamen Schicksale und Conflicte gegeben. Ob Richardson französische Romane, wie die Marivauxschen kannte, weiss ich nicht.

Sehen wir von Defoe ab — Gullivers Reisen von Swift gehören auf ein anderes Feld — so bildete in England ungefähr dieselbe Gattung von Romanen, wie in Deutschland, die geistige Speise derer, welche nach Unterhaltungslectüre verlangten. Ritterromane, die uns durch wunderliche Abenteuer in den verschiedensten Ländern hetzen und durch möglichst starke Reizmittel Spannung und Aufregung der Phantasie anstreben; Schelmenromane; Reiseromane voll der unglaublichsten, meist recht thöricht gefabelten Erlebnisse und dergleichen mehr[1]). Die letzte Gattung hatte durch den Robinson

1) Rühmt doch noch Wieland in einer Recension des Teutschen Mercurs an Werthers Leiden, sie seien „nicht Leiden in dem Sinne wie sonst die Romanhelden zu Wasser und zu Lande tausend Fährlichkeiten auszustehen haben, sondern das Gemälde eines innern Seelenkampfes (1774 S. 241).

einen ungeahnten Aufschwung genommen, aber was waren die unzähligen Nachahmungen gegen das Original? All diese Liebes- und Wundergeschichten boten an innerem Gehalte gar nichts, aber der Hang, die Gedanken in märchenhafter, idealer Ferne schweifen zu lassen, musste sie begünstigen. Da erschien Richardson; er jätete das Unkraut der störenden Nebenhandlungen aus, verbot dem Roman seine planlosen, abenteuerlichen Irrfahrten und gab ihm ein wahres, einheitliches Gepräge. In der Vertiefung seelischer Zustände soll der Roman seine Stärke suchen, er soll uns bilden und die Tugend lieben lehren, aus Utopien in den engen Kreis einer Familie zurückkehren. So wie Lillo sich fragte, ob uns die Schicksale der Könige und Herrscher wirklich menschlich berühren, da wir doch den Blick erst so hoch zu ihnen erheben müssen, so suchte Richardson Verhältnisse auf, welche jedem einzelnen vertraut waren. Er sprach mit Bewusstsein das Princip der Beschränkung in dem Motto der „Clarissa" aus:

humanos mores nosse volenti
Sufficit una domus[2])

„willst du die menschlichen Sitten kennen lernen, so genügt dir ein Haus."

Richardson selbst war ein schlichter, aus einer mittellosen Bürgerfamilie entsprossener Mann. Ernste Sittlichkeit und tiefe Religiosität verbunden mit einer ungewöhnlichen Fähigkeit, seelische Vorgänge zu verstehen und nachzuempfinden, zeichnen ihn aus. Gewiss wäre er ein guter Theologe geworden, hätte das geringe Vermögen der Familie die Wahl des Knaben ermöglicht. Manches in seinen Romanen ist der Abschnitt einer verhaltenen Predigt. Das Schreiben war ihm nicht von Haus aus Bedürfniss; erst als gereifter Mann griff er zur Feder. Wir haben allen Grund Mr. Osborne

2) Genau: *Humani generis mores tibi nosse volenti*
Sufficit una domus. Juven. Sat. XVI. 159.

und Rivington dafür zu danken, dass sie ihren Freund dazu aufforderten (Hettner S. 444). 1740 erschien „Pamela oder die belohnte Tugend", 1748 „Clarissa"; 1753 „Grandison".

Richardsons Kunst zeigt sich in der Pamela noch sehr unentwickelt, erreicht in der Clarissa ihren Höhepunkt und ist im Grandison schon stark gesunken.

Pamela ist eine hübsche, sehr tugendhafte Kammerjungfer, welche, nachdem ihre Herrin gestorben, den Verführungskünsten und gewaltsamen Angriffen des Sohnes ausgesetzt ist. Sie trotzt den zum Theil sehr brutalen Anschlägen des Verführers; duldet Verleumdungen, Schmähungen, Misshandlungen, Gefängniss in dem Bewusstsein, alles nur um der Tugend willen zu thun; kurz, der Lord muss es endlich aufgeben, auf dem Wege der List zu siegen und erhebt das frühere Dienstmädchen zu seiner Gemahlin. Dies der sehr einfache Inhalt von Richardsons Erstlingswerke. Pamela erzählt in Briefen und tagebuchartigen Mittheilungen an ihre Eltern, alles, was sie erlebt. Sie trägt ihre Tugend wie eine unveräusserliche, schwere Bürde und führt sie beständig im Munde. Fast peinlich ist die Genauigkeit, mit der sie alle Verführungsversuche ihres jungen Herrn bis in's Detail ausmalt. Man hat oft den Eindruck, als ob sie nicht ohne Berechnung auf die Heirat lossteuere. Der Tugend ist in diesem Buche entschieden zu viel und wir werden bald der mit geringer Varietät sich wiederholenden Kämpfe zwischen lüsternem Begehren auf der einen, tugendsamem Widerstande auf der anderen Seite, durchzogen von zahlreichen moralischen Betrachtungen, überdrüssig. Pamelas Tugend hat etwas von Trotz; sie ist auch nicht freie Erfüllung eines in der Seele lebenden Sittengesetzes, sondern eine Kette, mit der die Gefesselte viel klirrt. Von Characterentwicklung kann kaum die Rede sein; Pamela ist die personificierte Keuschheit, die sich stets gleich bleibt. Von

heissblütiger Leidenschaft keine Spur. Emilia Galotti sagt zu Odoardo: „ich habe auch Blut"; hier fürchtet der Leser nie, die Heldin könne unterliegen. Die Tendenz ist klar: die Tugend eines niedrig geborenen Mädchens besiegt und bekehrt das Laster eines jungen Lords. Die Heirat ist keine Mesalliance, denn Pamelens innere Vorzüge wiegen alle äusseren auf. Damit sind Standesunterschiede kühn bei Seite geschoben. Pamela reflectiert ein Mal: der Schädel eines Königs ist dem des Armen gleich; Fürst und Bettler treten neben einander vor das jüngste Gericht. Als sie vernimmt, ihr Herr solle in London zum Pair gemacht werden, sagt sie kurz, man solle ihn lieber zu einem tugendhaften Menschen erheben. In diesen einzelnen Sätzen, sowie in der Gesammtanschauung des Werkes liegt in der That etwas Revolutionäres, was auch gefühlt wurde. Lenz lässt in den „Soldaten" (Act 3. Sc. 10; Werke I. S. 296) die Gräfin La Roche zu dem Bürgermädchen Marie sagen: „Ihr einziger Fehler war, dass Sie die Welt nicht kannten, dass Sie den Unterschied nicht kannten, der unter den verschiedenen Ständen herrscht, dass Sie die Pamela gelesen haben, das gefährlichste Buch, das eine Person aus Ihrem Stande lesen kann" [3]).

Noch heute bekannt und in der *Tauchnitz edition* (mit einigen Kürzungen) erneut ist die „Clarissa", welche der Pamela inhaltlich nahe steht. In beiden wird der passive Widerstand des tugendhaften Weibes gegen die verwegene Begehrlichkeit eines sinnlichen Mannes geschildert; in der Pamela ist der Ausgang glücklich: der Wollüstling geht in sich und führt die bisher Verfolgte an den Altar; die Clarissa schliesst tragisch. Die aus dem Leben gegriffene Fabel der Pamela war, wie wir sahen, höchst einfach, auch die der Clarissa ist

3) Sophie La Roche, nach welcher die Gräfin genannt ist, war im Gegentheile eine der wärmsten Verehrerinnen Richardsons.

nicht sehr verwickelt, nur dass eine ungleich grössere Personenzahl aufgeboten wird und die verschiedenartigsten Charactere mit grossem Geschick einander gegenübergestellt sind. Ist Clarissa ernst, empfindsam, von stiller Melancholie, inniger Frömmigkeit und heroischer Tugend erfüllt, so zeigt ihre intime Freundin Anna Howe ein lebhaftes Naturell und ist heiterem Scherze nicht abgeneigt. Sie sagt selbst: „wir haben nur eine Seele, mit dem Unterschiede, dass Du mir bisweilen etwas zu ernst und ich Dir zweifelsohne etwas zu leicht scheine.“ Der Vater der Heldin ist ein abstossender, harter Charakter, eine niedrige Krämerseele; die Mutter schwach, aber im Grunde mild. In der Pamela bekehrt sich der Held, hier wird nur des Helden Lovelace Genosse Belford durch die Bewunderung und Reue, welche Clarissens seelische Vollkommenheit in ihm erweckt, auf die rechte Bahn zurückgeleitet. War Pamelens Herr nichts mehr, als ein junger vornehmer Mann gewöhnlichen Schlages, so ist Lovelace das Ideal eines verbrecherischen, aber immer liebenswürdigen Roués. In zwei sehr verschiedenen Characteren hat Richardson wahre Meisterschaft bekundet: in Lovelace und der Clementina des „Grandison“[4]).

Clarissa, von ihren Eltern mit einer Zwangsheirat bedroht, entflieht mit Lovelace, aber diese Flucht ist keine freiwillige, sondern mehr eine kühne Ueberrumpelung. Die folgenden Bände — der ganze Roman setzt sich aus 537 Briefen zusammen — bestehen aus weit ausgesponnenen Berichten

4) „Die Geschichte der Clementina ist unstreitig vortreflich behandelt; aber vielleicht zu vortreflich. Ich meyne nichts, als dass der Dichter den Character der Clementina so sehr anziehend gemacht hat, und als Dichter um so mehr viel besser behandelt hat, dass man seine Hauptperson, die Henriette, sehr gern und ganz und gar bey ihr vergisst — vielleicht noch mehr als vergisst.“ (Blankenburg „Versuch über den Roman“ S. 137. Vgl. S. 85—87.)

der Heldin an ihre Freundin über ihre traurige Lage in London, und aus nicht minder ausführlichen Schreiben Lovelaces an Belford über den Fortgang seiner Anschläge. Während aber in der Pamela sehr über einförmige Monotonie zu klagen ist, bringt hier die geänderte Technik der Composition und die ungleich geschicktere Intrigue Spannung und Leben in die Erzählung. Lovelaces Character zeigt sich von verschiedenen Seiten; bald entwaffnet ihn die hohe Tugend seines Opfers und lässt ihn wahre Reue und tiefere Empfindung zeigen, bald ist er der leichtsinnige, frivole Weltmann, bald ein dämonischer Don Juan. Und alle diese Züge sind so geschickt zu einem einheitlichen Bilde verwoben, dass das schöne Geschlecht Englands weniger die überirdische Heldin, als den verführerischen, trotz allen Lastern unwiderstehlichen Lovelace in sein Herz schloss und über das tragische Ende manche Thräne vergoss. Lovelace nämlich bringt Clarissa in einem schlechten Hause der Hauptstadt unter, in der Hoffnung, nach und nach ihre eherne Sprödigkeit zu besiegen, aber vergebens. Alles misslingt ihm. Clarissa fordert die versprochene Heirat. — Hierin liegt für mein Gefühl ein Fehler, jedoch ein anderer, als in der Pamela. — Lovelace schiebt diese immer weiter hinaus. Er will ohne das Band der Ehe geniessen. Schliesslich führt ihn die brutale Anwendung von Opium zum Ziele. Clarissa stirbt nach längeren, mit christlichem Heroismus ertragenen Leiden, eine Märtyrerin ihrer Tugend. Sie verzeiht dem Wüstling. Lovelace wird von Morden, Clarissens ritterlichem Verwandten, im Zweikampf getödtet.

Es fehlt in der Clarissa nicht an Stellen, welche auch heute einen machtvollen Eindruck auf den Leser ausüben. So die Scene, wo Lovelace Clarissa, die er nicht aus den Augen lassen will, in die Kirche geleitet (Brief 159 Lovelace an Belford). Ein Gottesleugner, wie er, in der Kirche! Da

predigt der Geistliche über die Parabel, welche Nathan dem König David erzählt, von dem Reichen, welcher dem Armen seine einzige Freude, ein Lamm, geraubt hat. „Endlich, als König David entrüstet geschworen hatte (König David wollte schwören, Jack: doch wie solltest du wissen, wer König David war? Die Geschichte ist aus der Bibel), der reiche Mann solle gewiss sterben, rief der Prophet — er hiess Nathan, ein rechtlicher gescheiter Bursche — wie es im Texte heisst: der Mann bist du! Bei meiner Seele, ich glaubte, der Prediger richte sein Auge gerade auf mich und mein Blick fiel in demselben Moment auf das junge Lamm“ (Clarissa). Welch eine reizende Schilderung giebt Lovelace (Brief 170) von dem gefangenen Vöglein, das anfangs mit heftigem Flattern gegen die Stangen des Käfigs drängt, sich sträubt und beisst, das Köpfchen wund stösst, dann ruhig sitzend über die verlorene Freiheit trauert; aber nach einiger Zeit mit der neuen Wohnung vertraut wird und wieder sein Lied singt, sich zur Lust und seinem Pfleger zum Dank; worauf allerdings ein frivoler Vergleich mit den Frauen folgt in dem Tone des alten Minnelieds: „Weiber und Federspiel werden leicht zahm.“ Mit welcher packenden Gewalt und realistischen Schärfe ist ferner am Schlusse des 344. Briefes das Alter des Wüstlings beschrieben, wie er schwach und marklos dahinwankt und seine Reue zu spät ist. Die vielfach larmoyante, eintönige Sprache der Heldin ist nicht selten wirklich ergreifend und in Lovelaces Briefen finden sich mitunter Stellen von einem bei Richardson kaum zu vermuthenden kraftgenialen Pathos[5]).

5) Brief 99: „Letzte Nacht war meine Schwärmerei noch ausgelassener. Ich nahm im Gehen meinen Hut ab, um zu sehen, ob der Rand nicht versengt sei, da ich einen Stern gestreift zu haben glaubte und ehe ich ihn wieder aufsetzte, hätte ich in reiner Zügellosigkeit und Herzensfreude auf den Mond losschlagen *(buffet)* mögen.“

Ohne sein christlich-moralisches Princip der Nützlichkeit hätte Richardson weit Grösseres und Bleibenderes leisten können.

Nachdem in „Clarissa“ und „Pamela“ weibliche Tugend mit solchem Eifer und Erfolge verherrlicht worden war, musste der Wunsch laut werden, nun auch einen vollkommenen Mann nach dem Herzen Richardsons zu schauen. So liess dieser denn nach fünf Jahren — acht liegen zwischen den beiden ersten Romanen — die sieben Bände der Geschichte des Sir Charles Grandison erscheinen, ein für unseren Geschmack trostlos langweiliges Buch. Gleichwohl wurde es mit Enthusiasmus aufgenommen und erzeugte ein damals fast sprichwörtliches „Grandisonenfieber“. Wieder schreibt zwar eine sehr tugendhafte Schöne, Henriette Byron, die meisten Briefe, und zwar entsetzlich lange, aber der Held ist der Tugendspiegel Grandison. Erschienen früher die jungen Lords als nicht sehr moralisch, so werden hier alle äusseren und inneren Vorzüge auf „Herrn Karl Grandison“ gehäuft. Richardson will eine ideale Figur haben und lässt alle Wahrheit ausser Augen. Dennoch glaubte der empfindsame Leser und mehr noch die Leserin an die Realität solcher so ganz makellosen Gestalten; Sophie La Roche ruft einmal mit Emphase: „es giebt Grandisons.“

Die Zahl der Personen ist noch grösser, als in der Clarissa, namentlich werden wir mit den sämmtlichen Verwandten der Byron bekannt gemacht. Diese ist von einem Sir Hargrave Pollexfen entführt worden. Grandison rettet sie und bringt sie zu seiner Schwester. Sie zu heiraten hindert ihn vorerst ein trauriges Verhältniss zu Clementina von Porretta, einer schönen vornehmen Italienerin. Die Verschiedenheit der Religion hat sie getrennt, denn der fromme Grandison will nicht Katholik werden. Clementina verzehrt sich in Gram und wird nur langsam von schwerem Tiefsinn

geheilt. Die Schilderung ihres Leidens ist vortrefflich genug, um uns für die öde Trockenheit des Ganzen einigermassen zu entschädigen. Moralisiert wird fast noch mehr, als früher. Grandison hält seinem Gegner Sir Hargrave eine lange Vorlesung über die Verwerflichkeit der Duelle, dieser „Einladungen zum Morde". Seine sittliche Grösse imponiert allen, Freunden wie Feinden. Er ist schön, reich, tapfer, fromm, sittenstreng, mild, von grosser Klugheit, mit einem Worte: fehlerlos. Diese Vollkommenheit ist das Gebrechen aller Richardsonschen Hauptcharaktere, denn sie verhindert jede Wandlung und Entwicklung. Pamela, Clarissa, Henriette Byron und Grandison sind fertige Charaktere[6]): Marionetten, bewegt nicht sowohl zum Ergötzen, als zum Nutzen des Publikums. Solche Gestalten fordern von ihrem Schöpfer wenig Kunst, denn gerade die vollkommen tugendhaften Charaktere sind mit den wenigsten Schwierigkeiten verbunden. Die Literaturbriefe zeigten schlagend, dass die Dichtkunst andere Ideale habe, als diese. „Richardson ist mit seinem vollkommenen Grandison gewiss leichter fertig geworden als mit seiner Clementina, und mit der Clarissa leichter als mit

6) Diesen Mangel hat Blankenburg (Versuch über den Roman S. 68) richtig betont: „Der Charakter des Grandison z. B. würde, auf mich wenigstens, ganz andere Eindrücke machen, wenn uns Richardson alle die Umstände gezeigt hätte, wodurch und wie Grandison das geworden ist, was er ist. . . . . Richardson versucht es einmal, uns dies Werdende seines Helden zu zeichnen; aber ich sehe nicht, dass er es ausgeführt habe. Die erste Frage, wenn man einen so ausserordentlichen Mann sieht, ist bei dem Prüfer sowohl, als bei dem Nachahmungseifrigen: Kann der Mensch auch das werden, was der Mann ist? — Daher fehlt uns gewiss noch ein werdender Grandison, der besonders unsern deutschen Sitten, unserem Vaterlande entspricht. Ich fühle die ganze Schwierigkeit eines solchen Werkes; und doch kann ich mich von dem Einfall nicht losmachen, es in künftigen Jahren selbst zu versuchen. — Wird es willkommen sein?"

dem Lovelace.“ Die Sturm- und Drangperiode räumte mit den alten Richardsonschen Ideen gründlich auf. Es musste eine grosse Wendung der Anschauungen geschehen sein, bevor in einer bekannten Abhandlung des „deutschen Merkurs“ (1776 S. 1048—1050) gesagt werden konnte: „Das Ideal der Dichtkunst ist der leidenschaftliche Mensch. Ihr Gegenstand ist Handlung und die Summe der Kräfte, die eine Handlung hervorbringen, ist hier das Mass ihrer Vollkommenheit. Der Würger des keuschesten Weibes, das je in den Armen eines Mannes lag, ist Othello, dichtrisch vollkommner, als der ganze göttliche Grandison.“

Wäre Richardson ein weniger guter Christ, so wäre er vermuthlich ein grösserer Dichter gewesen. Er will „schöne Seelen“ vorführen, aber nicht freie Menschlichkeit im Sinne der Shaftesburyschen Kalokagathie, sondern christliche Helden. Er nennt Clarissa ausdrücklich *a christian heroine*. Stellen aus dem Psalmisten gelten ihm („Prüfung der Einwände“) in einer ästhetischen Frage mehr, als der ganze Kanon des Stagiriten. Ebenda sagt er offen, zwar sei auch die Fabel seiner Romane anziehend, aber bezweckt werde nur Belehrung und Moral. Moralische, theologisierende Abschweifungen bauschen Richardsons Werke zu ihrem grossen Umfange auf. Clarissens Sterbelager soll zeigen, wie eine treue Christin aus dem Leben scheidet. Auch geistliche Gesänge und Gebete werden eingemischt. Pamela dichtet Psalmen um, welche zu ihrer eigenen Lage stimmen. So wird der ergreifende Psalm „An den Wassern Babylons“ zu einem Klageliede auf die Gefangenschaft der armen Zofe bei Madame Jewkes: „An den Wassern von Beltonhall sass ich und weinte.“ Solche Psalmen begegnen uns auch in der Clarissa wiederholt. Einem Briefe an Anne Howe (Brief 54) wird eine sechzehnstrophige Ode beigefügt, welche Uz unter dem Titel

„An die Weisheit. Aus dem Englischen der Clarissa“ schlecht genug umdichtete. Nicht ohne Einwirkung ist die biblische, besonders die alttestamentliche Sprache, auf den Stil mancher Abschnitte geblieben. Verse aus Milton sind nicht selten. Sonst citiert Richardson gern aus Addison, Dryden, Otway und Shakespeare[7]). Der Wahnsinn Clementinens erinnert an Ophelia; und wenn Lovelace (Brief 417) einen schrecklichen Traum erzählt, der ihm prophetisch die Zukunft zeigt, wie Morden ihn verfolgt, Clarissa aber um Gnade für ihren Peiniger bittet, sie dann von Engeln umgeben in den Himmel entrückt wird, während er hinab von Abgrund zu Abgrund stürzt, so muss bemerkt werden, mit welcher Kunst und wie oft sich Shakespeare in seinen Dramen der Traumgesichte bedient hat.

Ein Mangel der Richardsonschen Romane verdient noch Beachtung, ich meine die Einförmigkeit der Erfindung. Wie leer ist die Handlung der Pamela, wie dürftig auch die der Clarissa, wenn wir die grosse Ausdehnung dieser Dichtung bedenken, und selbst die des Grandison trotz der bedeutenden Episode. Auch im Grandison steht einer mehr sentimentalen Heldin eine schalkhaftere, heiterere Freundin, Miss Grandison, gegenüber, wie der Clarissa ihre Anna Howe. Entführung und Verführungsversuche bilden den Inhalt der beiden ersten Romane und spielen noch in dem dritten eine grosse Rolle. Bei Aristophanes muss der alte Dikaiopolis den Euripides um einige Stücke aus seiner reichhaltigen Bettelgarderobe bitten. So verspottet Nicolai die Richardsoniaden wegen der ewigen Verführungsanschläge, indem er im „Sebaldus Nothanker“ schreibt (Bd. II. S. 203): „Er (der Oberst, der Marianen entführt hat) wiederholte sich in Gedanken

7) Z. B. ruft Lovelace (Brief 339): „eine Zeile, nur eine Zeile, ein Königreich für ein paar Zeilen!“

alle die sinnreichen Mittel, die von entflammten Liebhabern gebraucht wurden, um bei ihren widerspenstigen Gebieterinnen zu ihrem Zwecke zu gelangen: z. B. die Ehe zu versprechen und sein Wort nicht zu halten, die Ehe zu versprechen und sich durch einen verkleideten Kammerdiener trauen zu lassen (wird im „Grandison" von Sir Pollexfen versucht, geschieht im „Fräulein v. Sternheim"); seiner Geliebten einen Schlaftrunk zu geben und sich in ihr Zimmer zu schleichen (Clarissa); im Fussboden ihres Zimmers eine Fallthür machen zu lassen oder durch einen Camin hineinzusteigen u. s. w. Weil ihm aber diese sämmtlich nicht gefielen, nahm er seine Zuflucht zur Lesung der Geschichte der Klarissa Harlowe, und liess, da Lovelace Clarissen bei einer ungefährlichen Feuersbrunst im leichten Nachtkleide überrascht, absichtlich Stroh und ein paar Vorhänge in Brand stecken."

Richardson in Deutschland.

Gellert „Das Leben der schwedischen Gräfin".

„Dies ist der schöpferische Geist,
Der uns durch lehrende Gedichte
Den Reiz der Tugend fühlen heisst,
Der durch den Grandison selbst einem Bösewichte
Den ersten Wunsch, auch fromm zu sein, entreisst.
Die Werke, die er schuf, wird keine Zeit verwüsten,
Sie sind Natur, Geschmack, Religion.
Unsterblich ist Homer, unsterblicher bei Christen
Der Britte Richardson."

So besang Gellert in dem Sinngedichte „Ueber Richardsons Bildniss" unseren Romandichter. Uns muss dieses überschwängliche Lob, welches Richardson als den grössten Poeten nicht nur seiner, sondern aller Zeiten ansieht, fast unbegreiflich erscheinen, aber es erklingt keineswegs vereinzelt und ist nicht einmal das volltönendste. Gleich die Pamela

machte Richardsons Namen in dem ganzen gebildeten Europa berühmt. Goldoni entlehnte ihr und der schwachen Fortsetzung den Stoff zu seinen Comödien *Pamela nubile* und *Pamela maritata*. Am grössten war der Erfolg in Deutschland. Mit seltener Einhelligkeit begrüssten Männer von der verschiedensten literarischen Richtung den neuen Roman. Nicht nur diejenigen, welche an die Poesie den Massstab der Nützlichkeit anlegten, wie Haller u. A., sondern die freiesten, an ästhetischer Durchbildung reichsten Geister kargten nicht mit ihrem Beifalle. Der Büchermarkt wurde mit Uebersetzungen, guten und schlechten [8]), Auszügen [9]), Bearbeitungen für die Bühne und zahllosen Nachahmungen überschwemmt. An Richardson knüpften alle Romane in Briefen an, deren Zahl Legion ist. Die Brieftechnik wird später besprochen werden. Seit ihm und Fielding schiessen die Bücher wie Pilze aus der Erde, deren Titel gleichmässig lauten: „Geschichte der ....", „Geschichte des ....", „.... Eine Familiengeschichte in Briefen", „.... In Originalbriefen", „.... Aus Familienpapieren gezogen", „.... Eine wahre Geschichte". Die schwachen Nachahmer entsagten natürlich der Tugend und hausbackenen Moral nicht, was Lessing einmal zu dem schmerzlichen

8) Die Klagen über die Uebersetzungsfabriken sind sehr häufig. Eine rühmliche Ausnahme bildet Bode. Vgl. Nothanker I. S. 100 ff. Mendelssohn in den Literaturbriefen (171). Lichtenberg Werke I. S. 274 „Ueber nichts könnte sich die Satire mit glücklicherem Erfolge ausbreiten, als über das abscheuliche Uebersetzen zu unserer Zeit." Doch sagt Nicolai (a. a. O. S. 106): „Kein deutscher Leser wird das Unglück einer neuen Uebersetzung machen, so wenig als noch ein deutsches Parterre jemals eine neue übersetzte Comödie ausgepfiffen hat."

9) So erschien 1765 ein erzählender Auszug der Pamela: „Die Wege der Tugend"; vom „Grandison" gab es, wie Musäus berichtet, mehrere; von der „Clarissa" wurde noch vor etwa 30 Jahren ein neuer herausgegeben. Man sammelte Sentenzen aus Richardson in einem Buche.

Ausrufe Anlass giebt: „wenn die Romanschreiber, welche keine Richardsons sind, doch nur immer auf die Tugend Verzicht thun wollten!“ Sein eigenes Verhältniss zu Richardson ist von Danzel genügend beleuchtet worden. Schon Goethe nennt die Miss Sara Sampson im Zusammenhange mit der Clarissa. Wieland war anfangs ein eifriger Bewunderer der Richardsonschen Romane. In dem Berliner, wie in dem Gleimschen Kreise fanden sie gleichen Anklang. Weniger lebhaften bei dem Göttinger Dichterbunde. Klopstock, mit Richardson persönlich bekannt, dichtete seine begeisterte Ode „Die todte Clarissa“. Ein Glied des Strassburger Kreises, Heinrich Leopold Wagner, hat in seiner „Kindermörderin“ sich manches aus Richardsons Hauptwerke zu Nutze gemacht, während Klinger im „leidenden Weibe“ den alten Magister über die „Pestbücher, Belletristen, Versmacher, Geschmeiss, Schöngeisterei, Begrandisonen, verfluchtes Grandisonenfieber, Romanfieber“ herziehen lässt. Herder und seine Braut finden grosses Gefallen an der Clarissa; Goethe, der in seinen Gedichten und auch im Wilhelm Meister Richardsons Romane oder gewisse Hauptfiguren mehrfach nennt, wusste ihre Vorzüge fein zu empfinden und rühmen. Er hebt die Bedeutung der Gattung in „Wahrheit und Dichtung“ in dem schönen Absatze hervor, welcher dem Andenken Corneliens geweiht ist: „Ungern spreche ich dies im Allgemeinen aus, was ich vor Jahren darzustellen unternahm, ohne dass ich es hätte ausführen können. Da ich dies geliebte unbegreifliche Wesen nur zu bald verlor, fühlte ich genugsamen Anlass, mir ihren Werth zu vergegenwärtigen, und so entstand bei mir der Begriff eines dichterischen Ganzen, in welchem es möglich gewesen wäre, ihre Individualität darzustellen; allein es liess sich dazu keine Form denken, als die der Richardsonschen Romane. Nur durch das genaueste Detail, durch unendliche

Einzelnheiten, die lebendig alle aus einer wundersamen Tiefe hervorspringen, eine Ahnung von der Tiefe geben, nur auf solche Weise hätte es einigermassen gelingen können, eine Vorstellung dieser merkwürdigen Persönlichkeit mitzutheilen; denn die Quelle kann nur gedacht werden insofern sie fliesst. Aber von diesem frommen Vorsatz zog mich, wie von so vielen anderen, der Tumult der Welt zurück, und nun bleibt mir nichts übrig, als den Schatten jenes seligen Geistes nur, wie durch Hülfe eines magischen Spiegels, auf einen Augenblick heranzurufen."

Hätten die Nachahmer Richardsons nur eine Spur dieser Goetheschen Feinfühligkeit besessen, so wäre Grosses und Erfreuliches geleistet worden.

Zuerst trat Gellert in die Fusstapfen des Engländers.

Der Zustand des deutschen Romans vor Gellert, war im Ganzen und Grossen derselbe, wie in England vor Richardson, nur dass wir keinen Defoe haben. Im 17. Jahrhunderte haben manche bedeutende Talente dem Romane ihre Pflege zugewandt, aber sie standen zu sehr unter dem Banne des Zeitgeschmacks. Philipp von Zesen gelang es, in der „Adriatischen Rosemund" sich über diesen Ungeschmack der Zeit zu erheben. Aber nur dies eine seiner Werke ist eine rühmliche Ausnahme, der gegenüber Gellert in mancher Beziehung fast einen Rückschritt bedeutet. Wenige und keine vornehmen Personen treten auf; abenteuerliche Verwicklungen sind fern gehalten und das alleinige Motiv der Liebe wirkt als treibende Kraft. Zesen hat das Gefühl für die Poesie der Liebe; während bei Richardson (ausgenommen die Clementina) und den meisten seiner Nachahmer und Nachtreter das Organ dafür fehlt. Eine nicht geringe Fähigkeit, seelische Conflicte zu vertiefen, bewies Zesen ferner in der Assenat. Doch scheint die Rosemund nicht sehr lebhaften Anklang ge-

funden zu haben, sondern von anderen der Zeitrichtung genehmeren Unterhaltungsbüchern zurückgedrängt worden zu sein. Die „asiatische Banise“ und die „Insel Felsenburg“ — diese Robinsonade konnte allerdings noch von Tieck mit Erfolg erneuert werden — wurden bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinaus eifrigst gelesen.

Gellerts einziger Roman „Das Leben der schwedischen Gräfin von G***“ erschien im Jahre 1746. Der Verfasser konnte also damals von Richardson nur die “Pamela oder die belohnte Tugend“ kennen [10]). Gellert war eine Natur, welche von der Art und den Zielen der Richardsonschen Romane auf's Höchste befriedigt werden musste [11]). Sein Ideal der Dichtung war, den mittleren Kreisen Lehren der christlichen Moral in gefälligem Gewande nahe zu bringen. Wie er im-

10) Die Betschwester (1745), Act. II. Sc. 1: „Die Pamela ist ein sehr guter Roman, der die Unschuld und Tugend liebenswürdig zu machen sucht.“

11) Zu dieser Klasse (den moralischen Gedichten) zähle ich ferner die guten prosaischen Gedichte, besonders die Clarissa und den Grandison. Aber wie? Romane von dem philosophischen Katheder anzupreisen? Ja, wenn es Werke eines Richardson sind, so halte ich ihre Empfehlung für Pflicht. Doch die schrecklichen Charaktere in der Clarissa, können sie nicht das Herz der Jugend verderben? Das kömmt auf uns an, die wir lesen. Eigentlich sind sie eingerichtet, uns einen Abscheu vor dem Laster zu erwecken, und sie haben ihr Gegengift bei sich. Ich verweise Sie auf die Kritik und den Lobspruch des Herrn von Haller über dieses Buch, die Sie in seinen kleinen Schriften finden, und die vielleicht in ganz Deutschland unter den grossen Gelehrten nur ein Haller hat verfertigen können. Es giebt leere und freie Stunden, in denen wir diese Werke ohne Vorwurf und mit vielem Nutzen lesen können. Ich habe ehedem über den siebenten Theil der Clarissa und den fünften des Grandisons mit einer Art von süsser Wehmuth einige der merkwürdigsten Stunden für mein Herz verweint; dafür danke ich Dir noch itzt, Richardson! (Gellert, Moralische Vorlesungen S. 257 f.)

mer dem Frauenzimmer besondere Rücksicht widmet, so musste es ihn, nachdem Richardson Frauentugend in der „Pamela“ verherrlicht hatte, reizen, dem deutschen Publicum eine ähnliche Heldin vorzuführen.

Ueber die „schwedische Gräfin“ kann man nur sprechen, wenn man mit dem Inhalte und dem Gange der Handlung näher vertraut ist, denn nur dann wird sich die eigenthümliche Stellung unseres Romans, namentlich das Verhältniss zu Richardson und dem Principe moralischer Nützlichkeit, voll begreifen lassen.

Die Gräfin, welche ihre Geschichte selbst erzählt, ist aus „Liefland“ gebürtig und wird, nachdem sie früh ihre Eltern verloren, bei einem Vetter erzogen, der sich ihrer treulich annimmt. „Vormittags soll das Mädchen als ein Mann, Nachmittags als eine Frau erzogen werden.“ Er bildet ihr Herz und impft ihr „auf eine vernünftige Art“ Religion und Liebe zur Tugend ein, die ihr keine „beschwerliche Bürde“, sondern die „angenehmste Gefährtin“ sein soll und ist. Erst sechzehnjährig heiratet sie den jungen und schönen Oberst Grafen v. G. aus Schweden. Die Trauung wird auf einem schwedischen Gute ihres Schwiegervaters vollzogen. Bald darauf muss ihr Gatte zu seinem Regiment abgehen. Bei einer Spazierfahrt mit dem alten Grafen, sieht sie auf einem nahen Gute die frühere Geliebte ihres Gemahls, Karoline, und deren Knaben. Sie gewinnt beide lieb. Karoline hat wegen des Standesunterschiedes den Grafen nicht heiraten dürfen. Nachdem sie früher als Preis die Ehe verlangt und so ihre Tugend gesichert hatte, gab sie den Grafen hochherzig frei. Ihre Existenz ist von ihm gesichert. Bald darauf zieht sie fort. — Das gräfliche Paar führt eine äusserst glückliche Ehe, welche nur durch den Tod des Alten getrübt wird. Nach einigen Jahren besuchen sie den Hof. Der Graf

bekommt Ordre; die Gräfin erhält in der Einsamkeit schnöde Anträge des Prinzen von S., die sie schroff zurückweist. Dies tugendhafte Benehmen zieht ihr und ihrem Gatten die allerhöchste Ungnade und Verbannung vom Hofe zu. Der Graf nimmt seinen früheren Reisebegleiter, Herrn R., einen bescheidenen, braven, verständigen Mann zu sich. Schweden wird in einen Krieg mit Polen verwickelt. Der Prinz von S. weist aus boshaftem Rachedurst dem Grafen den gefährlichsten Pass zu. Dieser verliert ihn an den Feind; ein grosser Theil der Mannschaft geht dabei verloren. Er wird zum Tode verurtheilt, erliegt aber zuvor seinen Wunden, nachdem er die Gattin brieflich zu schleuniger Flucht gemahnt hat. Herr R. schlägt Holland vor, da er Freunde in Amsterdam findet. Unterwegs treffen sie Karolinen, die sich ein kleines Rittergut gekauft, und ihren dreizehnjährigen Knaben, des Grafen Sohn. Karoline erzählt, sie sei vor Jahren in Holland mit einer Tochter niedergekommen, die bei ihrem Bruder in Haag geblieben, doch früh gestorben sei. Sie reisen mit dem Knaben — Karoline soll nach dem Verkauf ihres Besitzthums folgen — zu R.'s Verwandten, denen die Gräfin gegen Wohnung und Unterhalt ihr Vermögen anvertraut. Ihr Stand bleibt verborgen. So leben sie vier Jahre in Amsterdam; Karoline ist noch nicht gekommen. Der von R. unterrichtete Sohn, Carlson genannt, wird Fähnrich. Die Gräfin hat unterdessen viele Freier abgewiesen; endlich schlägt sie selbst Herrn R., dessen treue Liebe ihr nicht entgangen ist, eine Heirat vor. Die Ehe ist wiederum sehr glücklich. Nach vier Jahren heiratet Carlson, mittlerweile zum Lieutenant befördert, ein Mädchen aus einem Kloster. Ihre Abkunft ist unbekannt, da sie als sechsjähriges Kind hingebracht ist, ihr Name Mariane. R.'s besuchen das durch innige Liebe verbundene junge Paar, finden in Mariane ein

schönes, tugendhaftes Wesen, und bleiben ein Jahr. Auch Karoline trifft endlich ein. Mariane gebiert eine Tochter. Man forscht in dem Kloster nach und erfährt, sie sei das Kind eines Holländers, der sie nicht der reformirten Religion habe überlassen wollen. R.'s und Karoline kehren nach Amsterdam zurück und vernehmen, Karolinens Bruder Andreas sei aus Ostindien heimgekehrt. Dieser giebt ihnen schreckliche Kunde: er und seine Frau nannten die kleine Karoline Mariane — so hiess seine Gattin, diese starb, er machte Bankerott, brachte das 6jährige Kind in ein Kloster und fuhr nach Ostindien. Nachdem im Kloster das Furchtbare bestätigt worden ist, reisen alle zu Carlsons. Die seelischen Kämpfe der armen geschwisterlichen Gatten, die sich inbrünstig lieben, sind unbeschreiblich. Carlson wünscht, der Unheilsbote Andreas sei in Indien gestorben. Er wird in den Krieg gerufen. Mariane siedelt mit den Uebrigen nach Amsterdam über. Da kommt die Nachricht, Carlson sei am Fieber gestorben. Aber es trifft ein Brief von ihm ein. Also lebt er noch! Mariane ist entzückt, doch der Brief ist ein schon mehrere Wochen alter Scheidebrief. Carlsons Freund Dormund bringt des Todten Uhr und Portrait. Mariane und Dormund heiraten sich! Nach dreiviertel Jahren erkrankt Dormund tödtlich und bekennt, er habe den vom Fieber genesenden Carlson vergiftet, um Marianen zu gewinnen. Sie hassen, aber bemitleiden ihn und schaffen ihn in ein anderes Haus, wo R. am dritten Tag nur einen Brief Dormunds findet, er gehe wieder in den Krieg. Der furchtbar aufgeregten Mariane werden „auf einmal zwo Adern geschlagen", sie reisst den Verband auf und stirbt. Karoline findet reichen Trost in ihrem Christenthum. Nachdem ihre Wirthsleute gestorben sind, ziehen R.'s mit Karolinen und Marianens Tochter nach dem Haag zu Andreas. Ein Schiff aus Russland

bringt Waaren für diesen. Alle gehen an Bord und treffen — den todtgeglaubten Grafen. Die Bestürzung ist grenzenlos. Der Graf geht mit ihnen heim. Als ihm hier das kleine fünfjährige Kind der Gräfin aus der Ehe mit R. entgegenkommt, erkennt er mit einem Blicke die Vorfälle der Zwischenzeit. Es beruhigt ihn, gerade den redlichen R. an seiner Stelle zu finden. Als er R. aufsuchen will, bringt das Kind ein Abschiedsbillet von diesem. Am Hafen eingeholt, kommt R. zurück, will für immer Ade sagen, bleibt aber auf Bitten der Neuvereinten in Amsterdam. Auch Karoline bleibt. Beide verkehren viel mit dem gräflichen Paare. Der Graf war genesen, nach Russland und von hier auf 5 Jahre nach „Siberien" geschickt worden. So weit der erste Theil.

Im Anfange des zweiten sind zwei durch widriges Geschick erst jetzt in die Hände der Gräfin gelangte Briefe des Grafen eingerückt. Im ersten „aus der Stadt Moskau" erzählt er von der Gefangenschaft und der mit dem Engländer Steeley geschlossenen Freundschaft, der, nachdem seine Braut vom Blitz erschlagen, in schwedische Dienste getreten ist. Der Dritte im Bunde ist Steeleys Freund Sidne. Der 2. Brief kommt „aus der Stadt Tobolskoy in Siberien", besorgt von einem polnischen Juden. Diesen hat der Graf vom Erfrieren gerettet. Dankbar bietet er alles auf, die Lage der Gefangenen zu erleichtern. Die falsche Anklage eines Popen zieht ihnen die Verurtheilung wegen Hochverraths zu. Sidne wird zu Tode gemartert. Steeley erholt sich und wird gleich dem Grafen nach Siberien deportiert. Aber man trennt unterwegs die Freunde. Der Graf bleibt in „Tobolskoy"; seine Beschäftigung ist der Zobelfang. Steeley wird in Pohem, 14 Tagereisen von Tobolsk, gefangen gehalten. Der Graf macht die Bekanntschaft des Gouverneurs, dessen edle Gemahlin ihm Geldmittel verschafft. Das Folgende erzählt der

Graf mündlich: Er wird wieder mit Steeley vereint, der in Pohem ein Liebesverhältniss mit einem sibirischen Naturkinde gehabt hat[12]). Den heimlichen Bemühungen der Gouverneurin gelingt es, durchzusetzen, dass der Graf mit vier anderen — Steeley bleibt — nach Moskau zurückgebracht und in Freiheit gesetzt wird. — Graf und Gräfin führen ein ungetrübtes Leben, das durch die „Beschäftigung mit dem Geiste der besten Scribenten" verschönert wird. Sie üben im Verein mit R. eine ausgedehnte Wohlthätigkeit. Der alte Jude besucht sie und bleibt hochgeehrt eine Woche. Beim Abschiede schenkt er der kleinen Tochter ein Halsband und zehntausend Thaler. Plötzlich erscheint zu aller Freude Steeley in Begleitung seiner Braut Amalie, der Wittwe des Gouverneurs. Ihre Ehe war eine erzwungene gewesen; sehr bald nach dem Tode des Gouverneurs hat sie Steeley an sich gezogen. Die Trauung wird vollzogen, auch Graf und Gräfin lassen sich noch ein Mal einsegnen. Tags darauf kommt der hochbetagte Vater Steeleys an, der, ein eingefleischter Engländer, die ganze Gesellschaft, R. und Karolinen nicht vergessen, mit nach London zieht. Dass bei der Ueberfahrt die Chatoulle mit Amaliens Geldern ins Meer fällt, gilt natürlich als ein sehr geringer Verlust. Auf dem Landgute Roberts, des Freundes Steeleys ist zufällig auch jener Prinz von S. anwesend. Der unter dem Pseudonym Loewenhoeck aufgetretene Graf giebt sich Robert zu erkennen. Der Prinz thut reuige Ab-

12) Gellert fragt (Briefe für junge Leute Nr. 31): „Wie sind Sie und Doris und Aemilie mit der schwedischen Gräfin zufrieden? Wäre es besser, wenn sie nach dem ersten Theile gestorben wäre? Aemilie wird vermuthlich gewaltig viel an der Frau Gouverneurin, und noch mehr an dem armen zärtlichen Kosakenmädchen auszusetzen haben. Doch was kann ich dafür, dass die Frauenzimmer in Siberien empfindlicher sind, als sieben Meilen von Leipzig."

bitte, will den einst so Gehassten zum *„envoyé“* machen u. s. w. Der Graf erkrankt am Fieber und verscheidet mit den Worten: „ich sterbe und ihnen, lieber R., überlasse ich meine Gemahlin.“ Robert übermittelt einen Heiratsantrag des Prinzen, den die Gräfin mit den Worten: „Hier ist mein Gemahl“, auf R. deutend, zurückweist. R. kränkelt und stirbt. Ob die Wittwe nun doch noch dem Prinzen die Hand reicht, erfahren wir nicht.

Den Inhalt der vielbändigen Richardsonschen Romane konnten wir, ohne Wesentliches bei Seite zu schieben, in ein paar Zeilen zusammenfassen; die gedrängte Inhaltsangabe der „schwedischen Gräfin“, die bequem in einem dünnen Bande gedruckt werden kann, erforderte mehrere Seiten. Darin liegt ein bedeutender Unterschied zwischen beiden Schriftstellern ausgesprochen. Während Richardson alles Gewicht auf die Vorführung eines vollkommenen Charakters legt und die eigentliche Handlung auf ein Minimum herabsetzt, steht Gellert noch so sehr unter der Tradition des älteren Romans, dass von psychologischer Charakteristik sehr wenig, dafür eine an Verwicklungen überreiche Handlung geboten wird. Ein wahrer Rattenkönig von Doppelheiraten, Verbrechen und Blutschande. Wo bleibt Richardson? Gellert ist mit diesem Versuche eines moralischen Familienromanes kläglich gescheitert. Einzelne moralisierende Absätze, in einem trocken lehrhaften Ton vorgetragen, können dafür nicht entschädigen, dass die Handlung so entschieden unmoralisch ist. Wie sehr es der Zeit an klarem Urtheile über literarische Erscheinungen fehlte, erhellt daraus, dass man allgemein jubelte: nun sei doch endlich ein Buch erschienen, welches Deutschlands Töchtern zur Ergötzung und mehr noch zur Veredlung des Gemüthes in die Hand gegeben werden könne. An Richardson erinnern folgende Züge:

Die Heldin ist eine Frau. Diese wurde früh zur Tugend und Frömmigkeit erzogen. Ihre Sittenstrenge stürzt sie ins Unglück, denn hätte sie nicht den Antrag des vornehmen Wüstlings abgewiesen, so wäre keiner der furchtbaren Schicksalsschläge eingetreten. Also Leiden der verfolgten Tugend, wie in der Pamela; aber bei Gellert ist dieser Zug zu nebensächlich. Güte des Herzens, nicht die äussere Stellung verleiht Werth, ist eine der Hauptlehren der Pamela, welche Gellert mit dem Bewusstsein, sich damit in einen kühnen Kampf gegen das Hergebrachte zu stürzen, aufnimmt. Die Gräfin leitet die Erzählung ihrer Verehelichung mit dem trefflichen R. folgendermassen ein: „nunmehr kömmt eine von den wundersamsten Begebenheiten meines Lebens, welche mir von Leuten, die den Stand lieben und die Menschen nicht nach ihren Neigungen und Leidenschaften, sondern stets nach der Geburt und dem Range unter einander vergleichen, schwerlich wird vergeben werden.“ Sie sagt zu Herrn R.: „Sie haben die Verdienste *(merits)*, was geht die Vernünftigen die Ungleichheit des Standes an!“ Karoline leidet unter den Unterschieden der Geburt. Sie hat, wenigstens nach ihrer und Gellerts Meinung, nicht gegen die Tugend verstossen. Alle Personen, ausser Dormund, sind von milder Gesinnung und stets zur Verzeihung geneigt, wie bei Richardson. Sie müssen Dormund als Mörder hassen, aber „die allgemeine Menschenliebe verbindet sie zum Mitleiden.“ Die Religion ist ihnen eine unerschöpfliche Trostquelle. Der ausschweifende Prinz wird später von Reue ergriffen und wünscht das Opfer seiner früheren Ränke an den Altar zu führen. Einfluss des englischen Romanes zeigt sich auch darin, dass mehrere Engländer auftreten und der Schauplatz schliesslich nach England verlegt wird. Es ist wichtig, dass Gellert die Handlung nicht auf deutschen Boden, sondern in Schweden, Russ-

land und den Niederlanden geschehen lässt. Neben dem massgebenden englischen Vorbilde wirkt dabei das seit der Renaissance so mächtige Prinzip der idealen Ferne ein. Wenn Siberien mit Tobolskoy und Pohem, dem Zobelfang und naiven Ahnen der Gurli eingezogen wird, so klingt darin manches aus dem älteren Romane nach. Dass die Heldin ihre Geschichte selbst berichtet, wenn auch nicht in Briefen, solche aber mehrfach eingestreut werden, lässt uns an die Composition der Pamela denken.

Wenn an Stellen, wo alles auf eine gewaltsame Lösung hindrängt, welche jedoch die naturgemässe wäre, dennoch immer und immer eine friedliche Schlichtung der Conflicte erfolgt, so ist auch dies in der Art Richardsons, welcher starken Katastrophen, etwa gar einem unchristlichen Selbstmorde, mit frommer Besorgniss aus dem Wege geht. Gellert war eine milde, zur Vermittlung geneigte Natur. Seine krankhafte Zärtlichkeit, welche alles Harte, Gewaltsame verabscheut, hat die Handlung der schwedischen Gräfin so peinlich unmoralisch gemacht. Wo der Leser dem Manne oder Weibe, auf welches unsägliche Schrecken und Schicksalsschläge einstürmen, den Dolch in die Hand drücken möchte, damit das Wehe ein Ende hat, tritt Gellert versöhnend auf und das gleichmässige Tempo ist wieder hergestellt. Während Alles eine ernste Behandlung der verschlungenen Conflicte heischt, löst sich bei Gellerts Aengstlichkeit und Gutmüthigkeit die Geschichte in eitel Wohlgefallen auf. Die Blutschande erscheint in einem gar nicht sehr tragischen Lichte. Mariane ist zu einer zweiten Heirat rasch bereit. Karoline wohnt mit ihrem früheren Geliebten und dessen Gattin zusammen. Nachdem Herr R. nicht mehr Gatte sein kann, wird er Hausfreund, bis der wirkliche Tod des Grafen ihn wiederum in die schon genossenen Rechte des Gatten einsetzt. Wie naiv!

Karoline verzichtet nur aus Edelmuth auf die Hand des Grafen, die Gräfin ist eigentlich viermal verheiratet, Mariane mit ihrem Bruder und dessen Mörder, die Gouverneurin verbindet sich kurz nach dem Tode ihres Gatten mit Steeley und der Prediger preist alle diese Verwicklungen als „wunderbare Wege der Vorsehung bei dem Schicksale des Menschen". Selbst die junge Romantik hat nicht so mit der Heiligkeit der Ehe gespielt, als es hier Gellert sehr wider seinen Willen thut.

Varnhagen erzählt uns eine bezeichnende Anecdote: Jemand erlaubt sich den Spass, in einer Berliner Gesellschaft unseren Roman mit Verschweigung des Autors und des Titels, einiges auslassend oder ändernd, vorzulesen, und die Hörer hielten das Werk für eines der unsittlichsten Producte des jungen Deutschlands.

Uebrigens ist Gellert keineswegs ein Anhänger der platonischen Seelenliebe, sondern denkt, wie Uz, der in seiner philiströsen Weise sagt: „Der Schöpfer heisset uns ein sinnliches Ergetzen nicht über seinen Werth, nicht unter'm Werthe schätzen." Seine Gräfin spricht sich sehr offen aus: „man denke ja nicht, weil wir die Wissenschaften liebten, dass wir an uns nur unsere Seelen geliebt hätten. Ich habe bei allen meinen Büchern über die metaphysische Geisterliebe nur lachen müssen. Der Körper gehört so gut als die Seele zu unserer Natur. Die sinnliche Liebe, die bloss auf den Körper geht, ist eine Beschäftigung kleiner und unfruchtbarer Seelen. Und die geistige Liebe, die sich nur mit den Eigenschaften der Seele gattet, ist ein Hirngespinst hochmüthiger Schulweisen, die sich schämen, dass ihnen der Himmel einen Körper gegeben habe, den sie doch, wenn es von den Reden zur That käme, um zehn Seelen nicht würden fahren lassen."

Ungleich pedantischer gehalten sind manche Stellen über die Erziehung eines jungen Frauenzimmers; in der Moralmanier der Fabeln die nach der traurigen Heirat Marianens und Dormunds eingewebte ziemlich alberne Beschreibung der weiblichen Eifersucht. Ist Varnhagens Anecdote wirklich wahr, was ich fast bezweifeln möchte, so hat der Vorlesende sehr viel geändert, oder das „junge Deutschland" müsste gegen einen derartigen Verdacht energisch protestieren.

Der alte Steeley ist ein misslungener Versuch humoristischer Charakteristik. Ein getreues Selbstconterfei hat Gellert von sich in der Figur des Herrn R. geliefert. Seine hervorragenden Züge sind: Bildung, Bescheidenheit, Sittenstrenge, Treue in Liebe und Freundschaft, eine sanfte Melancholie, Uneigennützigkeit; er verschmäht Ehren und äussere Gunstbezeugungen, ist kein Mann für die grosse Gesellschaft, freundlich dafür gegen Niedrigstehende. Sein Verlangen ist, „alle Menschen vernünftig und alle Vernünftige glücklich zu sehen." Wer sich schäme, einen Nebenmenschen vernünftig und tugendhaft zu machen, weil er zu gering sei, verdiene nicht, Mensch zu heissen. In solchen Fragen stimmen Richardson und Gellert durchaus überein. Der milde Sinn Gellerts zeigt sich auch darin, dass er dem alten polnischen Juden eine so achtungswerthe Rolle zuweist und sich an mehreren Stellen in sehr toleranter Weise, obgleich noch ohne die freie Vorurtheilslosigkeit eines Lessing, über die Juden im Allgemeinen äussert. Oft nöthige diese der Christ durch gehässige Verachtung und listige Gewaltthätigkeit zum Betruge, wie zum Hasse gegen das Christenthum.

Der Stil Gellerts entbehrt nicht einer gewissen Glätte und Gewandtheit, verfällt aber all zu häufig in die leidige Pedanterie eines Leipziger Magisters. Er ist erträglich, wo die Erzählung ruhig fortschreitet, trocken und schwunglos

an allen Stellen, wo die Gewalt der Situation den Ton gehobener Freude oder heftigen Schmerzes verlangt. Gellert will sein Publicum, das Bürgerthum, nicht zu sich erheben, sondern glaubt noch, der Dichter müsse sich zu seinen Lesern herablassen. Die Sprache des Affectes ist Gellert fremd, und das Kunstmittel, mit welchem er diesen Mangel zu bemänteln sucht, doch sehr ärmlich und fadenscheinig. Gelegentlich der Nachricht von dem Tode ihres Gatten sagt die Gräfin nur: „meinen Schmerz über diese Nachricht kann ich nicht beschreiben. Die Sprachen sind nie ärmer, als wenn man die gewaltsamen Leidenschaften der Liebe und des Schmerzes ausdrücken will.“ Gellert kann es allerdings nicht. Ein Schriftsteller, dem das Pathos der Leidenschaft zu Gebote stünde, würde Marianen und Carlson in die masslosesten Klagen über ihr unsägliches Loos ausbrechen lassen und diese Ausbrüche uns überliefern; bei Gellert wünscht Carlson nur „unzähligemal in der Sprache des Affects, dass Andreas todt sein möchte,“ aber wir hören von seinen Exclamationen nichts. Als der Graf wirklich stirbt, will die Heldin wiederum ihren Schmerz über seinen Tod nicht beschreiben. So ist es noch mehrmals. Die Kraftlosigkeit und Mattigkeit Gellerts äussert sich überall, wo es gilt, Affecte zu schildern. Voss schilt einmal hart, aber nicht grundlos über Gellerts Schreibart in einem Briefe an Brückner (Briefe I. S. 185):

„Gellert war ein guter frommer Mann; ein guter Schriftsteller für Zeiten, wo Gottsched alles war; und durchaus kein Dichter. Du verwechselst einmal die leichte Schreibart und die schöne mit einander. Er nimmt von unserer starken Sprache nur den kleinen Theil von Worten, die man gebraucht, ein französisches Buch (nicht zu übersetzen) zu parafrasiren; nähert sich dem Ton der Gesellschaft, der durchaus nichts taugt, wo der Schriftsteller nicht eben das im

Sinne hat, diesen, wie jede andere Sache aus der Natur um uns, nachzuahmen; nimmt leicht zu fassende Gegenstände und giesst dann sein ewiges unausstehliches Wassergeschwäz in solchem Ueberflusse darüber, dass die dumme Eitelkeit, die doch auch gern viel und schnell verstehen oder lesen will, vollkommen befriedigt wird. Glaub' nicht, dass ich hizig schreibe. Ich versichere Dir, dass ich für Gellerts wahre Verdienste eben die Hochachtung habe, die Du nur immer haben kannst. Aber mein Urtheil ist das des Bundes und Klopstocks." „Der Dichter, der nur Eine grosse Seele, die wieder wirken kann, stark rührt, thut mehr, als der, der den ganzen Mittelstand in eine dumme Andacht einschläfert." —

Hermes. Knigge.

Der Theologe Hermes (geb. 1738, gest. erst 1821) ist als Romanschriftsteller ein Hauptvertreter der moralisierenden Richtung Richardsons und Nachfolger Gellerts. Jördens (Bd. 2, S. 396) erzählt, dass Prof. Arnold in Königsberg ihm zuerst den Grandison in die Hand gab, und nachdem er durch dies Werk angeregt, einige moralische Vorträge gehalten hatte, zu ihm die „wahrhaft denkwürdigen Worte" sprach: „Die Zeit naht, wo wir Prediger den Menschen wenig werden beikommen können; alsdann wird das Wahre und Schöne eines gefälligen Gewandes bedürfen und Sie, wenn Sie fortfahren, Ihre Beobachtungen und Erfahrungen niederzuschreiben, können dann ein deutscher Richardson werden."

1766 erschien sein Erstlingswerk „Geschichte der Miss Fanny Wilkes, so gut als aus dem Englischen übersetzt." Dieser Zusatz ist nur Reclame, da Hermes ein englisches Original weder verdeutscht noch frei bearbeitet hat; aber die englischen Romane waren einmal in Mode und Hermes glaubte

durch diesen frommen Betrug die Aufmerksamkeit des Publicums in höherem Grade zu gewinnen. Der Schauplatz ist England; wozu die vorbildlichen englischen Romane und, wie schon bei Gellert angedeutet wurde, das Princip der Ferne den Dichter veranlasste. Er sagt selbst in der Vorrede, Richardson und Fielding seien seine Muster. Stimmung und Tendenz ist durchaus in der Art Richardsons. Fieldingisch sind nur die humoristischen Kapitelüberschriften und Abschweifungen und einzelne Personen, wie der alte derbe Commandant in Dunbar oder der Küster Doubt[13]). Der „muntere" Ton fällt meist herzlich albern aus. Im Grossen und Ganzen hat Hermes seinen Stil an Gellert gebildet. Auch bei ihm sind die Frauen in erster Linie als Publicum gedacht. Wie in der Clarissa wird der ernsten Heldin Jinny eine heitere Freundin, Miss Handsom, an die Seite gestellt. Handsom ist ein Tugendspiegel wie Grandison. Unbewaffnet, wie dieser Duellverächter, erscheint er bei Lord Spead, dieser aber ist kein Pollexfen, sondern hat ihn nur auf die Probe stellen wollen. Der „Grandison" gilt ihm auch als der edelste Roman; so empfiehlt er der Miss Adams zur Tröstung in Gemüthsbedrängniss die Apostelgeschichte, eine Uebersetzung von den geistlichen Liedern Paul Gerhards und fügt hinzu: „Lesen Sie endlich den Grandison; denn es ist natürlich, dass ihr Gemüth einiger Zerstreuung bedarf und Grandison bleibt immer das beste Buch seiner Art." Dr. Gentle (Buch 5) ist das getreue Abbild von Dr. Bartlett im Grandison. Auch das Kammermädchen Betty hat „grosse Verdienste". Erfüllt von dem Gedanken, dass der Dichter weniger unterhalten als sittlich fördern soll, schildert er die bedrängte, aber endlich siegende weibliche Tugend der Jinny. Diese wird mehrfach entführt, in schechte Häuser gebracht u. s. w.,

13) Vgl. Neue Bibl. der schönen Wissenschaften Bd. 2, S. 355.

ohne zu unterliegen. Der ausschweifende Lord gleicht Richardsons Lord Boody, Frau Wanton und Bawd der alten Jewkes, Pamelens Peinigerin. Während so der Inhalt treulich den Richardsonschen Romanen nachgebildet ist, werden doch noch in Gellertscher Manier gern allerhand wunderbare Geschichten aus fremden Ländern episodisch eingeflochten, so Handsoms Erlebnisse in Spanien und die Schicksale des italienischen Räubers Hidden, der seine leibliche Schwester geheiratet hat, wie Carlson in der „Schwedischen Gräfin". Durch das ganze Werk geht eine trockene, lehrhafte Langweiligkeit. Nirgends Pathos und Leidenschaft. Er empfindet sein Unvermögen, durch lebhafte Sprache und gehobenen Stil seelische Bewegungen zu schildern, selbst sehr wohl. So heisst es, als Handsom und die übrigen Jinny ertrunken glauben, aber gerettet finden: „Unbeschreiblich? Ja freylich war die Freude und das ganze Betragen des Herrn Handsom unbeschreiblich; ich wenigstens kann es nicht beschreiben. Nicht, als wenn ich die Kunstgriffe meiner Mitbrüder nicht kennte, die hier zu Ausrufungen und Selbstgesprächen ihre Zuflucht nehmen. Aber dazu ist in diesem Bändchen keine Zeit und kein Raum." Aehnlicher Ausflüchte bediente sich, wie wir oben sahen, Gellert; es ist daher fast komisch, wenn Hermes im fünften Buche schreibt: „Ich merke wohl, dass ich jetzt eine der schönsten Situationen unter der Feder habe: aber ich wünschte, dass ein Richardson oder ein Gellert hier weiter schreiben möchten." — Von der kleinen Fanny Wilkes ist übrigens nur ganz vorübergehend die Rede, obwohl die Schilderung der Erlebnisse von Jinny und Handsom nur als Episode begonnen wird. Möglich, dass der dritte Theil leisten sollte, was der Titel verheisst[14]), denn der Roman blieb unvollendet. In

14) Doch wohl nicht, denn Hermes entwickelt im 1. Bande von „Sophiens Reisen" folgende Theorie für den deutschen Originalroman: „Ich

Bezug darauf lautet eine Anmerkung in „Sophiens Reisen“ (Bd. 4, S. 555): „Wahr ist's, dass der versprochene dritte Theil nicht erschienen ist. — Fertig mus er doch gewesen seyn; sonst wäre er wol nicht versprochen worden? Aber dem Verfasser schien er vielleicht — nicht fertig.“

Klotz schreibt in der Recension über Wielands „Agathon“ im ersten Bande der Deutschen Bibliothek der schönen Wissenschaften: „Wie lange werden doch noch die teutschen Schriftsteller nach fremden Ländern betteln gehn?.... warum schaffen sich die Teutschen keine Nationalromane?.... Noch nicht lange ist es, dass Hermes nach England schiffte und uns eine niedliche Fanny Wilkes mitbrachte und Wieland reiset gar mit vielen Kosten nach Griechenland.“ Hermes' zweiter und bedeutendster Roman „Sophiens Reisen von Memel nach Sachsen“ spielt in der That auf deutschem Boden und schildert deutsches Leben[15]). Blankenburg (Versuch über den Roman S. 234) rechnet es Hermes, den er im Uebrigen ebenso wie den Meister Richardson oft tadelt, „vorzüglich als ein Verdienst an, dass er die deutschen Sitten zu brauchen versucht hat“, während immer noch England der „Schau- und Tummelplatz“ der jungen Dichter sei. Hermes selbst sagt: „Wir malten deutsche Sitten — wie wir sie fanden; nicht wie wir sie dichteten. *Vera cano.*“ Deshalb kön-

würde durch einen ganzen Roman das Interesse theilen, so dass man emsig lesen müsste, um zu erfahren, an wem denn das Herz das meiste Interesse nehmen soll; ..... ich würde den Leser in der Meinung lassen, die als Hauptperson angegebene Person könne das nicht sein, wofür der Titel sie erklärt und nur spät zeigen, dass eben sie die Geschichte von Anfang bis zu Ende wenden konnte; dazu würde ich ein Individuum wählen, das nur insofern Hauptperson sein kann — etwa einen ganz Fremden — oder ein Kind, und diess Kind müsste ein Kind bleiben“.

15) Prutz' verschiedene Arbeiten über Hermes waren mir, wie so manches andere, in der Strassburger Bibliothek nicht zur Hand.

nen wir auch heute diesem Romane ein gewisses Interesse nicht versagen, denn er führt uns ein in die damalige bürgerliche Welt. Ist auch diese Welt etwas gedrückt, der Gesichtskreis eng, die Personen nicht ohne einen Anflug von hausbackener Spiessbürgerlichkeit und Pedanterie, so hat doch Hermes ein Recht sich zu rühmen, ein wahres Abbild deutscher Verhältnisse in den Mittelkreisen gegeben zu haben. Die Sophien, Julchen, Puff, Schulz, die Prediger und Studenten danken wirklicher Beobachtung ihr Leben. Auch das niedere Volk sucht Hermes auf und führt es sammt seinem Plattdeutsch in den Roman ein. Es kann uns nicht wundern, wenn der Mittelstand „Sophiens Reisen“ rasch zu seinem Lieblingsbuche erkor, fand er doch darin sich selbst und seine guten Bekannten. Für uns ist es freilich ein hartes Stück Arbeit, uns durch die 4180 Seiten der zweiten Ausgabe durchzuarbeiten. Doch muss man in Anschlag bringen, dass damals breiter und gedehnter gesprochen und geschrieben wurde, als in unserer raschlebigen Zeit, welche alles möglichst knapp und gedrängt verlangt und etwa die Gespräche in Tiecks Novellen und Phantasus entsetzlich lang und ermüdend findet. Aber schon beim Erscheinen des Werkes tadelten viele Kritiker Plan und Composition auf das Lebhafteste. Hermes selbst hat an verschiedenen Stellen ausdrücklich erklärt, was er zu geben beabsichtigt. Manche Mütter und zwar die Verehrungswürdigsten, manche Prediger hätten ihm zugerufen: „Will denn kein Christ etwas schreiben, was so ausseh wie ein Roman und so meine Kinder fessle?“ „Das jammerte mich“ sagt er „und ich schrieb“. Er nennt sich selbst einen „christlichen Moralisten“, will ein „System der Moral“ oder wenigstens „Kapitel der Moral“, aber kein „Historienbuch“ geben. „Statt einiger Bände Predigten ein Buch dieser Art“ zu geben, dazu bewegt ihn nur die Erfahrung, welche ihm schon Arnold

einschärfte, dass so viel weiterer und nachhaltigerer Nutzen gestiftet werde. Ciceros „die Natur treibt uns, möglichst vielen zu nützen“ ist sein Wahlspruch. Von diesen Gedanken erfüllt, achtet er nicht im geringsten auf einheitliche Composition, sondern reiht, wie es seine Moral eben heischt, Episode an Episode. „Sophiens Reisen“ ist der am schlechtesten componierte Roman, den ich kenne. Sehr richtig tadelte die Kritik, man werde „in einem unbekannten Holze der Kreutz und Quer geführt und beständig desorientiert“, rügte die „Einschiebungsmethode“ und sagte „dem ersten Eindrucke nach sieht doch die Sammlung dieser Briefe wie eine Brieftasche aus, in welche Briefe zufälliger Weise zusammengekommen sind, ohne dass sie jemand mit Wahl so ordnete; der Leser ermüdet über dem weiten Abwege, dessen Zurückkehr zu der Hauptstrasse er nicht absehen kann, verliert das Hauptinteresse aus den Augen und muss, wenn er den zweiten Theil anfängt, den Zusammenhang der Geschichte erst wieder aufsuchen“ [16]). Wieland schreibt an Merck (I. S. 90): „Ich kann des Mannes Art zu componiren, sein ewiges Moralisiren und Literarisiren, die ewige Schiefheit in beiden, womit er selbst geschrieben hat und in der er den Leser fast immer lässt, nicht ausstehen. ..... Thut euer Amt.“ Merck that's im Aprilheft 1776 des „Teutschen Merkur“: die *dehors trompeurs* seien die Hauptsache. Hermes sagt offen, es komme ihm gar nicht darauf an, seine Sophie von Memel nach Sachsen zu befördern, er habe nur deshalb eine „Reise“, keine „Geschichte der Sophie“ versprochen, um ohne Zwang der Regel nach Herzenslust sich in Episoden ergehen zu können (Bd. 3, S. 315). Die Anmerkungen des Herausgebers sind zahllos und oft mehrere Seiten lang; ja zu diesen Anmerkungen giebt es wieder Anmerkungen. Es wimmelt von lateinischen Cita-

16) Neue Bibl. der schönen Wissenschaften Bd. 19, S. 275.

ten. Oder er rückt unter die Briefe des Romans einen mit der Ueberschrift „der Verfasser an die Leser“ ein. Das Hauptgewicht ruht auf den Excursen, aus welchen allen die Bäffchen des Pastors hervorgucken[17]). Wir finden lange theologische Abhandlungen über Predigtamt, Studium, Ehescheidung, Judenmission, Philippiken gegen das Lotto, das Spiel, die Mode, die Ammen, den Zweikampf u. s. w. In den Anmerkungen und im Texte ficht er manchen Strauss gegen die scheelsüchtigen „Kunstrichter“ aus, besonders den Göttinger und den Recensenten der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften. Auch sind viele Gedichte, meist auf Hillersche Melodien, eingewebt und so wird die „Prose mit Versen verbrämt.“

Merck a. a. O. sagt: „fast noch mehr, als Richardson, sucht der Verfasser Empfindungen und Maximen der Tugend einzustreuen“; er hebt die „Direction des Richardson“ in Hermes' Romane hervor, spricht von einem „Herrn Grandison-Less“ und nennt Koschchen einen „weiblichen Lovelace, der Schauder und Grausen, nicht Rührung erregt.“ Obwohl Hermes wiederholt gegen die Bezeichnung eines Nachahmers Einspruch erhebt, gesteht er offen, der Wunsch, ein deutscher Richardson zu werden, habe ihn zum Romanschriftsteller gemacht. So lesen wir (Band 5, S. 470): „Das Lob, welches der grosse Young ihm (Richardson) gab, ist's ja hauptsächlich, was mich bewog mein Buch zu schreiben: Er hat, sagt Young, mit einem eben so moralischen, als originalen Genie böse Geister ausgetrieben; er hat eine Art von Schriften zur Tugend bekehrt, die sonst ihr ärgster Feind war: wie die ersten christlichen Kaiser Dämonen

17) Schiller Xenion 25: Pfarrer Cyllenius (Hermes' Pseudonym)
Still von deinen Pastoren und ihrem Zofenfranzösisch
Auch von den Zofen nichts mehr mit dem Pastorenlatein.

verjagten und die Tempel derselben dem lebendigen Gott heiligten. — So urteilte ein so grosser Mann: aber das war auch Engelland! Ich glaube auf Richardsons Wege zu gehn: aber ach! mein Weg geht durch Deutschland." Er rühmt (I. 147) Richardsons „immer charakterisirende Style", nennt ihn den „grossen Richardson" und meint, dem Gellertschen Sinngedichte, worin der englische Dichter über Homer erhoben wird, könnten nur einige hadernde Geister widersprechen. Diese Bewunderung und Verehrung hindert ihn nicht, einige polemische Bemerkungen gegen jenen einzustreuen. So lernt Amalie aus dem Grandison „Bironsches Zimpern" und ihre Mutter kommt gar auf die fixe Idee, für sich zu suchen „was sie im Dorf, im Königreich und in der ganzen Welt nicht finden konnte: einen Grandison"[18]). Höchst beschränkt ist sein Urtheil über Richardsons Clementina. Pastor Hermes hasst die „wahnwitzigen Romanheldinnen" und den Katholicismus; da nun Clementina nicht protestantisch werden will noch kann und aus Gram in Tiefsinn fällt, nennt er sie eine „erkenntnislose, glaubenslose Römerinn", kurzweg ein „Unding".

Unter den deutschen Dichtern scheint er Gellert der „Schwedischen Gräfin", als erster Richardsoniade[19]), wegen am höchsten zu stellen. Er möchte ihn gern von den Todten auferwecken und klagt: „Einen Mann wie Gellert giebt unser Jahrhundert nicht wieder." Klopstock habe Deutschlands jüngeren Söhnen Muth und Religion, Gellert seinen jüngeren Töchtern Geist und Tugend gegeben. — Auch in diesem Romane, der in Deutschland spielt, macht Hermes manche Excursionen auf fremdes Gebiet, nach Russland, England, Holland, „weil wir Deutschen gewohnt sind, unsern Lesern etwas ausländisches zu zeigen" (Bd. 6, S. 210). Ein Gegenstück

18) Einwirkung von Musäus' Grandisonparodie. S. u.

19) Ihr folgte Pfeils „Geschichte des Grafen von P." 1755.

zu Gellerts „siberischem Mägdchen“ ist die junge Kalmückin bei Frau Busch und Sophie. Diese ist aber eine ganz uncivilisirte *„fille de la nature“*, welche nichts von Seife weiss und „Schnupftoback und Kiessand frisst.“ Einen edelmüthigen alten Juden einführend bemerkt er, der Kunstrichter werde sich der Entdeckung freuen, dass derselbe der Schwedischen Gräfin entlehnt sei.

Zu dem Einflusse des englischen und deutschen Moralisten tritt wie in der „Fanny Wilkes“ die schwächere Einwirkung Fieldings. Die humoristischen Ueberschriften entlehnt er ihm wieder mit der wunderlichen Begründung, er bedürfe ihrer, da sein Roman so ernsthaft sei. Herr Puff z. B. soll ein Fieldingscher Charakter werden. Hermes versucht sich auch mehrfach in komischer, grotesker Schilderung, die bei ihm zu einem abgeschmackten fratzenhaften Zerrbilde wird. Als Beleg diene folgende Beschreibung, welche Sophie von einer Dame liefert, bei der sie gespeist hat (Bd. 1, S. 213): „Sie ist bläulichtweis. Braunes Haar einer widrigen Mischung. Augen, die noch unter dem Braun sind. Kurze Augenwimpern. Platte Wangen, die, ob sie gleich noch jung ist, herabhängen wollen. Ein starker Odem. Hässliche Zähne. Eine Sprache — im Ton „Holt Fische!“ Eine Brust, die der Natur unter den Händen verunglückt ist, und zur Warnung derer, die auf daz Herz schliessen können, das hier wohnt, aufgedekt da liegt. Hände wie der Neid gelb und hager. Dike kurze Finger, voll Warzen. Grosse Schritte.“ Und diese Caricatur nennt er: *la femme comme il y en a beaucoup!*

Wie gegen die „eilfertigen Kunstrichter“, so eifert Hermes mit heiligem Zorne gegen die „tollmachenden Französischen Romane“, gegen „Voltaire und Consorten“ und die „feige und elende Seele“ Helvetius. Aber auch deutsche Schriftsteller von anderer Richtung werden sehr unglimpflich

behandelt, z. B. die „Bübereien des Sebaldus Nothanker", weil sie die Ehre des Predigtamts und Gebetes schänden. Dass ihm Goethe und Genossen nicht behagen, ist zu erwarten, und in der Art, wie er diese beschimpft, spiegelt sich seine engherzige, kleinliche Beschränktheit. Wir lesen wörtlich (Bd. 4, S. 313) in der Beschreibung eines Pfarrhofes: „Die Endten sassen im Schnee, richteten sich jedoch bei meiner Annäherung auf Einem Füschen wenigstens, etwas in die Höh, sahn, wie lächerlichhoch auch ihr Auge dicht am Hirnschädel sizt, mit auf jene Seite gebeugtem Kopf mich an, und nikten dann sammt und sonders — mich dünkt, dies waren Schriftsteller in Goethens Manier." Unglaublich, aber wahr. — Zwischen der ersten und zweiten Ausgabe von „Sophiens Reisen" liegt Goethes Werther. Wie Göze, hält Hermes in theologischem Eifer das Buch für eine Apologie des Selbstmords, den er den „letzten Grad der Feigheit" nennt. Er sagt (Bd. 2, S. 450): „Unendlich sind die Segnungen des Christentums, wenn dasselbe auch nichts weiter gethan hätte, als dass es z. E. dem Selbstmord steuert." Mehrmals und immer im Zusammenhange mit dem Selbstmord nennt er Goethes Roman. Einmal sagt er, er wolle über seinen „Zeitgenos" Goethe nicht aburtheilen, ein ander Mal lässt er „Vater Luther" gegen „Monsieur Werther" reden: „Die jungen Narrn meinen, sie müssen nichts leiden. Die alten Veter nennens *Impatientiam libidinis,* Es mus ja nicht alles sobald gebüsset sein, was einen gelüstet, Es heisst, Wehre dich" (Bd. 5, S. 548). Was Hermes aber fürchtete (s. Vorr. zu Bd. 6), diese Widersacher seiner Moral würden gegen ihn „Prometheus und Deucalion u. s. w. oder Götter, Helden u. s. w. vermuthlich nunmehr wieder auflegen", trat nicht ein; dazu war er kein ebenbürtiger Gegner. Man strafte ihn in einigen Xenien.

Hermes hatte versprochen, später in der „Geschichte des

Herrn Gross“ einen werdenden Grandison zu zeigen, worüber sich Blankenburg (Versuch über den Roman, Vorr. S. 8), der immer auf eine geschlossene Kette von Ursache und Wirkung im Romane drang, sehr freute. Er hat diese Geschichte nicht geschrieben, sondern schilderte im ersten Bande von „Manch Hermäon“ in der Figur eines Dienstmädchens eine leider unglückliche deutsche Pamela, und suchte in dem 1787 erschienenen Werke „Für Töchter edler Herkunft“ in Richardsons Art das Laster mit schwarzen Farben zu malen[20]).

Von Richardson, mehr aber von Fielding angeregt zeigt sich Knigge in seinen Romanen „die Verwirrungen des Philosophen oder Geschichte Ludwigs von Seelberg“ und der in Briefen abgefassten „Geschichte des armen Herrn von Mildenburg“. Wie Blankenburg hält er Wieland und Fielding für die Meister des Romanes, doch fehlt es nicht an Zeichen Richardsonschen Einflusses. Lovelace nennt er an einer Stelle des „Ludwig von Seelberg“ (Bd. 1, S. 193) in einer Reihe mit Alcibiades, Alexander dem Grossen, Carl dem Zwölften, Richelieu und Masaniello! Wie Hermes hasst er die neue Literaturentwicklung, die „Recensentenbuben“, „Kraftgenieschen“, „unbärtigen Philosophen“, „Aufklärungs-, Reformations- und Polyhistorsrotten von jungen Purschen“, den *furor anglicanus* und die „Mode werdende ekelhafte Empfindsamkeit“.

Die Fluten der mit Goethes Werther anhebenden Revolution im deutschen Romane tilgten bald, wenigstens für die gebildeten und auf der Höhe der Zeit stehenden Geister, diese Zeugnisse einer Richtung, welche gut und erfreulich gewirkt, aber sich überlebt hatte. Wie eine verfallene und vergessene

20) Schiller Xenion 13 „Für Töchter edler Herkunft“:

„Töchtern edler Geburt ist dieses Werk zu empfehlen
Um zu Töchtern der Lust schnell sich befördert zu sehn.“

Ruine ragt Hermes in die zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts hinein, er, dessen Herr Kübbuts sogar dem Candidaten Jobs im theologischen Examen statt des gleichnamigen hebräischen Zeichens in den Sinn kam.

Wielands Verhältniss zu Richardson. Sophie La Roche.

Niemand wird ohne lebhaftes Interesse der geistigen Entwicklung des jungen Wieland folgen, die er uns selbst in seinen Briefen, im Agathon u. s. w. mit psychologischer Meisterschaft dargelegt hat. Anfangs Pietist und seraphischer Tugendschwärmer, klagt er die junge Anakreontik der Sittenverderbniss an, begeistert sich bei Plato für eine alles Körperlichen entkleidete rein seelische Liebe, rühmt an seinen vierzigjährigen Sacharissen und Eulalien die Schönheit der Seele, sieht in Julie Bondeli Shaftesburys *moral venus* verkörpert, bis in das ätherische Empfinden allmählich eine sinnliche Beimischung eindringt und dann rascher und rascher sich der Umwandlungsprocess zu einer mehr epicureischen, an Frivolität streifenden Richtung vollzieht. Entsprechenden Wandlungen unterliegt Wielands Verhältniss zu Richardson. Aus reger Bewunderung geht es nach seinem „famosen *descensus* aus der Platonischen Sphäre in diese körperliche sublunarische Welt“ (an Gessner) in entschiedene Gegnerschaft über.

Schon in Klosterbergen machte er die Bekanntschaft Richardsons, indem er aus einer Pamelaübersetzung französisch lernte. Die Clarissa wurde von ihm wiederholt gelesen, so schreibt er im October 1757 an Künzli: „Ich musste deswegen den Araspes in seiner Leidenschaft auf's äusserste steigen lassen, aber ich musste ihn dennoch zu keinem muthwilligen Lovelace machen. Ich las eben um selbige Zeit wieder die Geschichte der Clarissa.“ Er stand also unter einem gewis-

sen Banne Richardsonscher Eindrücke. Den Grandison las er 1754 mit grosser Begeisterung und wandte ihm eine besondere Aufmerksamkeit zu. Im März 1759 spricht er von dem Plane eines Werkes „Briefe von Karl Grandison an seine *pupille* Emilia Jervois etc. etc.“ (Ludwig Wielands Auswahl I. S. 371) und vollendete 1760 das Trauerspiel „Clementina v. Porretta“. Lovelace und Clementina mussten von allen Richardsonschen Gestalten den Dramatiker am meisten reizen, ja, nur sie wären überhaupt fähig, aus dem Romane auf die Bühne versetzt zu werden. Wenn Wieland gerade die Clementina erkor, so veranlasste ihn dazu vielleicht der Umstand, dass seine Jugendgeliebte Sophie La Roche vor ihrer beiderseitigen Bekanntschaft einen dem der Grandisonepisode ganz analogen Conflict hätte durchkämpfen müssen. Sie war als Fräulein Gutermann mit dem Katholiken Bianconi verlobt. Bei Besprechung des Ehevertrags ergab sich eine heftige Meinungsverschiedenheit zwischen Vater und Bräutigam, indem ersterer die Kinder lutherisch, letzterer katholisch getauft und erzogen wissen wollte. Die Differenz war nicht zu schlichten und die Verlobung musste zu Sophiens tiefem Schmerze aufgehoben werden. Fliehen wollte sie nicht.

Der Dichter begab sich mit der Wahl dieses Stoffes in unüberwindliche Schwierigkeiten, welche in der ganzen Art der Richardsonschen Romane begründet liegen. Sollte man eine Dramatisierung der „Pamela“ für möglich halten? Gleichwohl ist sie in Deutschland und Frankreich erfolgt. Der ideale Grandison, dieser „moralische Gliedermann“, ist und bleibt auf der Bühne ein Unding. Auch Clementina muss sich bei näherem Zusehen dramatischer Gestaltung nicht zugänglich erweisen, besonders für den, welcher einfach den Richardsonschen Roman ausschreibt und dialogisiert. Was Wieland wirklich an Eigenem hinzuthat, so der Schluss, ist

ganz verfehlt. Mendelssohn unterzog die Tragödie in den Literaturbriefen einer im wahrsten Sinne vernichtenden Kritik, deren Wucht Wieland gewiss lebhaft empfinden musste, ob er gleich sagt, der Missachtung seiner Clementina von „Lessing und Compagnie" achte er „nicht mehr als des Sumsens der Sommermücken oder des Quäckens der Laubfrösche". Wunderlich bleibt, dass er, der Kenner und Verehrer Shaftesburys sich mit Richardsons vollkommenen Charakteren einliess, denn die *perfect characters* hat niemand schärfer verdammt, als eben Shaftesbury [21]).

Wie nach Wielands eigenem Geständniss, die platonische Liebe ihn zu Richardson zurückgeführt hatte, so zog ihn die berührte Umwandlung seiner Anschauung von dem Engländer ab. Er erholte sich „von der transscendentalischen, mystischen Liebe eines Platoniciens" am Don Quixote. In einem Briefe an die Bondeli vom 16. Juli 1764 spottet er ironisch über die Zeit des Enthusiasmus und Platonismus, wo er gegen Ovid, Rousseau, La Fontaine geeifert habe; man möge nun endlich die „moralischen Donquixoterien seiner ersten Jugend" vergessen; dem Heroismus platonischer Liebe fühle er sich nicht mehr gewachsen. Den 1767 erschienenen „Agathon" konnte Blankenburg in seinem „Versuch über den Roman", worin Richardson heftig bekämpft wird, als Idealroman aufstellen. In diesem Romane (Buch 5, Cap. 6) lesen wir folgende an die erwähnten Ausführungen in Shaftesburys *Characteristics* erinnernde Stelle, deren Spitze unverkennbar gegen den einst verehrten Richardson gekehrt ist: „Vielleicht ist kein unfehlbareres Mittel, mit dem wenigsten Aufwande von Genie, Wissenschaft und Erfahrenheit ein gepriesener Schriftsteller zu werden, als wenn man sich damit abgiebt; Men-

21) *In a poem (whether epic or dramatic) a compleat and perfect character is the greatest monster* (Shaftesbury).

schen (denn Menschen sollen es doch seyn) ohne Leidenschaften, ohne Schwachheit, ohne alle Mängel und Gebrechen, durch etliche Bände voll wunderlicher Abentheuer in der einförmigsten Gleichheit mit sich selbst herumzuführen. Eh ihr's euch versehn, ist ein Buch fertig, das durch den Ton einer strengen Sittenlehre, durch blendende Sentenzen, durch Personen und Handlungen, welche ebenso viele Muster sind, den Beifall aller der gutherzigen Leute überrascht, welche jedes Buch, das die Tugend anpreist, vortrefflich finden..... Umsonst mag dann ein verdächtiger Kunstrichter sich heiser schreien, dass ein solches Werk eben so wenig für die Talente seines Urhebers beweise, als es der Welt Nutzen schaffe; umsonst mag er vorstellen, wie leicht es sey, die Definizionen eines Auszugs der Sittenlehre in Personen und die Maximen des Epiktets in Handlungen zu verwandeln."

Am deutlichsten erkennen wir den neuen Wieland, Richardsons Gegner, in den Briefen an Sophie La Roche, ihrerseits eine seiner begeistertsten Anhängerinnen und Nachahmerinnen. Als sie ihm im November 1769 die Anfänge des „Fräulein von Sternheim" zusendete, war er mit dem Tone dieser Richardsoniade nicht einverstanden. Derselbe werde nur den sentimentalen Jargon befördern, den Young und Klopstock begründet hätten. Und am 20. März 1770 schreibt er ganz offen an die Freundin: *je ne vous ai jamais caché que je ne pense pas tout-à-fait comme Vous sur bien des choses relatives à la partie morale de notre être; p. e. que je n'aime pas les Clarisses, les Charles Grandison, les Henriettes Byron par la seule raison, qu'ils sont trop parfaits pour moi.* Trotz dieser Ansicht konnte Wieland seiner Landsmännin und Freundin die Bitte nicht abschlagen, als Herausgeber ihrer Romane zu fungieren[22]).

22) Nicht allen zu Gefallen. Herder schreibt im Juli 1771 (Briefe von

Fast vierzigjährig schrieb Sophie La Roche ihren ersten Roman, das „Fräulein von Sternheim“. Die fein gebildete Frau scheint nicht durch einen regen inneren Antrieb zur Schriftstellerei genöthigt worden zu sein, denn zwischen diesem späten Erstlingswerke und dem zweiten liegt wieder eine Ruhezeit von neun Jahren; dann erst, als ihre Familie, von widrigem Schicksal betroffen, Coblenz verlassen musste und die Unzulänglichkeit des Vermögens sie zwang, die Feder des Erwerbs wegen in die Hand zu nehmen, gab sie alljährlich Proben schriftstellerischen Fleisses. Als sie die „Sternheim“ schrieb, verkehrten in ihrem gastlichen Hause die bedeutendsten Geister der Zeit. Ihre geselligen Talente und Gewandtheit im Umgange wiesen ihr, wo sie erschien, eine hervorragende Rolle zu. So wird sie uns von Caroline Flachsland geschildert. Goethe rühmt in „Wahrheit und Dichtung“ die Beweglichkeit ihres Geistes und die Liebenswürdigkeit ihres Wesens, scheint ihr jedoch geistige Tiefe abzusprechen[23]).

und an Merck I. S. 29. Vgl. II. S. 30): „Wielands Noten sind abscheulich. — Ich weiss nicht, ob der elendeste Commentator je so zuwider dem Sinne seines Autors glossirt, als dieser. Sternheim (d. h. die La Roche), ein Engel vom Himmel, der uns Glauben an die Tugend durch sich selbst predigt und Er, ich mag nicht sagen.“ Vgl. Lenz Pandaemonium germanicum (Werke III. S. 222). Die Anm. des Herausgebers sind wirklich sehr überflüssig und unpassend. Einiges hat er wohl auch interpoliert.

23) In späteren Jahren nennt Goethe sie einmal eine nivellierende Natur, „sie hebt das Gemeine herauf und zieht das Vorzügliche herunter und richtet das Ganze alsdann mit ihrer Sauce zu beliebigem Genuss an.“ Im August 1773 schrieb er an Kestner: „Mad. La Roche war hier, sie hat uns acht glückliche Tage gemacht, es ist ein Ergötzen mit solchen Geschöpfen zu leben.“

Mein Urgrossvater verzeichnet am 6. Juli 1787 in seinem Reisetagebuche: „Offenbach. Ich hatte Briefe von der Frau Ratsherrin Gessner aus Zürch an die Madame la Roche mit, bei der ich den Nachmittag zubrachte. Sie ist als Verfasserin der Pomona, einer Monatsschrift für Teutschlands Töchter,

Neben diesen Gaben, einem klaren Verstande und hervorragender Bildung auf den verschiedensten Gebieten, was man besonders aus ihrem Werke „Mein Schreibtisch“ ersieht, möchte man kaum eine Neigung zu altjüngferlicher Redseligkeit und pedantischer Lehrhaftigkeit in ihr suchen, welche gleichwohl schon in ihrer ersten Schöpfung und immer ermüdender in den späteren auftritt. Uns berührt hier vorzüglich der 1771 in zwei Theilen erschienene Roman „Geschichte der Fräulein von Sternheim. Von einer Freundin derselben aus Originalpapieren und andern zuverlässigen Quellen gezogen.“ Die Hauptquelle sind, wie bei Richardson, die Briefe der Heldin Sophie von Sternheim an ihre Freundin Emilie. Dazu kom-

ferner des Tagebuchs ihrer Reise durch die Schweiz und andern Sehriften bekannt. Sie ist eine Dame von circa 50 Jaren (sie war damals 57), die durch ihr angenemes und verbindliches Wesen und durch das sanfte gefülvolle ihres Ausdrucks jedermann fesselt und gewiss auch immer fesseln wird. Sie muss ehedem schön gewesen seyn, und ihr Auge voll freundlicher Serenität stralt gleich der untergehenden Sonne noch immer belebend Feuer. . . . . Ihr Mann, ein grosser Kopf, war bei dem Kurfürst v. Trier geheimer Rat, hat aber diese Dienste verlassen, weil sich dort die Pfaffen zu viel in die Regierung mischen, und mans nicht hat vertragen können, wenn er die Warheit zu laut gesagt. Sie haben alsdann in Speier privatisirt und sich nun in Offenbach ein schönes Haus gekauft, um für immer da zu leben. Ihr ältster Son ist in französischen Diensten in Amerika gewesen und kommt jezt mit einer reichen Holländerin verheiratet zurück, um auch in Offenbach zu wohnen; ein anderer Son ist beim preuss. Salzwesen angestellt, eine Tochter ist an den Kaufmann Brentano, und die andere an einen Regierungsrat in Koblenz verheiratet und war eben da. Der Brief von ihrer Gessnerin und das mir darinnen zugeteilte Lob verschaften mir eine so unerwartet freundschaftl. Aufnahme, die mich fast in Verlegenheit sezte, da ich mich nicht gerne ins Gesichte loben lasse. Sie spricht mit erstaunend viel Geist, Nachdruck und Präzision, u. es gewäret ein wares Vergnügen ihren Erzälungen zuzuhören. Ich musste ihr viel von meinen Reisen besonders von der Schweiz erzälen, von welcher Provinz sie eine enthusiastische Verehrerin ist.“ — Eine Biographie der La Roche hat Ludmilla Assing (Berlin 1859) geliefert.

men Briefe der Lords Seymour, Derby und Rich. Die Erzählerin ist Rosina, die Kammerjungfer des Fräuleins, Emiliens Schwester.

Eine Inhaltsangabe ist für unsere Zwecke unerlässlich; sie empfiehlt sich auch deshalb, weil in den Briefwechseln jener Jahre, vor allem in dem zwischen Herder und Caroline, Anspielungen auf einzelne Scenen und Personen des Romanes gar nicht selten sind.

Der Oberst von Sternheim, der Sohn eines Professors, liebt die Tochter seines Freundes Baron von P. und erhält, da sein „Verdienst" den Vorzug einer langen Ahnenreihe aufwiegt, trotz seinem jungen Adel ihre Hand. Sie führen auf ihrem Gute ein glückliches Leben. Als ihre einzige Tochter Sophie, die Heldin des Romanes, neun Jahre alt ist, stirbt die Mutter. Sophie lernt tanzen, singen, Philosophie, Geschichte, Sprachen; von diesen besonders die englische. Erwachsen, verliert sie ihren Vater. Der brave Pfarrer, mit dessen Tochter Emilie sie eine enge Freundschaft verbindet, und Graf Löbau, der Gemahl ihrer stolzen Tante Charlotte, werden Vormünder. Sterbend empfiehlt der Oberst seine Tochter der Obhut des Pfarrers: „Da sie lauter Empfindung ist, so haben viele, viele die elende Macht sie zu kränken." Emilie heirathet einen jungen Geistlichen. „Die Fräulein von Sternheim" zieht als schönes, anmuthiges Mädchen mit Löbaus in die Residenz, wo zunächst für modische Kleider und Frisur gesorgt wird. Am Hofe sagen ihr wenige zu, nur ein Frl. von C. gewinnt schnell ihre Liebe. Durch diese lernt sie in einer Assemblée den Neffen des englischen Gesandten Lord G., Lord Seymour, kennen, dessen Edelmuth, Menschenliebe und „tugendlicher Blick der Augen" ihr, besonders an einem Hofe, sehr gefallen. Sie macht Eindruck in der Gesellschaft. Der Fürst ist jung, leichtsinnig und prachtliebend. Sophie findet

nichts von dem „wahren Fürsten“ an ihm. Um die pedantischen Gedanken auszutreiben, nimmt Gräfin Löbau die Bücher ihrer Nichte in Beschlag, unter denen ein Richardson gewiss nicht fehlte. Die Sternheim — so wird sie fast immer genannt — lernt Lord Derby kennen, einen feinen, geistvollen Mann. Ihre Verwandten betreiben den Plan, Sophien zur Maitresse des Fürsten zu machen, um leichter einen schwebenden Process zu gewinnen. Seymour hofft auf einen glänzenden „Triumph der Tugend“. Nach der Oper wird sie dem Fürsten vorgestellt, der seine lüsternen Blicke nicht von ihr wendet. Zugleich verliebt sich Derby, der Roué, in Sophien. Wie Lovelace lockt ihn diese „reine unbefleckte Seele“. „Alle Klassen von Schönheiten haben mir gefröhnt. Wie viel Anmerkungen könnten nicht die Philosophen und Moralisten über die feinen Neze und Schlingen machen, in denen ich die Tugend, oder den Stolz, die Weisheit, oder den Kaltsinn, die Coquetterie, und selbst die Frömmigkeit der ganzen weiblichen Welt gefangen habe. Ich dachte schon mit Salomo, dass für mich nichts neues mehr unter der Sonne wäre. Aber Amor lachte meiner Eitelkeit.“ Sophie nimmt sich der verarmten Familie des Raths T. an. Derby macht Fortschritte, benutzt Sophiens „vorzügliche Neigung für England“, glaubt aber, „das Täubchen sei noch nicht kirre genug, um das Feuer seiner Leidenschaft in der Nähe zu sehen.“ Er will sich ihr durch scheinbar selbstlose Wohlthätigkeit empfehlen. Seymour, „der blasse traurige Kerl mit seinem todten Blicke“ soll nicht über einen Derby siegen. Die Meinung, Sophie sei in der That die fürstliche Maitresse, setzt sich, von zufälligen Ereignissen begünstigt, fest. Seymour verzweifelt und flucht der Geliebten. In einer Gesellschaft bittet die Sternheim beim Fürsten für T.s und geht nach dem Feste mit froher Kunde zu diesen. Derby hat davon gehört, eilt hin

und wirft, als er sie im Zimmer weiss, mit tugendhaften Worten einen Beutel Gold hinein. Sophie ist voll Hochachtung über diese stille, freie Wohlthätigkeit. Derby unterstützt T.s weiter. Auf einem Maskenball soll sie nun beim Fürsten für den Process ihres Oheims reden. Sie erscheint in einem spanischen Anzuge, einem Geschenke des Fürsten, wie alle, nur sie selbst nicht, wissen. Der Fürst widmet sich ihr auf das Auffallendste. Seymour macht ihr eine heftige Scene; ihre Empfindsamkeit und Tugend sei ein nichtiger Schein. Sophie geräth in die höchste Bestürzung, kann sich nicht fassen und wird fast ohnmächtig nach Hause gebracht, wo sie sich verschlossen hält. Seymour reist ab. Derby machiniert eifrig; zu einer Zeit, wo die allgemeine Medisance gegen die Arme gerichtet ist, bietet er ihr heimlich seine Hand an. Sie giebt unter bestimmten Bedingungen ihr Jawort. Während eines grossen Festes erfolgt die Trauung durch den Gesandtschaftsprediger. Dieser ist aber niemand anders, als der verworfene John, Lord G.s früherer Secretär. Sie reist mit Rosinen ab. Derby kehrt zum Feste zurück. Sophie schreibt an den Fürsten und ihre Verwandten, sie sei mit einem edlen Gatten auf der Flucht nach Florenz zu ihrem Verwandten, Graf R., begriffen, um den Ränken und Fallstricken zu entgehen. Damit endigt der erste Theil.

Als Seymour zurückkehrt, durchschaut er alles: John ist verschwunden, Sophie nicht in Florenz, Derby auf zwei Monate verreist. Die Sternheim lebt in einem einsamen Dorfe. R.s Briefe hat Derby unterschlagen. Sie versinkt in Melancholie. Sie giebt einigen Kindern Nähunterricht und trägt zugleich für deren religiöse Bildung Sorge. Derby geht ab und zu. Er will Sophien lebhafter, witziger, sinnlicher. Einmal soll sie sich ihm entkleidet als „miltonische Eva“ zeigen. Es folgt eine heftige Auseinandersetzung. Der Wüstling wird der kalten Schön-

heit überdrüssig, schickt John zu ihr und macht ihr durch den falschen Priester den ganzen Betrug klar, dessen Opfer sie geworden ist. Er selbst reist nach England, erhebt eine Erbschaft und beginnt ein neues Lotterleben, aber nicht mehr mit „Metaphysikerinnen und Moralistinnen". Sophie zieht zu Emilien unter dem Namen einer Madame Leidens. Bald darauf wird sie in der Nähe Gesellschafterin bei Mad. Hills und hält eine Schule. Seymour kommt auf einer Reise zufällig in jenes Dorf, wo ihm die Wirthin von Sophiens Unglücke berichtet. Er schwört, sie zu rächen. Sophie macht im Bad Spaa die Bekanntschaft einer Lady Summers, mit der sie nach England auf Schloss Summerhall übersiedelt. „Die sanfte Schwermuth der besten Seelen der brittischen Welt" ist ihrem Herzen wohlthuend. Sie treibt Geschichte, erbaut sich an Predigten, liest Shakespeare, Thomson, Addison, Pope und führt mit Lord Rich, einem philosophischen Gutsnachbar, gehaltvolle Gespräche. Rich liebt sie; sie achtet ihn hoch. Da kommt die Nachricht, die neu vermählte Nichte der Lady wolle demnächst mit ihrem Gatten zu Besuch kommen. Die Sternheim erkennt Derbys Handschrift. Sie selbst ist von dem Boten, jenem John, erkannt worden. Auf Derbys Befehl muss John die Unglückliche in's schottische „Bleygebürge" entführen, wo schon eines seiner Opfer verschmachtet ist. Derby macht dann ruhig seinen Besuch. Sophie führt eine elende Existenz. John will sie als Maitresse zu Derby holen, der seine Gattin nicht liebt. Sie weist den Frechen zurück; dieser wirft sie aus Rache in ein Verliess. Eine Lady Douglas erbarmt sich ihrer. Sie ist dem Tode nahe. Indess ist Seymour zu Rich, seinem älteren Bruder, gekommen, er eilt zu Derby, der von schwerer Krankheit befallen ist, und hört, die Sternheim sei gestorben. Voll Trauer reist er nach Dumfries, ihr ein Grabmal zu setzen.

Sie lebt! Die Todesnachricht war eine List der Lady Douglas. Nach einem edlen Wettstreit der beiden Brüder wird Sophie Lady Seymour, eine liebende Gattin, sorgsame Mutter und verständige Herrin. Sie bleiben auf dem Lande, von den Unterthanen verehrt, unter denen Sophie die lebendige Empfindung des Guten und Edlen verbreitet.

In Richardsons Weise ist schon die Composition in Originalbriefen, denn Rosinens Erzählung nimmt nur sehr geringen Raum ein. Das Tagebuch „Madam Leidens in den schottischen Bleygebürgen" erinnert deutlich an die Klagen Pamelens in Beltonhall. Da die La Roche im ersten Theile Briefe der Sternheim — diese überwiegen sehr — und der beiden Engländer wechseln lässt, ergiebt sich die Misslichkeit, dass wir mehrmals drei ausführliche Berichte über denselben Vorfall hören. Sophie erzählt ihn als Tugendheldin, Seymour als sentimentaler Liebhaber, Derby schreibt seinem Freunde B. im frivolen Lovelacetone. Derby ist eine mit Geschick gezeichnete Copie des Richardsonschen Roués, aber ohne die gewinnende Liebenswürdigkeit desselben. Die Sternheim eine fehlerlose Richardsonsche Gestalt, die um ihrer Tugend willen langen Leiden anheimfällt, aber endlich gekrönt wird. Die trügerische Trauung ist dem „Grandison" entlehnt, an den auch der Maskenball erinnert. Eine Entführung darf nicht fehlen. Die Handlung ist viel reicher, als in dem englischen Romane, doch mangelt es nicht an Unwahrscheinlichkeiten. Zwei Personen, wie Derby und Seymour, pflegt Richardson nicht in Einem Werke anzubringen. Die La Roche gewinnt so den Effect, ihre Heldin am Schlusse des ersten Theiles in einer unglücklichen Scheinheirat, am Ende des Ganzen aber in der glücklichsten Ehe zu zeigen. Richardsonisch ist vor allem die moralische Tendenz. „Tugend" und „Verdienst" sind Schlagworte; Sophie will lieber von edlen Seelen, als

aus edlem Blute stammen. Sie wird oft als „empfindungsvoller, melancholisch-zärtlicher Charakter“ bezeichnet und thut nichts, was wir nicht von der Clarissa erwarten könnten. Bezeichnend ist die Vorliebe für England. Sophiens Grossmutter war eine Engländerin, sie lernt früh die englische Sprache und schwärmt für den englischen Nationalcharakter. Wenn Seymour einmal ausruft: „eine holde Ernsthaftigkeit, eine edle, anständige Höflichkeit, die äusserste Zärtlichkeit gegen ihre Freundin, eine anbetungswürdige Güte und die feinste Empfindsamkeit der Seele; ist dies nicht die Stärke des englischen Erbes von ihrer Grossmutter?“, so glaubt Wieland doch in einer Note gegen die „kleine Partheylichkeit“ des Fräuleins von Sternheim für die englische Nation protestieren zu müssen. Derby und Seymour sind Engländer, letzterer der Vertreter der sanften Melancholie, welche die La Roche an den gebildeten Briten rühmt. Die Scene wird im zweiten Theile nach England verlegt.

Unterscheidend ist, dass die Handlung nicht in den mittleren, sondern in vornehmen, ja in den höchsten Kreisen spielt. Nicht ohne Kühnheit hält hier eine Frau den verderbten Höflingen und dem Fürsten selbst das Ideal reiner Tugend entgegen. Von dem goldbedeckten Spieltische des Souverains fällt Sophiens Blick auf einen Haufen abgezehrter, zerlumpter Unterthanen! Die Maitressenwirthschaft und das selbstsüchtige Treiben des hohen Adels erfährt eine scharfe Kritik.

Sophie La Roche ist schon von Rousseauschem Einflusse berührt. Gleich im Anfange sehen wir ein Landleben, wie es Julie und Wolmar in der „Neuen Heloise“, Sophie und Emil im „Emil“ führen. Der Oberst von Sternheim pflanzt Alleen und Lustwälder im englischen Geschmack[24]), dessen

24) „Sie wissen, wie sehr ich immer die Engländer wegen ihres Ge-

enthusiastischer Lobredner der Genfer Philosoph war. Die Schulen werden verbessert, auf verständige Seelsorge Gewicht gelegt, landwirthschaftliche Neuerungen eingeführt, für ein grosses Armenhaus gesorgt. Der Oberst sucht jungen ihm zugewiesenen Adligen eine humane und wohlwollende Gesinnung gegen die Untergebenen einzuflössen. Die Verfasserin lebt in den philanthropischen Ideen des achtzehnten Jahrhunderts. Ausgedehnte Wohlthätigkeit und die Gründung von Schulen, Gesindehäusern u. s. w. wird beständig verherrlicht. Den Schluss nimmt wieder eine Schilderung des ländlichen Lebens und Wirkens ein. Seymours suchen ihre Untergebenen zu bilden, sie sind die Wohlthäter der Gegend und treten, wie Wolmars, bei Festen fröhlich in die Reihen der tanzenden Pächter.

All dies klingt auch in den späteren Schriften an, so in der zweiten „Rosaliens Briefe an ihre Freundin Mariane von St. Von der Verfasserin des Fräuleins v. Sternheim. Freundschaftliche Frauenzimmerbriefe", Briefen und tagebuchartigen Mittheilungen ohne eigentliche Romanhandlung. In „Rosalie und Cleberg" ist von solcher nur Episodisches: Pinndorf-Guden, Sands u. s. w. Sie will ein „Seelenbilderbuch" schaffen. — Wie bei Hermes, so handelt der Roman weniger von Rosalien, die wir doch als Hauptheldin erwarten. Eine Episode, das „Bild des Glücks der edlen Liebe", behandelt in der alten Manier die Liebe des Engländers Lord Arundel und Lady Emma. Frl. v. Effen unterrichtet in melancholischer Zurückgezogenheit die Dorfkinder wie die Sternheim. Scenen aus dem Leben des Volkes werden mit sichtlicher Vorliebe eingewebt, ein grosses Dorffest ausführlich beschrieben. Wie Goethe

schmacks an Waldung und Bäumen liebte" (Rosalie und Cleberg auf dem Lande. Von Sophie La Roche. Freundschaftliche Frauenzimmerbriefe. Offenbach 1791. S. 103.) Vgl. Mein Schreibetisch Bd. 2, S. 37 u. ö.

im Werther, so flicht die La Roche in Rosaliens Briefen kleine Bauernromane, wie sie es nennt, ein; z. B. ein Bäcker, der nun verwittwet ist, will seine ebenfalls verwittwete, nicht mehr schöne und von Schulden belastete Jugendgeliebte heiraten. Wir hören Unterhaltungen mit Tagelöhnern und Kindern, oder belauschen zusammengetroffene Handwerksburschen: die Schweizer und Tyroler rühmen ihre Alpen, ein Steinmetz erzählt von Strassburg und der Rupertsau.

Mit diesem Sinne für Land und Leute geht ein ausgebildetes Naturgefühl Hand in Hand, das wir bei Richardson ganz vermissen. Es erstreckt sich von einer an Brockes und Klopstock mahnenden Verehrung der göttlichen Grösse im kleinsten Grashalm zur Bewunderung der Alpenlandschaft. Rousseausche Leidenschaftlichkeit oder Goethesche Tiefe darf man freilich nicht erwarten. Auch Ruine und Mondlandschaft begegnen. Sehr häufig sind genreartige Motive aus Kleists Frühling: Thal und Hügel, blühende Hecken, Blumen. Der Aufenthalt am Rhein giebt das Bild eines grossen Stromes, an dessen Ufern alte Burgen emporragen. In der Schweiz erregen die „majestätischen Gebürge“ ihr Staunen; sie vergleicht die Schneeberge von Lausanne mit Greisen, welche man liebt und sucht. Jungen Leuten jedoch seien sie gefährlich, weil sie „das Romantische nähren“! Das Leben Rosaliens und Clebergs ist mit Bewusstsein aus der Heloise übernommen; Rosalie sagt: „J. J. Rousseau würde, wenn er uns besuchte, recht sehr mit unserem Leben in Seedorf zufrieden seyn“ [25]).

25) Cleberg schreibt über Latten (Rosaliens Briefe III. S. 214): „Was für ein edles Feuer lodert in allen Fibern des Schwärmers. Wenn Rousseau noch lebte, so müsste Ott den lieben Schwärmer zu ihm führen, weil er mehr als St. Preux (der Held der Heloise) ist. Lebte ich in einer Insel, so hätte ich am Ende der Durchlesung meine Salie mit einem Schleyer ge-

Ein der „Sternheim“ wie den späteren Werken eigener Zug ist, dass die Verfasserin gern Selbsterlebtes anbringt und literarisch bekannte Persönlichkeiten namentlich oder doch leicht kenntlich einführt. So den Graf Stadion mehrmals, Goethe, Wieland, „den feinsten Beobachter moralischer Charaktere“ Lavater, die Bondeli, „verdienstvolle“ Personen der Schweiz, v. Rochow. Die „Damenkränzels“ und manches von den Besuchen in Landhäusern am Strome ist gewiss erlebt.

Die La Roche zeigt gern ihre seltene Bildung und grosse Belesenheit. Citiert oder genannt werden: Klopstock, Gessner, Matthisson, Kleist, Claudius, Winkelmann; Rousseau, Gerard, Montagne; Montesquieu; Shakespeare, Pope, Thomson, Young, Richardson, Miss Burny, Goldsmith, Fielding.

Bei aller Vorliebe für England und schuldigen Anerkennung für Frankreich beweist sich Frau La Roche von Anfang an als warme Patriotin. Sie will eine „teutsche Frau“ sein, gleichwie Herders Braut singt: „ich bin ein deutsches Mädchen!“ Ihre Sternheim ist stolz, die Enkelin eines deutschen Professors zu sein. Ein „kleiner französischer Schriftsteller“ aus Paris wird verspottet, und dieser Spott dehnt sich auf „die seltsame Schwachheit unseres Adels, die französische Belesenheit immer der deutschen vorzuziehn“ aus. Sie preist „der teutschen Joseph und Friedrich ihre Gelehrte und Weise.“

deckt an der Hand zu ihm geführt und sie ihm gegeben; so mächtig hob er mich aus jeder bürgerlichen Verfassung heraus; und gestern schien mir Salie das ihm entrissene Weib zu sein.“ Und Latten selbst, den Stadt und Gesellschaft anekeln, der in Dörfern bleibt und den Bauern hilft, sagt: „Rousseau war seit meiner Abreise von Frankreich gestorben. Ich machte eine Wallfahrt zu seinem Grabe. Starke, melancholische und mir süsse Bewegungen stiegen beym Anblicke und Anflehnen auf sein Denkmal in mir empor. Seine Schriften, der Park von Ermenorville wurden die Welt, Ruhpunkt, Paradies und Glückseligkeit für mich.“

Sie spricht einer deutschen Nationaltracht gegen wälsche Mode das Wort. Sie bewundert die alten Minnesänger und versenkt sich in die „Sagen der Vorzeit“. Ich kann mir nicht versagen, folgende, die Schreiberin ehrende Stelle wörtlich anzuführen: „Vielleicht entsteht noch aus deutschem Fürstenblute ein Beherrscher über den grössten Theil unseres mütterlichen Bodens, der von vaterländischem Geist beseelt, Sitten und Gebräuche untersuchen und durchsieben wird; wo alles Spreuartige und Nachgeäffte verworfen und sogar eine eigene Kleidungsart eingeführt werden wird. Wir haben einzelne Beweise genug, zu was für einer Höhe der Vollkommenheit des Gründlichen und Schönen der Deutsche in Wissenschaften kommen kann. Und wenn wir, wie Franzosen und Engländer es thun, natürliche Fähigkeiten, deren jede Nation eigenthümlich ausgezeichnete besitzt, mit Vaterlandsliebe, hauptsächlich allem Fremden vorziehend, anbauten und zur edelen Stärke und Schönheit erhöheten: so vergrösserten wir unser eignes Verdienst; hätten eigne Freuden, eignes Glück. Die Hochachtung anderer Völker wäre Tausch gegen die unsere; und nicht, wie jetzt, unser Beyfall ein Tribut, den wir ihnen schuldig zu sein, und der ihrige ein Geschenk, so sie uns zu machen glauben. Aber wir verzehren einen grossen Theil unserer Urkräfte im Nachahmen und werden, wenns hoch kommt, als Lehnträger fremder Güter angesehen. Wir verbrennen halbe deutsche Wälder, um einige schmachtende, fremde Pflanzen in unseren Glashäusern zu haben.“

Trotz dem Interesse, welches uns diese Frau einflössen muss, in der wir jetzt fast mehr die Freundin Wielands, die Mutter der „Max“, die Grossmutter von Bettina und Clemens, als die Schriftstellerin sehen, und trotz den reichen Gaben, welche ihr von der Natur verliehen sind, ist die Lectüre ihrer

Werke kein Genuss. Sie sind mit Recht vergessen. Schon im Fräulein v. Sternheim, macht sich die spätere Herausgeberin der Briefe an Lina, und der Pomona, einer Zeitschrift für Deutschlands Töchter, in langen und langweiligen Excursen über Moral und Erziehung, in der Polemik gegen Ball und Putz, und einer weit ausgesponnenen Reflexion sehr bemerklich. Der leidige Hang zum Moralisieren tritt auf jeder Seite zu Tage. Der Stil der La Roche bedeutet Gellert und Hermes gegenüber einen grossen Fortschritt. Er ist lebhaft und gewandt, behält aber meist etwas Frauenzimmerliches; und von „freundschaftlichen Frauenzimmerbriefen" darf man im Grunde nichts anderes verlangen. Einzelne Verschen, welche die Kinder beim Spiele absingen, sind fast so albern und affectiert, wie die Lieder in Weisses Kinderfreund. Zu einem stark phrasenhaften Gespräche des Hauptwerkes macht Wieland die boshafte Bemerkung: der ziemlich in's Preciöse fallende und von der gewöhnlichen schönen Simplicität unsrer Sternheim so stark abstechende Stil dieses Dialogs scheine zu beweisen, dass sie bey dieser Unterredung mit Frau von C. nicht recht *à son aise* war. Was soll man aber zu folgendem Satze sagen: „die Luftsäule, in welcher die Lady athmet, ist so moralisch geworden, dass der Lasterhafte sich ihr niemals nähern würde."?

Das „Fräulein v. Sternheim" errang bei seinem Erscheinen einen Beifall, der uns heute kaum begreiflich ist. Frau La Roche wurde unter dem Namen ihrer Heldin „die Sternheim" von allen empfindsamen Seelen verehrt und mit Lob überschüttet. Zu den begeistertsten Anhängern gehörten Herder und seine Braut, welche in ihren Briefen (Nachlass III S. 146 ff.) ausführlich und im schwärmerischsten Ton die Schönheiten des Romans besprechen. Herder citierte denselben sogar auf der Kanzel und schliesst einen warmen Panegyricus an Merck

(I. S. 29) mit den Worten: „in diesen Allem ist sie für mich einzig und weit mehr als Clarisse[26]) (Nachlass III, S. 144) mit allen ihren herausgewundenen Situationen und Thränen“. Sehr anerkennend, aber kühler war die Recension, welche Goethe in den Frankfurter gelehrten Anzeigen von dem „Fräulein v. Sternheim“ lieferte. Er wendet sich gegen die „vielen ungebetenen Beurtheiler“ und sagt: „alle die Herren irren sich, wenn sie glauben, sie beurtheilen ein Buch — es ist eine Menschenseele.“

Fieldings „Joseph Andrews“. Musäus' „Grandison der zweite“ oder „der deutsche Grandison.“

Es wurde schon früher hervorgehoben, dass von eigentlichen Nachfolgern Richardsons in seinem Vaterlande kaum die Rede sein kann. Richardsonscher Einfluss tritt zwar im „Landprediger von Wakefield“ klar hervor: gewisse Grundmotive, besonders im Verhältniss Oliviens zum jungen Thornhill, Entführung u. s. w. erinnern an die „Clarissa“, aber Olivia ist kein passives Tugendideal, sondern trägt selbst einen Theil der Schuld, während Clarissen nur der Vorwurf der Unvorsichtigkeit treffen kann.

In dem *old merry England* musste bald gegen die Pamelen, Clarissen, Grandisons, alles construierte Idealgebilde ohne Fleisch und Blut, und die ganze Tendenz, christliches Moralisieren als Endzweck des Familienromanes hinzustellen, eine kräftige Reaction zu Tage treten, welcher Richardson unterlag.

Wir bewundern mit derselben Wärme, wie unsere Vorfahren, den gemüthvollen Humor eines „Tristram Shandy“, ergötzen uns nach wie vor an der sinnlichen, frischen Komik

26) Dasselbe sagt Julie v. Bondeli (Mein Schreibetisch Bd. 2, S. 297).

des „Tom Jones“, fühlen dieselbe Liebe für den trefflichen „Vicar von Wakefield“, finden auch stets an der grotesken Derbheit des „Peregrine Pickle“ ein Behagen, aber Richardson ist uns nicht viel mehr, als ein literarischer Name, welcher der Vergangenheit gehört; und wenn wir Fielding zuerst mit einer Satire gegen Richardsons Pamela in die Reihe der Romanschriftsteller eintreten sehen, so zweifeln wir keinen Augenblick, uns auf seine Seite zu stellen.

Hettner (a. a. O. S. 458) sagt mit Recht: „Man ist gegen Richardson sowohl wie gegen Fielding sehr ungerecht, wenn man den Hass, den Beide gegen einander hegten, nur gewöhnlichen schriftstellerischen Eifersüchteleien Schuld giebt; diese persönliche Feindschaft war die geschworene Feindschaft zweier grundverschiedener Weltanschauungen. In Fieldings Kampf gegen Richardson erneut sich der Kampf Butlers gegen die Puritaner. Nur ist Fielding unendlich feiner und dichterischer als Butler.“

Der Titel des ersten Fieldingschen Romanes lautet vollständig „Abentheuer Joseph Andrews' und seines Freundes Abraham Adams. Geschrieben in Nachahmung der Manier des Cervantesschen Don Quixote“. Das Werk ist durch eine Vorrede eingeleitet, welche schlagend den inneren Gegensatz und die unausbleibliche Antipathie Fieldings gegen Richardson beweist[27]). Richardsons Charaktere haben für ihn ein „affectiertes, angenommenes nicht natürliches Wesen“. Solche Affectation ist entweder „Eitelkeit“ oder „Heuchelei“. „Grosse Laster“, sagt Fielding, „sind eigentlich die Gegenstände unseres Abscheus und geringere Fehler die Gegenstände unseres Mitleids; aber Affectation ist in meinen Augen die einzige wahre Quelle des Lächerlichen.“ Weil Richardson durch den fleckenlosen Charakter der Pamela die Naturwahrheit verlas-

27) Ein Seitenhieb fällt auch auf Cibbers *apology for my own life* 1740. Cibber war Moralist im Lustspiele und stand mit Richardson in Verbindung.

sen hatte, kann Fielding in ihm nur einen verlogenen, gleissnerischen Tugendschwätzer finden, den er verlachen, verachten und bekämpfen muss. Er will die Realität und Wahrheit gegen die Unnatur und Unwahrheit vertreten. Dass Richardson aus innerster Ueberzeugung in seiner ganzen schriftstellerischen Thätigkeit Moralist ist, kommt ihm gar nicht in den Sinn, denn es fehlt ihm jedes Verständniss für derartige Charaktere. Für Fielding besteht nur, was von frischem Leben erfüllt ist. Er fragt verzweifelt wenig danach, ob seine Helden im Sinne der gewöhnlichen Moral correct handeln, wenn sie nur natürlich bleiben. Sie treten uns immer durch die heitere Liebenswürdigkeit ihres Wesens menschlich nahe und wir sehen ihnen alle leichtsinnigen Streiche gern nach. Fielding und Richardson sind ebenso verschiedene Naturen, wie Tom Jones und der steife Sir Grandison.

„Joseph Andrews“, den Fielding schon 1740 der „Pamela“ entgegenstellte, ist zwar noch nicht ein Kunstwerk, wie „der Findling“, offenbart aber schon alle Fieldingschen Vorzüge im Keime. Zu Anfang und Ende des Werkes zeigt sich eine ausdrückliche Satire gegen Richardson und seine „Pamela“; diese offene Ironie ist geeignet, den Gegner lächerlich zu machen, aber unendlich wirksamer ist der Roman, gleich den späteren, durch das, was Fielding als sein Eigenstes gegen die verhasste Richtung einsetzte.

Joseph ist der Bruder der Pamela, zugleich das männliche Pendant. Die reine Tugend der Schwester lebt auch im Bruder, und die Manneskeuschheit ist nicht minder zu rühmen, als die weibliche. Der hübsche, unerfahrene Jüngling vom Lande ist Lakai bei Lady Boody, der Tante von Pamelens Herrn Lord Boody. Er berichtet über die Anschläge, welche die Lady, eine zweite Potiphar, gegen den keuschen Joseph macht, an seine Schwester in demselben Tone, wie

diese über den Lord an die Eltern (Buch I. Cap. 6). Ja, ihm geht es noch schlimmer, da auch die ältliche Kammerjungfer Slipslop ein Auge auf ihn geworfen hat. Das 7. Kapitel — alle haben humoristische Ueberschriften — endigt mit einem parodistischen Hymnus auf die Gewalt der Liebe. Joseph sagt zur Lady: „Gnädige Frau, dieser Knabe ist der Bruder einer Pamela; und er würde sich schämen müssen, wenn die Keuschheit seiner Familie, deren Ruhm von ihr immer behauptet worden ist, durch ihn befleckt werden sollte; giebt es solche Mannspersonen wie Ihro Gnaden erwähnen, so thut es mir leid; und ich wünschte nur, dass sie Gelegenheit hätten, die Briefschaften durchzulesen, die mir mein Vater von meiner Schwester Pamela zugeschickt hat; ich zweifle auch nicht, dass ihnen solches zur Besserung dienen würde.“ Nach dem zweiten Sturme der Lady gegen seine Tugend schreibt er wieder einen langen Erguss an Pamela (I. Cap. 10) und schwört, ihrer und seines „Namensvetters Joseph“ Tugend nachzueifern. Die Lady entlässt ihn. Er will aus London auf das Gut, wo seine Geliebte Fanny, ein anmuthiges Dorfmädchen, lebt. Unterwegs wird er ausgeraubt, ausgezogen und halbtodt geprügelt. Man bringt ihn in ein Wirthshaus. Hier hält er einen langen Monolog über Fanny, Pamela, Keuschheit und Tugend: als der Prediger Barnabas, der ihn besuchen soll, das hört, kehrt er spornstreichs um, überzeugt, Joseph sei total verrückt! Endlich nimmt sich seiner der wackere Pfarrer Adams, Seelsorger in Fannys Dorfe, an, obgleich er selbst in arger Geldverlegenheit ist. Unterwegs treffen sie Fanny. Von harten Confratres abgewiesen, finden sie bei dem braven Gutsbesitzer Wilson Hilfe, welcher auch seinen einst gar lüderlichen Lebenslauf erzählt. Nachdem Fanny von einem rohen Landjunker entführt — das darf nicht fehlen — aber gerettet worden ist, treffen sie nach lan-

gen Irrfahrten auf dem Gute der Lady ein. Diese will eine Heirat Josephs und Fannys durchaus nicht gestatten. Ihre Liebesleidenschaft für den ehemaligen Lakai erwacht von Neuem. Aber Lord Boody und Lady Pamela kommen und nehmen die Partei des armen Paares. Sie sind mit entschiedener Ironie behandelt. Ein Stutzer macht Angriffe auf Fanny. Ein Krämer verkündet, diese sei die Schwester der Pamela und — Josephs. Da langen die alten Andrews an und die Frau erzählt: Fanny, während der Abwesenheit des Gatten geboren, sei ihr gestohlen, Joseph zum Ersatze von ihr angenommen worden. Nachdem endlich noch der alte Wilson eintrifft, um zur rechten Zeit Joseph an einem Muttermal als Sohn zu erkennen, schliesst das Ganze mit einer fröhlichen Hochzeit.

Die Angriffe gegen Richardson liegen klar zu Tage; aber es ist sehr bezeichnend, dass Joseph schliesslich gar nicht Pamelens Bruder ist. Joseph und Fanny sind zwei vortreffliche Gestalten; an ihnen wollte Fielding zeigen, wie man Personen aus den niederen Ständen wirklich poetisch in den Roman einführen könnte. Die lange Reise des wackeren Adams und der beiden Liebesleute ist ganz köstlich geschildert. Es fehlt nicht an derbsinnlichen Situationen: nächtliche Verwechslung des Schlafzimmers, Prügeleien, an denen auch Frauenzimmer kratzend und kneifend sich betheiligen u. s. w.; nicht an grotesken Figuren: die Wirtin Tow-Wousen, Liese, die Slipslop u. s. w., aber um so heller tritt dagegen die edle Komik und Poesie des Werkes hervor. Das meiste Lob verdient der Pfarrer Adams, welcher auf Goldsmiths Vicar und auf Nicolais Sebaldus Nothanker deutlich gewirkt hat. Ohne Weltklugheit, voll Naivetät und Gutmüthigkeit, freisinnig, muss er allerlei Mühsal erdulden, verliert aber selbst in den drückendsten Verhältnissen nie den Muth und besitzt an sei-

nem vertrauensvollen Gemüth und redlichen Herzen Güter, welche ihn für alles entschädigen. Der unduldsame Orthodoxe Barnabas und der niedrige, geizige Confrater Trulliber erinnern an Stauzius und Consorten im „Nothanker". Adams, Primrose und Sebaldus haben ihr bestimmtes theologisches Steckenpferd, das sie mit Vorliebe tummeln, sei es nun die Apocalypse, oder die Monogamie. Wie Nothanker oder der Pastor in Knigges „Reise nach Braunschweig" führt Adams eine umfangreiche Sammlung seiner Predigten mit sich, ohne dass sich die Hoffnung auf buchhändlerische Verwerthung der trefflichen Kanzelreden erfüllt.

Gegen Richardson letztes und schwächstes Werk, den „Grandison", und mehr noch gegen das in Deutschland grassierende Grandisonfieber zog der zu harmloser Ironie und gutmüthiger Satire geneigte Musäus in's Feld. Er hat sich an Fielding, Smollet und Sterne gebildet, in seinem „zweiten Grandison" aber nicht mehr geleistet, als eine recht ergötzliche, etwas in's Breite gezogene Parodie[28]).

Die Fabel gründet sich auf den übertriebenen Cultus, welcher an die Realität aller in Richardsons Romanen vorkommenden Ereignisse und Personen glaubte. Der Landjunker von Neunhorn, ein alter, verrückter Sonderling, der erst mehrere Jahre hindurch auf der winzigen Insel eines Tümpels, ein paar Schritte vom Lande entfernt, eine komische Robinsonade aufführt, verfällt, als ihm der frühere Hofmeister Lampert den „Grandison" vorliest, der Grandisonomanie und ahmt den edlen Lord in allen Kleinigkeiten nach. Ein schelmischer Neffe, welcher in England weilt, schreibt ihm, er sei in Grandisonhall eingeführt und schon sehr intim, und bestellt Grüsse von Grandison. Nun entspinnt sich ein langer Briefwechsel

28) Bodmer betitelte ein Pamphlet gegen Schönaich vom Jahre 1755 „Geschichte Edward Grandisons in Görlitz".

zwischen dem Junker und dem Gevatter Grandison einerseits, Lampert und Dr. Bartlett andererseits. Von den vielen Spässen sei angeführt, dass der pietätslose Neffe eines Tags den Tod der „Grossschwiegermutter" Shirley meldet; — sofort muss alles in Kargfeld und Umgegend Trauer anlegen und dem Junker, als Freund und Gevatter Grandisons, Condolenzbesuche machen. Er baut, wie Grandison, eine Hauscapelle, legt eine Familiengallerie an, gründet eine wissenschaftliche Academie u. s. w. Sehr übel wird Lampert mitgespielt. Neunhorn sucht auch eine Henriette Byron, verabredet mit den Eltern der Erwählten eine Entführung, muss aber endlich ohne Braut abziehen. Allmählich weicht das Grandisonfieber und er wird wieder vernünftig.

Musäus richtet seinen Spott nicht nur gegen „Grandison", „diesen moralischen Enakssohn", sondern gegen Richardsons Richtung überhaupt. So sagt er in der zweiten Bearbeitung (I. S. 83): „Wie die beiden Extremen Werther und Siegwart nebst allen dazwischenliegenden Mittelstimmen des empfindsamen Accords, auf unsere gegenwärtige Generation gewirkt haben, wie sie die Schnellkraft der Seele gehoben, alle Nerven gespannt, die Sinnen bezaubert, das Herz geschmolzen, die Thränendämme der Contenanz durchbrochen, Seufzer erpresst, Leiden erschaffen und das Blut der Leidenden mit Drang inspissiret haben: ebenso wirkten bey der nächst vorhergehenden diese ausländischen Droguen auf Geist und Herz, machten den nähmlichen Eindruck auf die Gemüther und gaben der jungen beugsamen Welt einen gewissen Anstoss, Schwung und Richtung, kurz ein gewisses romantisches Hochgefühl. Es gab eben so viele vaterländische Pamelen, Clarissen, Lovelacen, Grandisons, als es itzt Lotten, Werther, Siegwarte, Sontheime, Adolphe giebt, die so allesammt die Mahlzeichen ihres Zeitgeschmacks trugen, wie die gegenwär-

tige Zeitgenossenschaft des unserigen. Ton und Stimmung waren freylich anders, der ältere unterschied sich von dem jüngeren ungefähr so, wie der *modus doricus* und *lydicus;* wir sind wie bekannt aus dem *dur* in's *moll* gefallen". An einer andren Stelle: „Die meilenlangen Briefe, wo unter dem Schein der vertraulichen Sprache des Herzens die kältesten Betrachtungen mit einer unbändigen Geschwätzigkeit aus der Feder des Correspondenten aufs Papier fliessen, der geschrobene Witz, welcher aus der unbehülflichen deutschen Uebersetzung herausprallt — — — die aus allen Winkeln und Ecken hervorblickende pedantische Förmlichkeit; das unnatürliche, abgezirkelte in jeder aufgestellten Handlung; die seltsamen Ziererеyen einer Byron bey ihrem Brautgewerbe: das alles und noch viel mehr Mängel und Gebrechen hätten nun wohl den geduldigsten Leser ermüden und Sättigung und Ueberdruss bewirken" können[29]).

Das Werk in seiner ersten Gestalt ist 1759 geschrieben, 1760—1763 in Eisenach anonym erschienen unter dem Titel „Grandison der Zweite oder Geschichte des Herrn v. N*** in Briefen entworfen". Der Titel der neuen Bearbeitung vom Jahre 1781 lautet: „Der deutsche Grandison. Auch eine Familiengeschichte." Hier sind die Briefe durch Erzählung unterbrochen und die Robinsonade im Anfange eingerückt. Die letzte Auflage ist noch von 1803.

Wie in England der humoristische und der komische Roman den moralisierenden Familienroman überwanden, so dräng-

29) Erwähnt sei noch folgendes: Grandison hält bei der alten Shirley in auffallender Art um Henriette Byron an, die das plötzliche Kommen und Verschwinden ihres Getreuen einer Gespenstererscheinung vergleicht. Diese Gespensterscene, erzählt Musäus, fand ausserordentlichen Beifall und Lessing habe spottweise sein Gespensterlied „Ich weiss nicht was die ganze Nacht" gedichtet.

ten ihn in Deutschland die ersten Erzeugnisse der klassischen Periode zurück. Goethes Werther bezeichnet eine neue Epoche, wenn auch noch keine definitive Grenzscheide.

Auf die späteren Engel, Lafontaine u. s. w. kann ich hier nicht eingehen.

Richardson und die Brieftechnik.

Für die Richardsonschen Familienromane ist charakteristisch, dass sie sich sämmtlich aus Briefen zusammensetzen. Aber Richardson tritt nicht sogleich mit einer fertigen Technik hervor, sondern geht von der sehr einfachen Composition der „Pamela“ zu der künstlicheren der „Clarissa“ und des „Grandison“ über. Das Erstlingswerk besteht aus Briefen und tagebuchähnlichen Aufzeichnungen, welche die Heldin für ihre Eltern aufsetzt; höchstens werden einige Male fremde Briefe eingelegt. Während hier alle Briefe von einer Person geschrieben und an eine Adresse gerichtet sind, nehmen in der Clarissa zwar die Briefe an Anne Howe den meisten Raum ein, sind aber keineswegs die einzigen, indem zahlreiche Schreiben der anderen Personen des Romanes, besonders Lovelaces an Belford, Belfords an Lovelace, ihre Folge unterbrechen. Dieselbe Composition ist im „Grandison“ festgehalten, wo Henriettens Briefe an Lucie durch zahllose Beilagen zu einer ganz unnatürlichen Länge aufgeschwellt sind. Eingerückt werden auch „Betrachtungen“ von Clementina, Schwärmereien über Religion und ihre Liebe zu Grandison, welchem sie dieselben übergiebt; Miller griff dies in seinem „Siegwart. Eine Klostergeschichte“ auf, wo die unglücklich liebende Sophie ein Tagebuch voll matter Klagen „An den lieben frommen Siegwart“ schreibt. Miller erweiterte es in der zweiten Auflage (vgl. die Vorrede), also war ihm wohl besonderer Beifall zu Theil worden.

Die Composition in Briefen hat sowohl Vorzüge, als Nachtheile. Dass tiefere psychologische Motivierung und feinere Charakteristik damit erzielt werden kann und von Richardson wirklich erreicht worden ist, lässt sich nicht leugnen; andererseits wird der Wiederholung und breiten Reflexion das Thor geöffnet. Eine straffe Handlung ist fast unmöglich. Eine Vorgeschichte der Fabel lässt sich nur schwer anbringen; was im Grandison deutlich zu erkennen ist.

Richardson ist der Vater des Romanes in Briefen[30]). Ob ihn wirklich die Aufforderung Osbornes und Rivingtons zu dieser Technik anregte, will ich nicht entscheiden. Seinen Absichten musste sie in jedem Falle besonders geeignet erscheinen. Vielleicht haben Sammlungen der Correspondenz berühmter Persönlichkeiten oder Werke, wie die politischen „Briefe eines Tuchhändlers" von Swift auf ihn gewirkt. Auch die Art, wie sich die Nummern des Spectators mit ihrem novellistischen Rahmen an einander reihten, konnte leicht die Idee eines Romanes in Briefen erwecken. Ja, Smollets „Humphry Klinker", obgleich erst 1771 erschienen, kann wegen seiner zahlreichen und ausgedehnten Excurse über Londoner Leben, Theater u. s. w. fast als ein Mittelglied zwischen den Wochenschriften und dem Familienromane betrachtet werden.

Dass Richardson mit seiner Technik als Neuerer auftrat, erhellt auch daraus, dass er in der „Prüfung der Einwände" die Briefe vertheidigen musste. Er sagt unter anderem, es sei unter Freundinnen solche Correspondenz nicht selten wirklich üblich. Und gewiss sind für die rasche Verbreitung des Romanes in Briefen die mit heute kaum erhörter Ausführlichkeit und Ausdauer geführten Briefwechsel und Tagebücher jener Zeit in Anschlag zu bringen.

30) Neue Bibl. der schönen Wissenschaften Bd. 19, S. 277: „Wer in der Richardsonischen Manier, d. h. in Briefen seinen Roman schreibt" u. s. w.

Rousseau ahmte die Composition der „Clarissa“ in seiner *Nouvelle Héloïse* nach. In Frankreich hatte die Briefform schon eine bedeutende literarische Vergangenheit. Frau v. Sevigné galt als Muster zärtlicher Causerie. Die grössten Schriftsteller hatten sich der Briefform für satirische, wissenschaftliche und feuilletonistische Zwecke bedient. Montesquieus *Lettres persanes*, andererseits Voltaires *Lettres sur les Anglais* seien beispielsweise genannt. Sehr bekannt und auch in Deutschland viel gelesen waren die, übrigens nicht authentischen, *Lettres de Ninon*, welche Damours in zwei Bändchen herausgegeben hatte. Von dem jüngeren Crebillon haben wir die *Lettres de mad. de M.** au comte de R.***

Gellert hatte, wie wir sahen, Richardsons Composition in seiner „Schwedischen Gräfin“ noch nicht angenommen. Aber die Heldin erzählt in der ersten Person und mehrere theils kurze, theils sehr ausgedehnte Briefe werden eingeschoben, denn „es ist immer, als wenn man mehr Antheil an einer Begebenheit nähme, wenn sie der erzählt, dem sie zugestossen ist.“ Hierin braucht aber ein Einfluss des englischen Vorbildes nicht nothwendig angenommen zu werden, denn auch Weise, Ziegler, Zesen weben gelegentlich Briefe ein und im Sittenroman (Simplicius Simplicissimus), im Reiseroman (Schelmufsky), in den Robinsonaden (Insel Felsenburg) erzählen eine oder mehrere Personen ihre Erlebnisse. So wird alles lebhafter und wahrscheinlicher.

In Deutschland gab es eine Flut von „Briefstellern“ für die männliche und weibliche Jugend. Allen diesen Anleitungen, unter denen die Neukirchsche wohl die verbreitetste war, konnte wenig Rühmliches nachgesagt werden (vgl. Lessing Werke III. S. 160, 190). In Danzig erschien ein Wochenblatt „Sendschreiben an gute Freunde.“ Einem empfindlichen Mangel bemühte sich Gellert abzuhelfen durch seine

„Briefe für junge Leute, nebst einer Praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen", welche zuerst 1751, seither wiederholt erschienen. Er wundert sich, dass es unserer Sprache noch so sehr an guten Briefen und Romanen fehle, da man doch sonst in Beredsamkeit und Dichtung Glückliches geleistet habe, und fragt: „Sollten denn gute Redner und Poeten auch nicht gute Briefe schreiben können? Sehen wir dieses nicht an Cicero, Plinius und unter den Neuern am Chaulieu, an Racinen, an Rousseau, an Voltairen, an Popen, an Schwiften und vielen andern?" Er rühmt die Briefe der Sevigné und der Babet und zollt Richardson ein warmes Lob: „wie glücklich hat einer seiner (Popes) Landleute das Eigenthümliche der Briefe zu treffen gewusst! Ich rede von dem Verfasser der Clarissa und des Grandison. So verschieden die Charaktere seiner Personen sind, so lässt er doch jede von der Clarissa an bis auf die Arabella, vom Sir Grandison bis zum Ritter Meredith herab, so schreiben, wie diese Personen geschrieben haben würden, wenn sie wirklich existiret hätten; und diese Meisterstücke des Witzes verdienen unter den Briefen eine eben so vorzügliche Stelle, als unter den Romanen." Die Clarissa galt stäts als eine *ars epistolandi* für das Frauenzimmer. Später erschienen Gellerts Briefe an Demoiselle Lucius. Er, Uz u. A. unterbrachen die Prosa durch Verse. Rabener schrieb seine salzlosen Satiren in Briefen. Lessing und Mendelssohn veröffentlichten die Literaturbriefe, ersterer gab in dem Vademecum für Lange, in den Briefen antiquarischen Inhalts, endlich in den Streitschriften gegen Göze Muster vernichtender Polemik. Doch wir haben es mit der Brieftechnik der schönen Literatur zu thun.

Der erste deutsche Roman in Briefen war Musäus' Grandisonparodie von 1760. Hermes folgt in der „Geschichte der Miss Fanny Wilkes" der Richardsonschen Manier noch nicht

vollständig; doch während in den ersten Theilen Briefe nur eingeschoben werden, bestehen die folgenden grösstentheils aus solchen. Im fünften schreibt Jinny in Tagebuchsform an Elisabeth. An Herrn Handsom wird „eine im Umgange mit Frauenzimmern verschönerte Gabe im Briefschreiben“ als ein Hauptvorzug gerühmt. Jn „Sophiens Reisen“ bedient Hermes sich durchaus der Briefform und die Briefe der Heldin gehören zu den längsten und ermüdendsten, die je geschrieben worden sind. Hermes verfällt mitunter auf ganz wunderliche Neuerungen: ein Brief erzählt den Anfang einer Begebenheit, der folgende den Beginn einer anderen, der nächste den Fortgang der ersten und so kreuzen sich die Berichte in einer die ohnehin nicht leichte Lectüre sehr erschwerenden Art. Vollständig der Composition der „Clarissa“ schloss sich das „Fräulein von Sternheim“ an. Rosaliens „freundschaftliche Frauenzimmerbriefe“ werden in Erziehungsschriften jener Tage neben den „freundschaftlichen Originalbriefen zur Bildung des Geschmacks“ der Oberstlieutenantin v. Runkel dringend als Muster empfohlen.

Die so überaus zahlreichen Romane in Briefen, welche seit den sechziger Jahren in Deutschland die Messen überschwemmten, aufzuzählen, wäre eine nutzlose Mühe. Wer kennt heute noch die Werke der Dusch, Timme, Friedel, Wezel, Trützschler, Müller und wie die vergessenen Vielschreiber alle heissen? Von berühmteren Namen nenne ich Knigge (Geschichte des Herrn von Mildenburg), Miller (Geschichte Karls von Burgheim), Heinse, F. H. Jacobi, Lenz[31]).

Wieland sagt im Agathon, er schildere nach einer Handschrift, worin sich auch „eine Art von Tagebuch“ Agathons finde, aus dem er Monologe citiert.

31) Auch Schiller dachte in seiner Jugend an einen Roman in Briefen. Beweis ist das Gedicht Die Freundschaft „aus den Briefen Julius' an Raphael, einem noch ungedruckten Roman.“

Sehen wir nun zu, wie sich Goethe zur Briefform im Romane verhält. Hübsch ist, wie schon der frühreife Knabe, der an trockenen Sprachexercitien kein Behagen fand, diesen das Gewand eines Romanes umhängte. Freilich ohne einheitliche Fabel, aber er hat doch selbständig eine Technik gefunden, die er später neu aus fremder Hand empfieng. Es heisst im vierten Buche von „Wahrheit und Dichtung“: „ich kam auf den Gedanken alles mit einander abzuthun und erfand einen Roman von sechs bis sieben Geschwistern, die von einander entfernt und in der Welt zerstreut, sich wechselseitig Nachricht von ihren Zuständen und Empfindungen mittheilen. Der älteste Bruder giebt in gutem Deutsch Bericht von allerlei Gegenständen und Ereignissen seiner Reise. Die Schwester, in einem frauenzimmerlichen Styl, mit lauter Puncten und in kurzen Sätzen, ungefähr wie nachher Siegwart geschrieben wurde, erwiedert bald ihm, bald den anderen Geschwistern, was sie theils von häuslichen Verhältnissen, theils von Herzensangelegenheiten zu erzählen hat. Ein Bruder studiert Theologie und schreibt ein sehr förmliches Latein, dem er manchmal ein Griechisches Postscript hinzufügt. Einem folgenden, in Hamburg als Handlungsdiener angestellt, ward natürlich die Englische Correspondenz zu Theil, sowie einem jüngeren, der sich in Marseille aufhielt, die Französische. Zum Italiänischen fand sich ein Musicus auf seinem ersten Ausflug in die Welt, und der jüngste, eine Art von naseweisem Nestquackelchen, hatte, da ihm die übrigen Sprachen abgeschnitten waren, sich auf's Judendeutsch gelegt und brachte durch seine schrecklichen Chiffern die übrigen in Verzweiflung und die Eltern über den guten Einfall zum Lachen.“ Ist auch diese buntscheckige Vielsprachigkeit nur eine kindliche Spielerei und kann man gewiss diese Familiencorrespondenz nicht im Ernste einen Roman nennen wollen,

so darf man doch behaupten, dass Goethe sich zuerst an einem Romane in Briefen versuchte[32]). Als er Werthers Leiden concipierte, dachte er nicht mehr an jene kindliche Polyglotte, in der auch die Sprache der Frankfurter Judengasse Aufnahme gefunden hatte, sondern an das Vorbild der Rousseauschen Neuen Heloise. Die Composition dieser beiden Werke wird später einer ausführlichen Besprechung unterzogen werden. Nur Werther schreibt; seine Briefe an Wilhelm sind Tagebuchsblätter; dazu kommen einige wenige an Lotten und Albert. Da bei Richardson und seinen Nachfolgern die meisten Briefe von der Heldin an ihre Freundin sind und auch in der *Nouvelle Héloïse* Julie in reger Correspondenz mit Claire steht, so mussten sich manche Leser und Leserinnen des Werther fragen, warum uns denn Lotte gar nichts von sich erzähle? Unter diesen Gesichtspunkt sind mehrere der von Appell („Werther und seine Zeit") angeführten Wertheriana zu bringen, welche Briefe Lottens an eine Freundin über ihr Verhältniss zu Werther bieten. In der Heimat der Clarissa und Henriette erschien zuerst eine solche Sammlung: *Letters of Charlotte during her connexion with Werther (*1786*)*, welche in's Französische und Deutsche übertragen wurde. (Demselben Bedürfniss verdanken Stockmanns „die Leiden der jungen Wertherinn" 1775 ihre Entstehung.)

In Briefen schrieb Lenz das wunderliche Fragment „Der Waldbruder. Ein Pendant zu Werthers Leiden" und der einundzwanzigjährige Tieck seinen „William Lovell". Hier correspondieren auch zwei alte Bedienten in einem volksmässigen, treuherzigen Stil. Im zweiten Theil sind mehrere Ta-

32) Goethe sagt von den Prosaaufsätzen, die er für Gellerts Practicum verfasste (Wahrheit und Dichtung, Buch 6): „ich pflegte nach meiner alten Weise immer einen kleinen Roman zum Grunde zu legen, den ich in Briefen auszuführen liebte."

gebücher eingerückt. Tieck hatte bei Abfassung dieses genialen aber widerlichen Jugendwerkes offenbar den Werther vor Augen. Aber der Schwächling und Verbrecher Lovell, dem Wollust das grosse Geheimniss unseres Wesen ist, der in wahnsinnigem Pessimismus vorkommende Balder — und Werther! Arnim schrieb 1802 „Hollins Liebesleben" in Briefen (Auszug daraus in der Gräfin Dolores Bd. I. S. 132 ff.) unter Wertherschem Einflusse.

Die Briefform taugt nicht für jeden Roman, sondern nur für bestimmte Charaktere und Situationen. Wo es darauf ankommt, uns die Tiefen inneren Lebens bloss zu legen und feines, psychologisches Detail zu geben, ist sie sehr am Platze. Sie eignet nicht Romanen, welche das unruhige Handeln einer bewegten Zeit, kühne Thaten, ein an dramatischen Wechselfällen reiches Leben vorführen sollen. Für einen solchen Roman war die Zeit überhaupt nicht geeignet. In Frankreich hätte er ein Vorbote der Revolution sein können, und an Andeutungen eines gesellschaftlichen Umsturzes gebricht es der Heloise nicht, aber in Deutschland giengen die Fluten socialer und politischer Bewegung nur niedrig. Bekannt ist Goethes Wort von einem „Drama in Briefen". Eine landläufige Phrase ferner besagt, die Helden der Goetheschen Dramen seien mehr passiv. Passiv müsste jedenfalls der Held eines Romans in Briefen sein, und Werther ist wie St. Preux kein Mann der That, sondern Gefühlsmensch im weitesten Masse. Aus Briefen und Tagebüchern lernen wir die Gemüther kennen, welche kein energisches Handeln, sondern ein zurückgezogenes Leben in der Welt der Empfindung charakterisiert, sentimentale Männer und zarte Frauen, vor allem diese. Deshalb in den „Wahlverwandtschaften" die Blätter aus Ottiliens Tagebuche, deshalb im Wilhelm Meister die Bekenntnisse der schönen Seele[33]), Fräulein v. Klettenberg, deshalb

33) Ich erinnere daran, dass Rousseau im „Emil" die episodischen„ Be-

zum Gedächtniss Corneliens, die sich scheu vor der Wirklichkeit zurückzog, ein Roman in der Art Richardsons. Solche stille Naturen können aus der Erzählung des Romans nicht voll erfasst werden; es bedarf eines intimen Einblickes in ihr tiefes, zartes Seelenleben, welches sich dem Auge entzieht und nur aus den Aufzeichnungen nachgefühlt werden kann, die sie dem Papier wie einem Vertrauten, mittheilten.

Nicht nur Goethe, auch andere haben es empfunden, für welche Charaktere die Briefform besonders geeignet ist. Wenn Immermann in die „Epigonen" zahlreiche Tagebuchblätter einflicht, so werden wir darin eine auf richtiger Wahrnehmung beruhende Nachahmung Goethes erblicken, um so mehr als dieser Roman auf jeder Seite den Einfluss von „Wilhelm Meister" bekundet.

Die moderne Roman- und Novellenliteratur hat sich dieses Kunstmittels der Technik oft und mit Erfolg bedient. Von zahlreichen Belegen nenne ich Heyses erste Meraner Novelle und Irmas Tagebuch in Auerbachs „Auf der Höhe".

Richardson in Frankreich. Diderots Éloge.

Frankreich hat an Marivaux, dem Verfasser der *Marianne,* und an dem Lustspieldichter Nivelle de la Chaussée Richardsonianer vor Richardson. Aber diese moralische Richtung in Roman und Komödie war ohne lange Dauer und ohne nachhaltige Wirkung. Richardson wird auch in Frankreich als ein Neuerer und Reformator begrüsst.

kenntnisse des savoyischen Vicars" dem Andenken eines Freundes seiner Jugend weihte. Bekenntn. Buch 3: *L'on conçoit déjà que l'honnête M. Gaime est du moins en grande partie, original du vicaire Savoyard;* und oben: *je trouvai près de lui des avantages plus précieux qui m'ont profité toute ma vie, les leçons de la saine morale et les maximes de la droite raison.* Einige Züge entlehnte er dem sanften Geistlichen Gâtier.

Voltaire hatte durch seine *Lettres sur les Anglais* die Augen aller gebildeten Franzosen auf England gerichtet und konnte von der Wirkung dieser Schrift in dem berüchtigten Sendschreiben über Shakespeare sagen: „Man fieng bald an, alle in London gedruckten Bücher zu übersetzen. Aus der einen Uebertreibung fiel man in die entgegengesetzte. Man fand an nichts mehr Geschmack, als an dem, was aus diesem Lande kam oder wenigstens dafür ausgegeben wurde. Die Buchhändler, wahre Modekrämer, verkaufen englische Romane, wie man Bänder und Spitzen als englische verhandelt.“ Er selbst blieb nicht ganz frei von Richardsonschem Einflusse.

Rousseau reiht Richardson den grössten Dichtern aller Völker und Zeiten an. In der *Lettre à d'Alembert sur les spectacles* lobt er die „Pamela“ und nennt gleich darauf Lillos „Kaufmann von London“ mit Bewunderung, der 1751 als *tragédie bourgeoise* in Paris übersetzt erschien. Aus der Liebe der Engländer zur Einsamkeit erwachse auch die Liebe zu contemplativer Lectüre und Romanen, von denen England überflutet werde. Dazu finden wir die Note: „Sie sind daselbst, wie die Menschen, erhaben oder abscheulich. Noch nie wurde, in welcher Sprache es sei, ein Roman geschaffen, welcher der Clarissa nahe käme, geschweige denn sie erreichte.“

Diderots Werke tragen zahlreiche, tiefe Spuren Lilloschen und Richardsonschen Einflusses. Ich verweise nur auf die *entretiens* zum *Fils naturel*. Sein *Éloge de Richardson* ist ein Panegyricus, den an übertriebener Begeisterung kaum die Börnesche Lobrede auf Jean Paul erreicht[34]). Hier gebe es

34) Herder rühmte an Diderots „Richardsons Ehrengedächtniss“, es habe die Macht, „uns mit sich fortzuführen, uns anzuglühen“. Vgl. Hayms Aufsatz „Herder und die Königsberger Zeitung“ Im neuen Reich 1874. — Vgl. auch Bodemann „Julie von Bondeli“ S. 220 (u. S. 231).

kein Blutvergiessen, keine wahnwitzigen Abenteuer, kein Verirren in dichten Wäldern, wie im Amadisromane, sondern die wirkliche Welt werde uns zum ersten Male erschlossen. Wahr und ergreifend, müsse die Clarissa jeden fühlenden Menschen zur Theilnahme zwingen. *Plus on a l'âme belle, plus on a le goût exquis et pur, plus on connoît la nature, plus on aime la vérité, plus on estime les ouvrages de Richardson.* Er ruft: *o peintre de la nature! c'est toi qui ne mens jamais!* Alles an Richardson ist wahr. *C'est lui qui sait faire parler les passions, tantôt avec cette violence qu'elles ont lorsqu'elles ne peuvent plus se contraindre, tantôt avec ce ton artificieux et modéré qu'elles affectent en d'autres occasions.* Wie Horaz den Jüngling mahnt, Tag und Nacht die Werke der Griechen aufzuschlagen, so predigt Diderot: *peintres, poètes, gens de goût, gens de bien, lisez Richardson, lisez-le sans cesse!* An einer anderen Stelle: *les éclats des passions ont souvent frappé vos oreilles; mais vous êtes bien loin de connoître tout ce qu'il y a de secret dans leurs accens et dans leurs expressions;* bei Richardson lernt man sie kennen. Es komme ihm vor, als habe er ein altes Schloss gekauft und fände in einem Schreine die Briefe von Clarissa und Pamela. Wie würde er sich über eine Lücke ärgern! *Dans ce livre immortel comme dans la nature en printems on ne trouve point deux feuilles qui soient d'un même verd.* Er kenne alle Häuser, Strassen, Personen in Richardsons Romanen gleichsam persönlich. Man frage jeden Engländer nach Richardson, ja, ob Miss Howe noch am Leben sei. Richardson habe Freundschaften und Entzweiungen gestiftet. Die Romane des „Göttlichen" seien ein Prüfstein: *depuis qu'ils me sont connus, ils ont été ma pierre de touche; ceux a qui ils déplaisent sont jugés pour moi.* Nur den Lasterhaften kann Richardson nicht entzücken, denn er streut

den Samen der Tugend in die Herzen. Diderot vergleicht seine Werke mit dem Evangelium selbst. Wie der Prediger auf die heilige Schrift als Heilsquelle, so wolle er stets auf Richardson weisen. *O Richardson! Richardson! homme unique à mes yeux! tu seras ma lecture dans tous les temps!* Abwechselnd mit Virgil, Homer, Euripides, Sophokles will er ihn lesen. Und wie gross wird erst die Bewunderung der kommenden Geschlechter sein: *o Richardson! si tu n'as joui de ton vivant de toute la réputation que tu méritois, combien tu seras grand chez nos neveux, lorsqu'ils te verront à la distance d'où nous voyons Homère!*

II.

Rousseau.

Entstehung der Nouvelle Héloïse.

Das neunte Buch der Rousseauschen „Bekenntnisse“ giebt die Grundbedingungen der Neuen Heloïse. Ich sage mit Absicht nicht: das neunte Buch belehrt uns, was in der Neuen Heloïse „erlebt“ ist, damit dieser Ausdruck nicht missverstanden werde. Die Anlage und theilweise Ausarbeitung des Romanes ist unabhängig von Rousseaus leidenschaftlicher Liebe zur Gräfin Houdetot. Nicht immer ist diese Sachlage mit der wünschenswerthen Klarheit hervorgehoben worden, auch von Hettner nicht, wenn er in seiner Geschichte der französischen Literatur (2. Aufl. S. 485) sagt: „Die erste Hälfte ist die einfache Geschichte zweier Liebenden, welche sich ihr Empfinden und Hoffen, ihre Leidenschaft und ihr Sehnen offen bekennen, mit einer Frische und Tiefe des Gefühls, mit einer Gluth und einem Zauber der Sprache, wie sie in Frankreich noch niemals gehört worden. Jedes Wort ist bang und sehnsuchtsvoll durchglüht und durchzittert von dem Jubel und Kampf der Liebe, von welcher gerade damals der Dichter zur Gräfin d'Houdetot ergriffen war.“ Damit legt Hettner, natürlich unabsichtlich, denn vgl. S. 467, jedem, welcher mit der von Rousseau in seiner Autobiographie gegebenen Darstellung nicht näher vertraut ist, die Vermuthung nahe, die Neue Heloïse sei durchaus von der Liebe zu Sophie d'Houdetot inspiriert; von

der eigentlichen Vorgeschichte, jenen aufgeregten Seelenzuständen, welche früher noch den Dichter gefangen nahmen und Tag und Nacht quälten, kann er nichts ahnen. Die Schilderung dieses inneren Ringens und Sehnens, welches einem nach Liebe lechzenden Herzen alle Zeit die Fata Morgana höchsten Liebesglückes vorgaukelt, dieses gänzlichen Aufgehens in einer selbstgeschaffenen Traumwelt, die sich dann doch immer wieder als nebelhaft und erlogen erweisen muss, ist nahezu das Ergreifendste, was Rousseau je geschrieben hat.

Brockerhoff hat im 2. Bande seines nunmehr vollendeten sorgfältigen Werkes „Jean Jaques Rousseau" die nöthige Scheidung klar vollzogen, aber davon abgesehen, den einzelnen zeitlich oft sehr entfernten Motiven unseres Romanes, erlebten und erlernten, nachzugehn.

Rousseau müde des gesellschaftlichen Lärmens und literarischen Coteriewesens der Hauptstadt nahm im Frühjahr 1756 nach längerem Schwanken und Sträuben das ihm und den Seinen, d. h. Therese Le Vasseur und ihrer Mutter, von Frau v. Epinay angebotene und neu hergerichtete Asyl *l'Ermitage,* ein kleines Landhaus am Rande des Waldes von Montmorency an[35]). Er fühlte sich für eine ländliche Zurückgezogenheit geboren und hatte im Geräusch und Glanz von Paris nur an seine Büsche, Quellen und einsamen Spaziergänge gedacht. Er wollte vor Allem frei sein; gezwungene Frohnarbeit ist ihm unerträglich, denn sie hat nichts mit dem Herzen zu thun und *„le coeur"* ist Rousseaus Götze.

35) Wir hören Rousseau sprechen, wenn sein St. Preux (*Nouv. Hél.* Thl. 4. Brief 11) schreibt: „welch angenehme Stimmung hoffte ich nach diesem einsamen Orte mitzubringen, wo der süsse Anblick der alleinigen Natur all die socialen und die Partei-Zustände aus meinem Andenken bannen sollte, die mich so unglücklich gemacht haben."

Er reiste am neunten April ab. Der Frühling begann seine Macht zu entfalten. Rousseau schreibt: „Die Erde begann zu treiben; man sah Veilchen und Primeln; die Knospen der Bäume brachen auf und gerade die Nacht meiner Ankunft zeichnete der erste Gesang der Nachtigall aus, die sich vor meinem Fenster in einem an das Haus stossenden Gehölz hören liess.“ Er sog die Frühlingsluft mit vollen Zügen ein und sah alle seine Wünsche erfüllt. Seine gerade damals sehr überreizte und abgespannte Natur überliess sich ganz dem süssen *délire champêtre.* Literarische Arbeiten geschahen sub Dio; bei Regenwetter beschäftigten ihn musikalische Studien für das Dictionnaire. Störend ward schon im Anfang, dass ihm das vertrauliche, aber nicht herzliche Verhältniss zu Frau v. Epinay manche Verpflichtungen auferlegte. Wie gern vermisst er den städtischen Luxus. Ein Dornstrauch ist ihm lieber als gekünstelte Bosquets und Wasserkünste; der Fettdampf eines Eierkuchens angenehmer, als ein raffiniertes Diner; hier braucht er nicht den Abend zum Mittag, die Schlafenszeit zur Stunde des Soupers zu machen.

Doch in der ländlichen Einsamkeit folgte jener leidenschaftliche Kampf seines Inneren. Der Name *l'hermite,* unter dem Rousseau im Epinay-Grimmschen Briefwechsel figuriert, war mehr als ein blosser Neckname. Rousseau war wirklich mit seinen Gedanken, insofern sie über das Alltägliche, den Horizont Theresens, hinausschweiften, in Ermitage ein Einsiedler. Solche Einsamkeit hat leicht eine gefährliche Kehrseite. Was war ihm im Grunde die gutherzige, aber beschränkte Therese? Er sagt mit erstaunlich nackter und cynischer Offenheit: „ich habe niemals den geringsten Funken von Liebe für sie gefühlt; nur meine Sinnlichkeit zog mich zu ihr.“ Dieses Concubinat, welches ihm eine habgierige, ränkesüchtige Schwiegermutter und ihre verkommenen Ange-

hörigen aufbürdete, konnte ihm nicht genügen. „Das erste meiner Bedürfnisse," sagt er, „das grösste, stärkste, unauslöschlichste lag ganz in meinem Herzen: es war das Bedürfniss eines innigsten Umganges, so innig, als nur irgend möglich." Keine körperliche Vereinigung mit der imaginären Freundin erklärt er für genügend und ruft mit dem ihm eigenen Pathos: „ich hätte zweier Seelen in Einem Körper bedurft[36])!"

Die Heimlichkeiten der alten Le Vasseur, deren Verkehr mit Diderot und Grimm er, argwöhnisch wie er war, als eine Verschwörung gegen seine Plane ansah, lockerten nun auch das immerhin gewohnte und lieb gewordene Verhältniss zu Theresen. In einer Art von Verfolgungswahn warf er begonnene literarische Arbeiten bei Seite. Und aus all diesen Misslichkeiten, mochten sie auch zum Theil nur in der Idee bestehen, folgte die Epoche, aus der nach und nach die Neue Heloïse herauswächst. Rousseau, der sich gern in Superlativen bewegt, nennt sie die „schreckliche, verhängnissvolle Zeit eines Schicksals, das beispiellos unter den Sterblichen dasteht." Er dachte zurück an heitere Jugendtage, die ihm aus der Ferne geschaut sonniger und ungetrübter schienen, als sie es wirklich waren; sein Leben schien ihm so freudlos und nur in Seufzern fand das Herz, für welches Leben Lieben war, Befriedigung.

„Die Erinnerungen verschiedener Abschnitte meines Lebens liessen mich über den Punkt, zu dem ich gelangt war, nachdenken und schon sah ich mich auf der Neigung der Jahre, eine Beute schmerzlicher Krankheit, und, wie ich

36) Lichtenberg, dessen Schriften von Invectiven gegen die modische Gefühlsschwelgerei strotzen, witzelt einmal (Bd. 2. S. 48): „eine einzige Seele war für seinen Leib zu wenig, er hätte zweien genug zu thun geben können."

meinte, nahe dem Ende meines Laufes, ohne auch nur eine der Freuden, nach denen mein Herz dürstete, voll genossen, ohne die regen Empfindungen, welche in diesem Herzen ruhten, je ausgeströmt, ohne jene berauschende Wonne geschmeckt, ja nur gekostet zu haben, die meine Seele erfüllte, aber, ohne Gegenstand, immer zurückgepresst blieb und nur in meinen Seufzern sich Luft machen konnte."

Er war ohne Herzensfreund, ohne Geliebte; schon ergraute sein Haar und die Stunden der Liebe und Freundschaft waren bald für immer vorbei. Um so stürmischer packte ihn das Sehnen danach in der Einsamkeit. „Wie war es möglich," fragt er sich, „dass ich mit einem so heissen Temperamente und einem Herzen, welches aus Liebe bestand, auch nicht Ein Mal von der Flamme für einen bestimmten Gegenstand gebrannt hatte? Verzehrt von dem Bedürfniss zu lieben, ohne dass ich es je hätte stillen können, sah ich mich den Pforten des Greisenalters nahen und sterben, ohne gelebt zu haben."

Es war die schönste Zeit des Jahres, Mitte Juni. Vor dem sehnenden Geiste Rousseaus zogen die Tage der Jugend und mit ihnen Frauen und Mädchen, die er als Knabe und Jüngling gekannt hatte, vorüber. Er dachte an ein reizvolles Abenteuer, das ihm vor 25 Jahren auf dem Schlosse Toune bei Annecy begegnet war, und verweilte im Gedächtnisse bei Fräulein Galley und Fräulein v. Graffenried. Hier und nicht erst bei der Gräfin Houdetot ist das Erlebte zu suchen, das auf die Keime der Neuen Heloïse einwirkte. Giebt Rousseau doch selbst im elften Buche der Bekenntnisse *quelques réminiscenses de jeunesse et madame d'Houdetot* als Motive an. Wir müssen aus dem neunten Buche und dem Jahre 1756 zurückgreifen auf das vierte und das Jahr 1731. Freilich

währten Rousseaus Beziehungen zu den Schlossfräulein von Toune nur einen Tag.

Er traf sie bei Annecy, dem Wohnorte von *maman* (Madame de Warens), als sie Mühe hatten zu Ross einen angeschwollenen Giessbach zu passieren. Seiner Hilfeleistung folgte eine scherzhafte Einladung. Hinter Fräulein v. Graffenried auf dem Pferde sitzend und sich an sie anklammernd, ritt er mit ihnen nach Toune. Die Situation war gewiss dazu angethan, einen neunzehnjährigen heissblütigen Jüngling verliebt zu machen. Auf Toune waren sie allein. Bald mit der einen, bald mit der anderen unter vier Augen, immer verliebt und verlegen, gab er im Stillen doch Mademoiselle Galley den Vorzug. Der Tag verging unter unschuldigen Scherzen. Nach dem Mahle brachen sie Kirschen im Garten. Die einzige Vertraulichkeit, welche Rousseau wagte, war, in einem unbeobachteten Augenblicke einen Kuss auf die Hand von Frl. Galley zu drücken. „Ich weiss nicht, was ich ihr alles hätte sagen können: da trat ihre Freundin ein und schien mir hässlich in diesem Augenblicke.“ Wie sie gekommen, so ritten sie Nachmittags zurück. Rousseau hätte gern die Ordnung geändert.

„Ich verliess sie ungefähr an demselben Orte, wo sie mich gefangen genommen hatten. Mit welchem Bedauern trennten wir uns! Mit welchem Vergnügen planten wir ein Wiedersehen! Zwölf zusammen verlebte Stunden waren uns Jahrhunderte von Vertraulichkeit. Die süsse Erinnerung an diesen Tag kostete diese lieben Mädchen nichts; die zärtliche Vereinigung, welche zwischen uns dreien herrschte, wog leidenschaftlichere Genüsse auf und hätte nicht mit ihnen bestehen können: wir liebten uns offen und unschuldig und wollten uns immer so lieben. Die Unschuld der Sitten hat ihre Wollust, welche die andere aufwiegt, da sie keine Pause

kennt, sondern sich beständig bethätigt. Ich wenigstens weiss, dass das Andenken an einen so herrlichen Tag mich mehr rührt, mehr entzückt, in meinem Herzen mehr lebt, als das Andenken irgend welcher Vergnügen, die ich in meinem Leben kostete.“ Beide interessierten ihn, aber sein Herz gab doch einer den Vorzug. Frl. v. Graffenried hätte er lieber zur vertrauten Freundin, Frl. Galley lieber zur Geliebten gehabt. „Wie dem auch sei, als ich sie verliess, schien mir, als könnte ich nicht mehr leben ohne die eine und ohne die andere. Wer hätte mir gesagt, dass ich sie mein Leben lang nicht wieder sehen würde, und dass damit unsere Eintagsliebe enden sollte.“

„Die Leser werden nicht ermangeln über meine galanten Abenteuer zu lachen, die nach langen Einleitungen höchstens auf einen Handkuss hinaus laufen. O liebe Leser! täuscht euch darin nicht. Ich habe vielleicht mehr Genuss in meinem Liebesabenteuer gehabt, das mit diesem Handkuss schloss, als ihr je in euren haben werdet, die ihr gleich mindestens damit anfangt.“

Auch im achten Buche wird gelegentlich der „romantische Tag von Toune“ mit Wärme erwähnt. Man sieht, wie fest dieser eine Tag als ein Tag ungetrübten Genusses in Rousseau haftete [37]). Er gab zwei Hauptpersonen der Neuen Heloïse das Leben: der Heldin Julie und ihrer Cousine Claire. *Les inséparables*, die eine Geliebte, die andere Vertraute und Freundin, sind Frl. v. Graffenried und Galley. Ein Einfluss auf die Charakteristik darf bei der Flüchtigkeit der Bekannt-

37) Im Romane ruft Juliens Geliebter: „sollte ich ganze Jahrhunderte leben, die süsse Zeit meiner Jugend kann weder neu für mich erstehen, noch in meinem Gedächtniss erlöschen,“ und an einer anderen Stelle: „Zauber der ersten Jugend, Entzücken der ersten Liebe, warum euch noch ein Mal in dies müde, überbürdete Herz ziehen?“

schaft schwerlich angenommen werden. Weniger die Erinnerung an seine einstige Thätigkeit als Musiklehrer in Chambery und seine „hübschen Schülerinnen“ (Bekenntnisse Buch 5), als das bestimmende Modell von Abälard und Heloïse gaben das äussere Verhältniss zwischen St. Preux und Julie. Rousseau nennt an der betreffenden Stelle des neunten Buches noch Madame Bazile, Mademoiselle de Breil, Madame de Larnage und die „pikante Zulietta“. Manches was Rousseau dieser schönen venezianischen Hetäre gegenüber fühlte und dachte, ist im Verhältniss zwischen Lord Bomston und Sara ausgeführt. Die Bande, welche ihn an die Larnage fesselten (Bekenntn. Buch 6), waren rein sinnlicher Natur, und als er Madame Bazile, die hübsche, junge Kaufmannsfrau in Turin kannte (Buch 2), war er ein unreifer Knabe. Nicht ohne Bedeutung aber dürfte es vielleicht sein, wenn in dieser Zeit, wo der Plan zur Neuen Heloïse entstand, die Erinnerung an Frl. v. Breil wach wurde. Diese Knabenliebe mag zu dem Motiv der Standesunterschiede einige erlebte Züge gebracht haben. Rousseau war nur ein Diener, als er sich in das aufblühende, von ihren Eltern streng gehütete adlige Fräulein verliebte.

Deutlich heisst es im elften Buche, wo Rousseau zudringliche Fragen abweist: „Es ist sicher, dass ich diesen Roman in den glühendsten Verzückungen schrieb; aber man täuschte sich in der Meinung, dass es wirklicher Wesen bedurft hätte, um dieselben zu erwecken: man war weit entfernt zu begreifen, bis zu welchem Grade ich mich für eingebildete Wesen erhitzen kann. Ohne einige Jugenderinnerungen und Frau v. Houdetot, würde die Liebe, die ich fühlte und schilderte, nur eine Liebe zu Sylphiden gewesen sein.“ Dazu kam noch der Hinblick auf das berühmte Liebespaar: Abälard und Heloïse, auf welches schon der spätere Titel

La nouvelle Héloïse deutet. Abälard wurde vom Canonicus Fulbert als Lehrer für dessen siebzehnjährige Nichte Heloïse ins Haus genommen. Schon vorher hatten sich beide ihre leidenschaftliche Liebe bekannt; nun gaben sie sich schrankenlosem Genusse hin. Im Romane unterrichtet St. Preux Julien, bald bricht die Leidenschaft mächtig hervor und wird befriedigt.

Rousseau besass eine überaus lebhafte Phantasie. Schon in seiner Knabenzeit liess er seine Gedanken aus der unbefriedigenden Wirklichkeit hinaus zu Einbildungen, Phantasiegebilden fliegen. Sonderlich im freien Felde habe sich, erzählt er uns im vierten Buche der Bekenntnisse, dieser Reichthum der Phantasie entfaltet. „Dann gebiete ich freischaltend über die ganze Natur; mein Herz, von Gegenstand zu Gegenstand eilend, versammelt herrliche Bilder um sich und berauscht sich in entzückenden Gefühlen. Wenn ich sie mir zu meinem inneren Ergötzen in Gedanken ausführe, welche Kraft des Pinsels, welche Farbenfrische, welche Stärke des Ausdruckes verleihe ich ihnen! Von dem allen, sagt man, ist in meinen Werken anzutreffen, die doch gegen die Neige meiner Jahre geschrieben sind.“ In Ermitage war er wiederum den ganzen Tag im Freien. Nichts hemmte den Aufschwung der Phantasie, keine Wände, keine Gesellschaft. Er musste lieben. Der Gegenstand fehlte; er schuf ihn sich und sah, wie er sagt, immer ein Paradies von Houris um sich herum[38]). Es wird kaum jemand die Möglichkeit leugnen, dass

38) Dieser Ausdruck kehrt in der Neuen Heloïse (II. Brief 16) wieder, wo St. Preux an Julie die schwungvollen Zeilen schreibt: „ich glaube dich zu sehen, dich zu berühren, an meine Brust zu drücken . . . . . Angebetetes, zauberisches Mädchen, Quelle von Entzücken und Genuss, wie sollte man dich erblickend nicht die Houris schauen, welche für die Seligen bestiumt sind.“ Der 2. Theil des Romanes schildert Rousseaus Seelenzustand vor der Bekanntschaft mit der Houdetot.

eine lebhafte Einbildungskraft sich in selbstgeschaffenen Schatten verlieben und an ihnen, wie an greifbaren, persönlichen Gestalten Antheil nehmen kann. Ich will nicht an die matten Lieder zum Preise „der unbekannten Geliebten“ erinnern, aber Richardson verliebte sich so in seine Heldinnen, dass ihm ihr Unglück Thränen entlockte, und Kleist rief seinem Freunde v. Pfuel weinend entgegen: „ach, sie ist todt!“ als er den Schluss der Penthesilea geschrieben hatte. Im *Émile* (Theil 4) liebt Sophie das Ideal eines Mannes, das sie sich frei construiert; der Jüngling Emil soll sich in der Phantasie das Bild einer Geliebten schaffen.

Rousseau beschreibt diese Trunkenheit — *ivresse* ist eines seiner Lieblingsworte — mit ergreifendem Pathos, das sich manchmal zum Tone elegischer Klage herabstimmt. „Die Unmöglichkeit, leibhafte Wesen zu erfassen, verschlug mich in das Land der Träume, und da ich nichts wirkliches sah, welches meiner Liebesraserei *(délire)* würdig gewesen wäre, so nährte ich sie in einer idealen Welt, welche meine schöpferische Phantasie bald mit Wesen nach meinem Herzen bevölkert hatte. Niemals kam mir diese Hilfsquelle mehr zu Statten, nie war sie fruchtbarer. In meinen beständigen Verzückungen berauschte ich mich in Strömen der wonnigsten Gefühle, welche je in ein menschliches Herz einzogen.“ Vollendete Creaturen umschwebten ihn. Die Arbeit blieb liegen; er schwelgte ganz in jener gezauberten Traumwelt. Abstossend gegen die Mitwelt, die ihn darin störte, galt er, der Liebesbedürftige, für einen Menschenfeind. Literarische Correspondenzen mit Diderot und Voltaire dämpften dann seine Exaltation ein wenig. Sie war nicht mehr so überirdisch. Aus der geträumten Welt traten, indem der Nebel wich, zwei Idealgestalten consolidierter hervor. „Ich hielt mir,“ sagt er, „die Liebe und die Freundschaft vor, die bei-

den Idole meines Herzens.“ Die Freundinnen Frl. v. Graffenried und Galley treten, vielleicht unbewusst für Rousseau, in den Vordergrund. Zu ihnen sucht er dann einen Liebhaber und einen Freund, mit denen er sich identificiert. Julie, Claire und St. Preux stehen vor unseren Augen. Diese Gestalten steigen aus den Nebeln der Phantasie auf den Boden der Wirklichkeit; wo sie ansiedeln? In Thessalien? Rousseau kennt es nicht. Auf den borromeischen Inseln? Sie sind ihm „zu geziert und gekünstelt“ für seine Personen. „Doch bedurfte ich eines Sees und ich wählte endlich den, an welchem mein Herz ohne Unterlass geweilt hat..... Der Geburtsort meiner armen Mama hatte für mich noch eine ganz besondere Anziehung. Der Contrast der Lage, die reiche Mannigfaltigkeit der Ufer; die Pracht, die Majestät des Ganzen, welche den Sinn entzückt, das Herz bewegt, die Seele erhebt, machten meinen Entschluss fertig und ich siedelte meine jungen Mündel in Vevay an“ [39]).

Nehmen wir dazu einen Passus aus dem vierten Buche der Confessionen, der auch für Rousseaus Naturliebe bezeichnend ist. Es handelt sich um das Jahr 1732. „Der Anblick des Genfer Sees und seiner wunderbaren Ufer hatte immer für meine Augen einen besonderen Reiz, den ich nicht erläutern kann und der nicht nur auf der Schönheit des Schauspiels, sondern auf einem gewissen unsagbaren Interesse beruht, welches mich erregt und rührt. So oft ich mich dem

39) Im 8. Buche der Bekenntnisse heisst es: „Das grösste Vergnügen war mir eine Fahrt um den See, welche ich im Boot mit Deluc, seiner Schwiegertochter, seinen zwei Söhnen und meiner Therese machte. Wir verwendeten sieben Tage auf diese Rundfahrt beim schönsten Wetter der Welt. Ich nahm die lebhafteste Erinnerung an die Punkte des Ufers mit fort, welche am anderen Ende des Sees mein Erstaunen erregten, und schilderte sie einige Jahre nachher in meiner Neuen Heloïse.“ Es ist der bekannte Brief St. Preux' an Julie.

Waadtlande nähere, empfinde ich einen Eindruck, zusammengesetzt aus dem Andenken an Mad. Warens, welche hier geboren ist; an meinen Vater, welcher hier lebte; an Frl. von Vulson, welche hier die Erstlingsopfer meines Herzens empfieng; an mehrere Vergnügungsreisen, die ich in meiner Jugend hier machte; — und, wie mich dünkt, aus noch etwas Geheimeren und Stärkeren, als all dies. Wenn der heisse Wunsch nach dem glücklichen und süssen Leben, das mich flieht und für das ich mich geboren fühle, meine Einbildung entzündet, so nimmt er immer das Waadtland, den See, diese entzückenden Landschaften zum Schauplatz [40]). Ich bedarf eines Gartens am Ufer dieses Sees und keines anderen, ich bedarf eines treuen Freundes, einer lieben Gattin, einer Kuh, eines kleinen Bootes. Nur wenn ich all dies habe, werde ich auf Erden vollkommen glücklich sein. Ich lache über die Einfalt, mit der ich öfters einzig deshalb in dies Land gieng, um dies geträumte Glück daselbst zu finden. Ich war öfters überrascht, die dortigen Einwohner, sonderlich die Frauen, ganz anders zu finden, als ich sie dort suchte. Wie verfehlt däuchte mich das! Das Land und seine Bewohner schienen mir nie für einander gemacht."

„Auf dieser Reise nach Vevay überliess ich mich, dem schönen Gestade folgend, der süssesten Melancholie; mein Herz versenkte sich glühend in tausend unschuldige Seligkeiten; ich wurde ohne Grund weich, ich seufzte und weinte, wie ein Kind. Wie oft hielt ich an, um nach Herzenslust zu weinen, setzte mich auf einen grossen Stein und vergnügte mich, meine Thränen in das Wasser fallen zu sehn."

---

40) Ganz ähnlichen Vorstellungen hängt St. Preux in der N. H. I, 23 nach. Die Erfüllung ist in Wolmars Landgut in Clarens gegeben. N. H. V, 10: „ich glaube die glühenden Wünsche erfüllt zu sehn, die so viele Male hier in mir entstanden."

„Ich wohnte in Vevay in der *Clé* und in den 2 Tagen, die ich daselbst ohne jemand zu sehn, zubrachte, gewann ich für diese Stadt eine Vorliebe, die mir auf allen meinen Reisen blieb und mich schliesslich den Helden meines Romanes dort ansiedeln liess. Ich möchte gern allen, welche Verständniss und Gefühl haben, zurufen: Geht nach Vevay, durchstreift das Land, betrachtet die Ufer, fahrt auf dem See, und sagt, ob die Natur diese schöne Landschaft nicht für eine Julie, für eine Claire und für einen St. Preux geschaffen hat; aber sucht sie nicht dort."

Eine reiche Anregung zur Neuen Heloïse liegt in diesen Zeilen ausgesprochen. Interessant ist, dass St. Preux die Walliser so schildert, wie Rousseau sie finden wollte, nicht wie er sie fand.

Solche Plane lebten nicht nur vor dem Verhältniss zur Houdetot in Rousseau, sondern er begann sie auch auf dem Papier zu fixieren (vgl. Nouv. Hél. II. Br. 12): „Diese Gebilde gewannen endlich grösseren Bestand und setzten sich in bestimmterer Gestalt in meinem Kopfe fest. Nun trieb mich die Phantasie, einige Situationen, die sich darboten, auf dem Papiere wiederzugeben und alle Jugendgefühle zurückrufend das unbefriedigte Liebesbedürfniss auszuströmen, das mich verzehrte. Ich warf gleich einige zerstreute Briefe auf's Papier, ohne Folge und Verknüpfung, und als ich mich anschickte, sie zu verbinden, gerieth ich oft in grosse Verlegenheit. Es ist nicht sehr glaubhaft, aber wahr, dass die beiden ersten Theile fast gänzlich auf diese Art geschrieben sind, ohne dass ich einen wohlüberlegten Plan gehabt hätte, ja ohne dass ich voraussah, ich würde mich noch versucht fühlen, ein ordentliches Werk daraus zu machen."

Jedenfalls waren zwei Theile des Romans schon fertig und hätte erst die Bekanntschaft mit Madame d'Houdetot den

Plan des Romanes geliefert, so wäre dieser ganz anders, er wäre — wir können es dreist sagen — viel Wertherähnlicher ausgefallen.

Zu dem Erlebten und Gefühlten trat das Erlernte: der Einfluss der Richardsonschen Clarissa. Erlebtes und Erlerntes vermischen sich dann. So sind Julie und Claire in der Erinnerung an Erlebtes concipiert, aber nach den Modellen von Clarissa Harlowe und Anne Howe gezeichnet. Dieselbe Freundschaft und derselbe Unterschied der Charaktere. Claire ist heiterer, während Julie scherzweise *dévote* und *prêcheuse* genannt wird. Claire erhält wie Miss Howe einen braven, sonst unbedeutenden Mann. Ihr Schmerz an der Leiche der Freundin ist unermesslich, nur dass Rousseau stärkere Farben aufträgt; doch auch bei Richardson wirft sich Miss Howe über die Todte, bedeckt sie mit Küssen und beklagt die „Schwester ihres Herzens". Clarissens Sterbelager gab manche Impulse zu der Schilderung, welche Rousseau von den letzten Tagen seiner Heldin entwirft. Julie hat einen harten Vater, aber eine milde Mutter. Sie bleibt stets, auch den Grausamkeiten der Familie gegenüber, voll Pietät. Hier wie dort tritt das Motiv der Zwangsheirat auf. Lovelace schlägt Clarissen vor, mit ihm auf das Schloss seines Oheims zu entfliehn; Miss Howe erbietet sich sogleich der Freundin zu folgen. In der Neuen Heloïse wird zwischen Julie und St. Preux überlegt, ob sie das Asyl, das ihnen Lord Edward auf einem seiner heimischen Schlösser anbietet, annehmen sollen; Claire schreibt unverzüglich, sie werde die Flucht theilen. Beide Male ist es dann die Heldin, welche das Entführungsproject verwirft. Gewiss schwebte Rousseau dabei auch das Factum vor, dass Abälard mit Heloïsen aus Fulberts Haus in die Bretagne entfloh und dort eine heimliche Trauung vollziehen liess.

Wir kehren vom Erlernten zum Erlebten zurück.

Die Gräfin d'Houdetot, die Stiefschwester der Epinay, kam nach der Ermitage. Rousseau hatte sie als junges Mädchen flüchtig gesehn. Er kannte und schätzte ihren Freund und Geliebten St. Lambert, den bekannten philosophischen Schriftsteller, von dem wir auch ein mattes Gedicht „die Jahreszeiten" besitzen. Interessant ist, dass ihm in den vierziger Jahren Frau v. Chatelet vor Voltaire den Vorzug gab. — Rousseau verkehrte heiter und ohne Cermoniell mit der lebhaften Frau, doch ohne tiefer bewegt zu werden [41]).

---

41) Von dem ersten Zusammentreffen in Paris sagt Rousseau im 7. Buche der Bekenntnisse: „Zugleich mit Madame d'Épinay wurde ich auch mit ihrer Stiefschwester, Mademoiselle de Bellegarde, bekannt, welche gleich darauf Gräfin d'Houdetot wurde. Ich sah sie zum ersten Male am Tage vor ihrer Hochzeit: sie plauderte mir lange vor in dem reizend vertraulichen Tone, der ihr natürlich ist. Ich fand sie sehr liebenswürdig; aber ich war weit entfernt davon zu ahnen, dass diese junge Person eines Tages mein Schicksal für immer entscheiden und mich, obwohl ganz unschuldigerweise, in den Abgrund reissen würde, in welchem ich mich jetzt befinde." Rousseau war durch Franceuil, den Vorgänger Grimms in der Gunst der Epinay, eingeführt. Ungefähr gleichzeitig schreibt Frau von Epinay *(Mémoires et Correspondance de M. d'É.* I. S. 111): *Mimi se marie; c'est une chose décidée, elle épouse M. le comte d'Houdetot, jeune homme de qualité, mais sans fortune; âgé de* 22 *ans, joueur de profession, laid comme le diable* u. s. w. Die Gräfin war 1730 geboren und starb erst 1813. Die Heirat mit Houdetot war für beide eine Zwangsheirat, deshalb duldete er das treue Verhältniss zu St. Lambert. Charackteristisch sind folgende Stellen aus den Memoiren der Epinay; Bd. II. S. 111: *Elle* (die Houdetot) *est toujours telle que vous l'avez connue, tout aussi vive, aussi enfant, aussi gaie, aussi distraite, bonne, très-bonne, se livrant avec ardeur à tout ce qui lui passe par la tête et cependant avec plus de constance qu'on n'a lieu d'en attendre de son caractère. Elle acquiert tous les jours de nouveaux goûts et n'en prend aucun. Elle s'est liée, p. e., avec St. Lambert et elle ne voit et n'entend que par lui.* Bd. II. S. 153: *La comtesse d'Houdetot doit venir passer huit jours avec nous* (in Paris); *elle n'ira point cette année dans sa terre* (in der Normandie). *Il me semble qu'elle s'est*

Beim Hereinbrechen der schlechten Jahreszeit begann er, wie er sagt, in die Entwürfe „einige Ordnung und Folge zu bringen, um eine Art von Roman daraus zu machen.“ Nach wie vor ist nur von jenen Phantomen die Rede, welche den Sinn des Dichters fesseln. Die Tendenz des Romanes soll eine zwiefache sein: ein Mädchen, „geboren mit einem ebenso zarten, wie tugendhaften Herzen,“ liebt unglücklich und bezwingt dann, vermählt, diese Liebe. Zweitens: die Encyclopädisten hatten Religionshader hervorgerufen; Rousseau aber ist ein Feind aller Parteiung: er hasst die unduldsame Orthodoxie, fühlt jedoch ein lebhaftes Gottesbedürfniss. Beiden Parteien will er die Wahrheit sagen und „zeichnete deshalb die Charaktere von Wolmar und Julie.“ Mit hingebenden Entzücken schrieb er die beiden ersten Theile auf das feinste Papier ab und las sie wiederholt vor; freilich waren Therese und die alte Le Vasseur keine sehr würdigen Zuhörer. Madame d'Épinay bekam sie zu lesen. Sie schreibt aus La Chevrette an Grimm (Mem. Bd. 2. S. 385): *Il* (Rousseau) *m'a apporté à lire deux cahiers d'un roman qu'il a commencé cet hiver.* Obwohl nicht befriedigt (S. 391), begann sie eine Nachahmung.

Eine ganz neue Periode rechnet Rousseau vom Frühjahr 1757 an, das ihm durch die Uebersiedlung der Gräfin d'Houdetot nach Eaubonne und die rasch auflodernde hoffnungslose Liebe zu ihr leidenschaftliche Aufregung und herben Schmerz bringen sollte. Vorher sind es noch das *tendre dé-*

---

lile intimement, mais très-intimement, avec M. de St. Lambert. Elle ne parle que de lui: c'est un enthousiasme si franc, si excessif. Später (S. 384): *La comtesse d'Houdetot est venue hier me dire adieu. Que c'est une jolie ame, naïve, sensible et honnête. Elle est ivre de joie du départ de son mari et vraiment elle est si intéressante, que tout le monde en est heureux pour elle: elle étoit folle hier comme un jeune chien.*

lire und die *érotiques transports* einer heissen Phantasie, die ihn bewegen. Er verfasste einzelne Briefe für die letzten Theile von Julie, in die gewiss manches aus der ländlichen Umgebung von Ermitage einfloss. „Ich kann", schreibt er, „unter anderen die von Elysium und der Fahrt auf dem See nennen (als damals entstanden), die, wenn ich mich recht erinnere, sich gegen Ende des vierten Theiles finden." Wer davon nicht ergriffen werde, solle das Buch zuklappen; es sei nicht für ihn. Diese früher als ihre jetzige Umgebung entstandenen Schilderungen zeichnen sich von dieser durch grössere Lebhaftigkeit und tiefere Stimmung aus. Wäre er wirklich schon vor der Uebersiedlung von der Leidenschaft für die Gräfin erfasst gewesen, so würde ein Zeugniss im neunten Buche gewiss nicht fehlen. Gegen Frau v. Houdetot spricht z. B. auch, wenn Rousseau sagt, die von ihm irgendwo niedergelegte Maxime, man dürfe den Sinnen nichts bewilligen, wenn man ihnen etwas verweigern wolle, habe sich an der Houdetot als falsch bewiesen. In der Heloïse — denn dort findet man sie — ist diese Sentenz aber gerade Julien in den Mund gelegt.

Rousseau nennt die Liebe zu Sophie d'Houdetot seine erste und einzige, und die Abschnitte der Selbstbiographie, welche diese Liebe schildern, zeigen im Gegensatze zu den früheren, wie tief sein Herz ergriffen war. Madame d'Houdetot war damals 27 Jahre alt. Ohne schön zu sein — denn ihr Gesicht hatte durch die Pocken gelitten und sie schielte — war sie graziös und anmuthig, hatte volle schwarze Locken und einen gefälligen Wuchs[42]). Sie war natürlich, heiter,

42) Julie hat keine schwarzen, sondern blonde Locken, wie sie Rousseau an Madame de Warens so oft bewundert hatte. Aber wenn Julie (im 3. Th., der grossentheils nach der Bekanntschaft entstand) todtkrank wird und gerade die Pocken ihr Leben gefährden, so können wir nur an die Gräfin denken.

naiv. Tanz und Musik waren ihre hervorragenden Talente; Voltaire wie Rousseau loben ihre leichte Gabe der Versification. Ihr Herz besass St. Lambert. Rousseau gegenüber müssen wir demnach den Grafen einfach als Strohmann bei Seite schieben und in St. Lambert den erblicken, welchem Sophie gehörte.

Als die Gräfin zum zweiten Male — von flüchtigen Besuchen abgesehen — nach Ermitage kam, fiel es Rousseau wie Schuppen von dem Auge: hier stand ja sein Ideal leibhaftig vor ihm! „Sie kam, ich sah sie; ich war trunken von gegenstandsloser Liebe; diese Trunkenheit blendete mein Auge, der Gegenstand verkörperte sich in ihr; ich sah meine Julie in Frau v. Houdetot und bald sah ich nur noch Frau v. Houdetot, aber mit all den Vollkommenheiten bekleidet, mit denen ich eben die Göttin meines Herzens geschmückt hatte[43])." Es ist sehr begreiflich, wie der Strom dieses nebelhaften Liebesdranges in die Leidenschaft zur Houdetot mündet, das überflutende Verlangen sich gewaltsam nach diesem einen Ziele hin ergiesst. Diese Entfesselung der Liebesleidenschaft geschah wie mit einem Rucke; bis dahin ist es nur *amour sans objet.* Sie erzählte, vielleicht um Neigungen und Wünsche im Keime zu ersticken, von ihrer Liebe zu St. Lambert, aber entflammte dadurch nur die seine. Er sah, wie beseligend es sein müsse, von dieser Frau geliebt zu werden. „Ach das hiess sehr spät, sehr grausam von einer ebenso stürmischen als unglücklichen Leidenschaft für eine Frau entflammt sein, deren Herz von einer anderen Liebe erfüllt war!" Weiter „Wollte ich an Julie denken, so war ich bestürzt, nur noch an Frau v. Houdetot denken zu können." Verlegen weiss er nichts zu reden; endlich gesteht er seine Liebe. Sie beruhigt ihn, macht ihm

43) Er nannte die Houdetot „*la parfaite*".

sanfte Vorwürfe und wünscht vor allem einen Bruch zwischen Rousseau und St. Lambert zu vermeiden. Das Band der Freundschaft soll alle drei verketten. Werden wir hier nicht lebhaft an Werther erinnert?

Nach jenem Geständniss verlor die Leidenschaft etwas an Unruhe, denn „die Liebe, von der, die sie einflösst, gekannt, wird erträglicher.“ Wie Werther, oder wie Jerusalem und Goethe, macht er sich Vorwürfe über das Unerlaubte seiner Liebe. Aber Rousseau hat, wie kaum ein Anderer, das Talent, sich selbst zu belügen. Die sophistische Gabe, durch ausgeklügelte Gründe die schlechtere Sache zur besseren zu machen, ist ihm in hohem Grade eigen. So glaubt er sich dieser Leidenschaft ohne Gewissensnoth hingeben zu dürfen, da sein Alter und seine Gestalt nicht verführerisch seien. Auf derselben Seite aber spricht er von den geleugneten Gefahren als vorhandenen.

Sie besuchten einander oft. Therese erzählte, Rousseau weine ganze Tage und Nächte ohne Grund. Auf Spaziergängen im Walde brach seine Leidenschaft unverhüllt hervor; sie blieb ruhig. „Leichte Gunstbezeugungen“, welche ihn entflammten, warfen in ihr Herz keine Funken. „Wir waren beide trunken vor Liebe; sie für ihren Geliebten, ich für sie; unsere Seufzer, unsere wonnigen Thränen vermischten sich.“ Doch nennt er Sophie eine heilige Gottheit, die er nicht zu entweihen wage und ruft: „Ich protestiere, ich schwöre, dass, wenn ich auch manchmal in der Verirrung meiner Sinne sie untreu zu machen versucht hätte, ich es doch nie in Wahrheit gewünscht habe..... Ich hätte das Verbrechen begehen können; hundertmal begieng ich es in meinem Herzen; aber meine Sophie erniedrigen! Ach! war das je möglich? Nein, nein; ich habe es ihr selbst hundertmal gesagt: hätte ich nach Lust meiner Begierde genügen

können, hätte ihr eigener Wille sie mir preisgegeben — nach einigen kurzen sinnlosen Augenblicken würde ich ein Glück um solchen Preis von mir gewiesen haben. Ich liebte sie zu sehr, um ihren Besitz zu verlangen."

Einmal übernachtete er in ihrem Hause zu Eaubonne. Als sie sich bei hellem Mondschein an der Kascade vorbei in den Gebüschen ergiengen und unter einer blühenden Akazie setzten, that Rousseau ein zweites, aber begeistertes Geständniss seiner Leidenschaft unter „berauschenden Thränen". Auch sie wurde gerührt und rief, nie sei ein Mensch liebenswerther gewesen, nie habe ein Mensch so geliebt[44]); aber ihre Liebe gehöre Lambert. Rousseau schwieg seufzend und umarmte sie traurig. — Rein an Leib und Seele verliess sie mit ihm den Garten.

Dies halbe Verhältniss rief eine heftige Nervenüberreizung in Rousseau hervor. Zitternd und von krampfhaftem Zucken geschüttelt kam er in die Nähe der Geliebten. Oft eilte er von Ermitage nach Eaubonne und dachte den ganzen Weg über nur an den Kuss, den ihm Frau v. Houdetot zur Bewillkommnung gewährte. Er sagt selbst: „Dieser Kuss, dieser vernichtende *(funeste)* Kuss entzündete, noch bevor ich ihn empfieng, mein Blut so sehr, dass mein Kopf sich verwirrte, ein Schwindel mich blendete, meine zitternden Knie mich kaum tragen konnten; ich musste anhalten, mich niedersetzen; mein ganzes Wesen war in unbegreiflicher Aufregung: mir schwanden die Sinne." Oefters trafen sie sich

44) In dem von Moultou gefundenen und zuerst von Musset-Pathay veröffentlichten chiffrierten Concepte eines Briefes Rousseaus an die Gräfin heisst es übereinstimmend: „Wie oft war Dein Herz von einer anderen Liebe erfüllt, doch so ergriffen von dem Ueberströmen der meinen. Wie oft sagtest Du mir in dem Gebüsch an der Cascade: Sie sind der zärtlichste Liebhaber, den ich mir denken kann; nie, nie hat ein Mensch wie Sie geliebt!"

auch auf dem „Olymp", einem Hügel zwischen den beiden Orten. Die Zeit der sehnenden Erwartung vertrieb er sich durch die Abfassung kleiner leidenschaftlicher Briefchen, welche in einer bestimmten Felsnische niedergelegt wurden. Die Aufregung griff ihn heftig an, doch nennt er diese Tage glücklich; dann erst folge die wechsellose Zeit seines Unglücks.

Die beiderseitige Offenheit brachte ihr Verhältniss ins Gerede. — Ich schildere hier ganz nach den Angaben Rousseaus, denn es muss uns allein darauf ankommen, wie er fühlte und dann schrieb, nicht aber, ob er in Einzelheiten gegen Frau v. Epinay und Grimm, diesen dem seinen antipodischen Charakter, ungerecht urtheilt[45]). Wie leicht kann

45) Rousseau litt an einem krankhaften Misstrauen. Warum hätten sich Holbach, Diderot, Grimm „verschwören" sollen, ihn nach Paris zurückzuziehn, weshalb mit der alten Le Vasseur gegen ihn conspirieren? Auch in der Beurtheilung der Epinay und Grimms tritt dieser übertriebene Argwohn hervor. 1818 gab Brunet aus dem Nachlasse von Mad. d'Épinay drei Bände „Memoiren und Correspondenz" heraus, ein in vielen Punkten sehr interessantes, im Grunde widerliches Werk. Musset-Pathay hat des Näheren erwiesen, dass diese Memoiren sich fälschlich ein *Correctif aux Confessions* nennen, und oft bedenklich von der Wahrheit abweichen. Ein grosser Theil des 3. Bandes ist durch Auslassungen über das Verhältniss Rousseau-Houdetot ausgefüllt, welche den Eindruck von, ich will nicht sagen: spionierender Beobachtung, aber zum Mindesten von Geklätsch machen. Mad. d'Épinay schreibt, sie habe Mühe, die Zuträgerei Theresens abzuwehren — Rousseau erzählt das Gegentheil — zieht aber doch immer bei, was sie von dieser erfahren hat. Sie berichtet Grimm, Rousseau komme ganz selten zu ihr und sei beständig bei der Gräfin; auf S. 31: *on prétend que Rousseau et la comtesse continuent leurs mystérieux rendez-vous dans la forêt ..... j'envoyai chez la comtesse; il y étoit établi tête à tête et y est resté deux jours* (vgl. o.). *Cela me paroît si bizarre et si comique que je crois rêver.* Grimm antwortet, Rousseau sei ein Narr, und die Epinay erklärt, der „Eremit" sei Philosoph wie Sganarelle Arzt. Dann fragt Grimm neugierig, wie es mit Rousseaus Liebe stehe und fügt hinzu: „*vous avez de bons yeux*"! Er ist viel schär-

die erstere es Rousseau verübelt haben, dass er sie, seine Wohlthäterin, über der Gräfin stark vernachlässigte. Rousseau erzählt, sie habe sich boshaft gegen ihre Stiefschwester betragen, deren „englische Milde“ aber die Malicen nicht gefühlt.

Das Gerede war leidig und so stellte die Gräfin, wie Julie im Roman, die Alternative: Trennung oder völlige Bezwingung der Liebe. Rousseau wendet seinen ganzen Zorn gegen die frühere Gönnerin und Grimm, der — so erzählt Rousseau — einst von Sophie zurückgewiesen, bei St. Lambert wühlte. Dieser war im Kriege. Frau v. Epinay wollte Theresen zur Herausgabe von Briefen der Houdetot bestimmen. Es folgt ein heftiger Streit, doch kam es noch nicht zum Bruche, sondern die Freundschaft wurde nothdürftig erneuert. Auch mit Diderot erfolgte eine ähnliche Auseinandersetzung. Dieser hatte im *Fils naturel* den Einsamen einen Verbrecher genannt. Rousseau richtete einen heftigen Brief an ihn, besuchte ihn aber nicht lange nachher in Paris. Bei dieser Gelegenheit erfahren wir wieder etwas von dem Romane. Rousseau erzählt:

„Es waren fast sechs Monate, dass ich ihm die beiden ersten Theile der Julie geschickt hatte, um seine Meinung darüber zu hören. Er hatte sie noch nicht gelesen. Wir lasen das eine Heft zusammen. Er fand das alles *feuillet* (das war sein Wort), das heisst: überladen im Ausdruck,

fer als die Epinay. Diese meint, die Houdetot habe mit Rousseau über Tugend, Liebe und Freundschaft „metaphysiciert“; Rousseau sei vielleicht „physischer“ gestimmt, die ganze Liebe aber ein harmloses Geschwätz *(bavardage)*. Darauf heisst es aber, Rousseau habe erst seine eigene Liebe verborgen und die zu St. Lambert in der Houdetot zu ersticken versucht. Als Frau v. Epinay schreibt, Rousseau stehe mit der Gräfin gespannt und sei sehr leidend, erwiedert Grimm kalt: er habe mit Rousseau nur so viel Mitleid, als ein Narr verdiene. Nach dem Buche wird Rousseau *scélérat, abominable* u. s. w.

schwülstig. Ich hatte das selbst schon wohl gefühlt: aber es war Fiebergeschwätz; ich habe nie daran bessern können. Die letzten Theile sind anders. Der vierte besonders und der sechste sind stilistische Meisterwerke.“ Diderots Stilbemerkung wird uns später noch beschäftigen. Wieder sehen wir klar, dass die beiden ersten Theile ein leidenschaftlicher Erguss sind, erzeugt in jenen Tagen einer fieberhaften Phantasieaufregung, der während der Liebe zu Sophie d'Houdetot keine Aenderung erfuhr.

St. Lambert war damals wieder in Paris, doch kam Rousseau erst mit ihm in Berührung, als der glückliche Nebenbuhler und Sophie ihn in Ermitage aufsuchten und zu Mittag luden. Rousseau wünschte, wie er sagt, nur, „dass sie sich lieben liesse[46])“ und fand die Rolle des vertrauten Freundes schön. Die letzten Theile der Neuen Heloïse sind auf dieser Situation aufgebaut. Aber im Leben wie im Roman flammt die mühsam gedämpfte Leidenschaft immer von Neuem auf und stört das rein freundschaftlich angelegte Verhältniss. St. Lambert zeigte in seinem Benehmen nur eine leise Zurückhaltung und betrug sich durchaus edel. Als er abreiste, forderte Frau v. Houdetot ihre Briefe von Rousseau zurück. Er lieferte sie aus und verlangte die seinigen. Die Houdetot erklärte, dieselben verbrannt zu haben[47]). Rousseau glaubt es nicht: „Nein, solche Briefe wirft man nicht ins Feuer. Man hat die Briefe der Julie glühend gefunden; mein Gott, was würde man von diesen sagen. Nein, nein! nie wird die, welche eine solche Leidenschaft einflössen kann, den Muth

46) In dem erwähnten im Concepte auf uns gekommenen Briefe heisst es ähnlich: „Du liebtest mich nicht, Sophie, aber Du liessest Dich lieben, und ich war glücklich.“

47) Nach einer Anm. von Petitain behielt sie vier zurück. Das mehrfach citierte lange Concept ist im feurigsten Stile.

haben, die Beweise zu verbrennen..... Wenn diese Briefe noch leben und eines Tages ans Licht kommen, wird man erkennen, wie ich geliebt habe.“ Sie existieren nicht mehr und in diesen Blättern ist uns ein Briefschatz verloren gegangen, welcher vielleicht auf die späteren Theile der Neuen Heloïse manches Licht geworfen hätte.

Um diese Zeit kam Grimm nach La Chevrette. Trotz den unangenehmsten Scenen erfolgte auch jetzt noch kein totales Zerwürfniss. Rousseau sagt, Grimms Moral: „die einzige Pflicht des Menschen ist in allem seinen Neigungen zu folgen“ sei ihm verhasst. Zwar auch im ersten Theile der Neuen Heloïse werden die Neigungen des Herzens als berechtigte Ansprüche hingestellt, aber es ist begreiflich, wie sehr Rousseau gerade zu der Zeit von einer solchen laxen Lehre verletzt werden musste, wo er eben aus so heftigen inneren Kämpfen mit einer Herzensneigung hervorgieng und den doctrinär-moralischen Theil der Heloïse zwar nicht abfasste, aber doch schon plante.

Neuer Streit schied ihn von Diderot. Frau v. Houdetot war unwohl, St. Lambert krank. In diese Tage des Zwistes und der Sorge brachte ein herzlicher Brief von St. Lambert aus Wolfenbüttel reichen Trost. Er sagt: „von diesem Augenblick an that ich meine Pflicht, doch es ist gewiss, hätte St. Lambert weniger Verständniss, weniger Edelmuth, weniger Hochherzigkeit bewiesen, ich wäre rettungslos verloren gewesen.“ Wir müssen an St. Preux und Wolmar denken. Wolmars offene Einladung (Thl. 4. Brief 4) erinnert sehr an St. Lamberts Benehmen nach Rousseaus Schilderung; er ruft (Thl. 4. Brief 6) dem unglücklichen Liebhaber zu, die Freundschaft solle ihn entschädigen: unsere Freundschaft beginnt, hier ist das theure, unlösbare Band; umarmen Sie Schwester und Freund.

Frau v. Houdetot schenkte Rousseau zum Abschiede eine Zusammenkunft in Eaubonne, das sie verliess. Rousseau gieng hinaus, St. Lamberts Brief in der Tasche als „Aegide gegen seine Schwäche". Er schwor sich, in Sophie nur noch seine Freundin und seines Freundes Geliebte zu sehen. Eine beseligende Ruhe trat an die Stelle des „heissen Fiebers". Sie theilte ihm mit, St. Lambert wolle seinen Abschied nehmen und bald zurückkehren. „Wir malten uns ein reizendes Zusammenleben unter uns dreien aus und konnten hoffen, dass die Ausführung des Planes von Dauer sein würde, da alle Empfindungen, welche gefühlvolle und redliche Herzen einen können, seine Grundlage bildeten und wir genug Talente und Kenntnisse hinzubrachten, um keiner fremden Ergänzung zu bedürfen. Ach! als ich mich der Hoffnung eines so schönen Lebens hingab, dachte ich nicht an das, welches meiner harrte." Hierin liegt ein Hauptmotiv für die Neue Heloise. Der Trennungskuss war ihm nicht mehr „vernichtend", wie jener im Garten. Er war nach drei Monaten ganz geheilt.

„Hier endet mein persönlicher Umgang mit Frau v. Houdetot .... ein Verhältniss, über welches jeder nach seiner Herzensanlage ein Urtheil hat gewinnen können; die Leidenschaft aber, welche diese liebenswürdige Frau mir einflösste, die heftigste Leidenschaft vielleicht, die je ein Mensch fühlte, wird ewig zwischen dem Himmel und uns durch die seltenen und schweren Opfer geehrt bleiben, die wir beide der Pflicht, der Ehre, der Liebe und der Freundschaft darbrachten."

Rousseau hatte die Aufforderung, Frau v. Epinay nach Genf zu begleiten, abgelehnt; vielseitigem Zureden zum Trotze. Seine Weigerung war sehr berechtigt, denn er glaubte fest, dass das strafbare Verhältniss zu Grimm sie zu dieser Reise zwang. Die schliessliche Folge war, dass er bei Schnee und Eis Ermitage räumte und nach Mont-Louis zog. So weit das neunte Buch. —

Das zehnte führt uns in unangenehme Zänkereien zwischen Rousseau und seinen „wüthenden Verfolgern“ ein, wie er stark übertreibend einmal Grimm und die Holbachianer in Paris, andererseits Frau v. Epinay und den Arzt Tronchin in Genf nennt. Sophie schlug in ihren Briefen einen kälteren Ton an, worüber er sich lebhaft beklagt. Rousseau gab sich ganz einer literarischen Arbeit hin, welche bald viel Staub aufwirbeln sollte, der *Lettre à d'Alembert sur les spectacles*. Er sagt „diese — denn Julie war noch nicht zur Hälfte vollendet — ist die erste Schrift, bei der ich den Reiz der Arbeit empfand“ und leitet ausdrücklich die Verschiedenheit des Tones im Vergleich zu dem früheren *Discours sur l'inégalité des conditions* aus der weicheren Stimmung seiner jüngsten Vergangenheit her.

Frau von Houdetot und St. Lambert sah Rousseau noch einmal bei einem Diner, welchem unter anderen auch der Graf Houdetot beiwohnte. Also der Gatte und zwei Liebhaber der Gattin, ein glücklicher und ein resignierter. Verlegen sass Rousseau an der Tafel, wo ein steifer Ton waltete. Nach Tisch aber überliess er sich dem traulichen Gespräche mit Freund und Freundin und fand darin Ersatz für alle wirklichen und eingebildeten Cabalen. Mit Genugthuung sagt er: „das wechselseitige Benehmen von uns dreien, nachdem unser Verkehr endete, kann ein Muster dafür sein, wie edle Menschen sich trennen, wenn es ihnen nicht mehr ziemt sich zu sehen.“ Die Schilderungen, welche Rousseau gegen Ende des neunten und im Anfang des zehnten Buches von seinen Beziehungen zur Houdetot und namentlich zu St. Lambert giebt, sind gewiss nicht ohne romanhafte Schönfärberei[48]).

Ruhig vollendete er im Winter 1758 auf 1759 die Julie. Der Titel *La nouvelle Héloïse* wird erst beim Abschluss er-

48) Brockerhoff handelt über diese Beziehungen a. a. O. S. 195 ff.

funden sein, denn bis dahin nennt er den Roman stets „Julie", so wie Richardson seine Romane: Pamela, Clarissa, Grandison je nach dem Namen der Hauptperson betitelte. Dass jedoch das Verhältniss zwischen Abälard und Heloise dem Dichter von vorn herein vorschwebte, deuteten wir schon an, auch mangelt es nicht an Winken in dem Romane selbst. St. Preux schreibt (Thl. I. Brief 23) an Julie: „Sie wissen, was ich Ihnen, als die Briefe von Heloise und Abälard in ihre Hände fielen, über diese Lectüre und das Benehmen des Priesters sagte. Ich habe Heloisen immer beklagt; sie hatte ein Herz, geschaffen für die Liebe: aber Abälard schien mir stäts ein seines Looses werther Elender, der weder Tugend, noch Liebe kannte." St. Preux also soll kein Abälard sein, und eine Bemerkung im 7. Briefe des 6. Theils ist nur ein leichter Scherz. Julie ist auch keine Heloise. Während diese ihr ganzes Wollen dem Geliebten anheim giebt, ist bei Rousseau die Heldin besonnener, fester, als der von momentanen Eindrücken hin und her geworfene St. Preux. In dem Titel *Nouvelle Héloïse* muss man das *nouvelle* stark betonen und es gefällt mir nicht sehr, wenn Claire (Thl. 4 Brief 13) zu ihrer Freundin sagt: „Cousine, du warst eine Liebende wie Heloise, nun bist du fromm wie sie: gebe Gott, dass du es mit mehr Erfolg seiest." Wir können uns gewiss eher für die ihre Jugend in einem Kloster vertrauernde hochherzige Heloise erwärmen, als für das Muster einer Gattin und Hausfrau in der zweiten Hälfte des Rousseauschen Romanes[49]).

Frau v. Houdetot erhielt eine besondere Abschrift. Als die Marschallin v. Luxemburg, welcher Rousseau so sehr zu

49) Vgl. aus dem vorigen Jahrhundert Zachariae „Die Vergnügungen der Melancholey", welche ein warmes Lob der „Eloise, die lang in Schmerzen der Liebe geschmachtet" enthalten. Schön ist das Lenausche Gedicht „Heloise". Pope, Herder s. u.

Dank verpflichtet war, denselben Wunsch äusserte, fügte er, um diese Copie aufzuzeichnen, die schon früher verfassten aber bis dahin ausgeschiedenen „Erlebnisse des Lord Bomston“ auszugsweise bei; nach unseren Begriffen kein sehr passendes Angebinde.

Auch im Emil, der Frucht mehrjähriger Arbeit, finden wir manches von dem wieder, was uns die Bekenntnisse und die Neue Heloise erzählen. In der letzteren, besonders im fünften Theile, stehen grössere Excurse über Erziehung nach denselben pädagogischen Principien. St. Preux-Rousseau schreibt an Wolmar, er habe eine systematische Darstellung der Erziehung begonnen, also den Emil. Sophie, welche dem Helden dieses zwischen System und Roman die Mitte haltenden Werkes als Gattin zugeführt wird, hat ausser dem Namen auch manche Züge von Sophie d'Houdetot geborgt. Wenn es heisst: „Sophie ist kein Phantasiegebilde; nur der Name ist erfunden“, so werden wir in dem ersten Satze eine Bestätigung, im zweiten ein Versteckspiel erkennen; denn dass Rousseau, so oft er in jenen Jahren den Namen Sophie nannte oder schrieb, an Sophie d'Houdetot dachte, scheint mir natürlich. Sophie pflegt die Musik; sie singt; sie ist nicht schön, aber anziehend; sie hat ein „empfindendes Herz“ *(coeur sensible)* und „liebt die Tugend“. Als Zwillingsschwester Juliens zeigt sie uns das Folgende: „sie liebt die Tugend, weil sie ihrem ehrwürdigen Vater, weil sie ihrer zärtlichen, braven Mutter theuer ist.“ „Sophie wird bloss von dem Bedürfniss zu lieben verzehrt; dies zerstreut sie (die Gräfin wird oft *distraite* genannt), dies bringt ihr Herz in Gesellschaft ausser Fassung.“ „Sophie wird bis zu ihrem letzten Athemzuge keusch und sittsam sein. Das hat sie sich im Innersten ihres Herzens und zwar zu einer Zeit geschworen, wo sie schon wusste, was es koste, einen solchen Schwur zu halten“ [50]).

50) Dem grösseren Publikum, besonders Frauen, behagte das romanhafte

Gegen Ende des dritten Theiles wird das Landleben gepriesen. Einfach und leutselig soll man die Untergebenen behandeln, sie durch ländliche Feste, Tanz, Chorgesang, aber auch durch veredelnden Unterricht an sich fesseln. (Achim von Arnim reproduciert das im ersten Theile seiner Gräfin Dolores.) Emil und Sophie, Wolmar und Julie lieben „das patriarchalische Landleben, das ursprüngliche menschliche Leben, das friedlichste, naturgemässeste, süsseste für jeden, dessen Herz noch nicht verdorben ist.“ In beiden Werken werden Betrachtungen über die Hoheit der Ehe angestellt. Aus dem Verhältniss Rousseaus zu Sophie und St. Lambert, St. Preux' zu Julie und Wolmar erwächst die Maxime, die wir im vierten Theile des „Emil“ lesen: „es hängt nicht von uns ab, ob wir Leidenschaften haben oder nicht haben wollen, aber es hängt von uns ab, über sie zu herrschen. Alle Empfindungen, die wir beherrschen, sind erlaubt; alle, die wir nicht beherrschen, sind verboten. Ein Mann, der die Frau eines Anderen liebt, ist darum noch nicht strafbar, sobald er die unselige Leidenschaft dem Pflichtgefühl unterordnet.“

Fassen wir noch kurz zusammen, was sich uns für die Entstehungsgeschichte der Neuen Heloise ergeben hat. Der erste und zweite Theil vollständig, manches aus den folgenden, war schon vor der Bekanntschaft mit der Gräfin d'Houdetot niedergeschrieben. Ein in dem alternden Rousseau mit unwiderstehlicher Gewalt hervorbrechendes Liebesbedürfniss suchte nach einem Gegenstande, fand ihn nicht und irrte im

---

Element besser, als die theoretische Darstellung. Caroline Flachsland schreibt im October 1771 an Herder: „ich habe gestern Rousseaus „Emil“ ausgelesen. Sie können sich vorstellen, dass mir die Geschichte mit Sophie am besten gefiel. Allerliebstes Paar! O wie schön ist das Morgenroth der Liebe, wenn sie so aufgeht und so genossen wird! Ach, mein Emil, o mehr, mehr als alle Emil!“ Ihre Kinder sollen wie Emil erzogen werden.

Reiche der Träume umher, bis diese gezauberten Schatten durch die Erinnerung an Jugenderlebnisse auf festeren Boden traten und sich zu greifbareren Wesen gestalteten. St. Preux ist Rousseau. Julie und Claire sind die Fräulein Graffenried und Galley unter starkem Einflusse von Richardsons Clarissa. Auch wirkte das Tendenziöse dieses Schriftstellers. Doch darf man in der Annahme von Erlerntem bei einer so individuell ausgeprägten Natur, wie Rousseau, nicht zu weit gehen. St. Preux unterhält gleich Abälard ein heimliches Verhältniss zu seiner Schülerin, in welchem die Sinnlichkeit nicht zurückgedrängt wird. Das Motiv der Standesunterschiede entspringt aus Rousseaus Anschauungen über die Gesellschaft. Erfahrungen im Hause Breil spielen mit ein. Die Scenerie ist Rousseaus Lieblingslandschaft: der Genfer See. Der Gärtnerssohn Gustin, der Postillon d'Amour im Romane, heisst wie ein junger Gärtner von Montmorency. Claude Anet hat nur den Namen des jungen Mannes, mit dem Rousseau sich in die Liebe der Madame de Warens theilen musste (Bekenntnisse Buch 5). Der gefällige, liebenswürdige Officier im 40. und 43. Briefe des ersten Theiles ist ein Gardeofficier, der sich gegen Rousseau bei dessen erster Anwesenheit in Paris sehr zuvorkommend benahm, der Neffe des Herrn v. Merveilleux.

Als die Liebe zu Sophie d'Houdetot Rousseau fesselt, nimmt der Roman eine neue Wendung. Julie war frei, als St. Preux sie liebte; er hatte das erste Anrecht auf ihr Herz und als Baron d'Etange einen Freund als Freier einführt, ist er, nicht jener, der berechtigte Werber. Sophie war nicht frei. Das Motiv der Heirat tritt in der Neuen Heloise bald viel stärker in den Vordergrund. Der religiöse Standpunkt St. Lamberts und Wolmar hat eine gewisse Aehnlichkeit. St. Lambert war ein freier, offener Charakter. Wolmar ist

ein vorurtheilsloser Ehrenmann. St. Preux muss wie Rousseau unter schweren Kämpfen verzichten; die Sinnlichkeit flieht. Eine innige Freundschaft soll sie vereinen.

In mehr als einer Hinsicht, wie mich dünkt, nahm Rousseau den Spanier de Altuna, mit dem er in Paris viel verkehrt hatte, als Modell für Wolmar. Ich hebe in engem Anschlusse an das siebente Buch der Bekenntnisse die genau übereinstimmenden Punkte hervor: Er war kaltblütig, ohne Rachebegierden, keusch, ohne Sinnlichkeit. Nach seinen Reisen heiratete er. Er war der duldsamste Mensch; „nächst mir" fügt Rousseau hinzu. „Mochte sein Freund Jude, Protestant, Türke, Pietist, Atheist sein, es war ihm gleichgiltig, wenn er nur ein braver Mann war." Neben solcher Hoheit des Geistes besass er einen minutiösen Kleinigkeitssinn. Für alle Geschäfte waren bestimmte Stunden des Tages fest gesetzt. Von dieser Eintheilung wich er nie. Rousseau erzählt: „wir schlossen uns so an einander an, dass wir den Plan machten, unser Leben mit einander zuzubringen. Ich sollte in einigen Jahren nach Ascoytia kommen, um bei ihm auf seinem Landgute zu leben. Dieser Plan wurde am Tage vor seiner Abreise von uns auf's Genaueste besprochen und festgestellt. Es fehlte nichts als das, was auch bei den trefflichsten Entwürfen nicht in der Hand der Menschen liegt."

Wenn Rousseau sagt, er habe die Liebesbriefe der beiden ersten Theile ohne den bestimmten Plan zu einem Romane abgefasst, so ist jedenfalls doch die Exposition zu einem Romane in diesem Anfange gegeben. Wolmar kann nicht durchaus gleich St. Lambert werden, Julie nicht alle Züge von der Houdetot borgen. Aber das scheint sicher: wäre die Conception der Heloise erst in die Zeit gefallen, wo Rousseau bei der Gräfin d'Houdetot als glühender Nebenbuhler eines von ihm sonst hochgeachteten Mannes auftrat, so würde sie

diesem Verhältnisse entsprechend gebildet worden sein; wir würden von vorn herein den Helden in einer hoffnungslosen Liebe zu einem Weibe sich verzehren sehen, welches einem anderen gehört und nicht mehr frei ist. Es würde der Versuch einer Freundschaft gemacht werden und nicht glücken. Doch bei Rousseau wohl nur im Anfange nicht; eine Katastrophe wie im Werther fehlt, denn im Grossen und Ganzen krankt die Neue Heloise an einem Grundübel: sie ist ein Tendenzroman, wird wenigstens in jedem Theile, auf jeder Seite mehr dazu. Doch darüber später.

Erst 1761 erschien die *Nouvelle Héloïse* im Buchhandel. Lang erwartet, machte das Buch ein unbeschreibliches Aufsehen. Rousseau erzählt davon mit Genugthuung im Eingange des elften Buches der Bekenntnisse.

Die Nouvelle Héloïse in Deutschland. Goethe.

A. W. Rehberg sagt in dem bekannten Briefe an Tieck (Vorrede zu Lenz' Werken XXV ff.): „Die in der Tiefe des Gemüths schlummernden, im erstarrten öffentlichen Leben erdrückten Gedanken und Gefühle! Durch Goethe wurden sie erweckt .... Das zweite der lebenden Welt angehörende Gedicht war für alle, die in der äusseren Unmöglichkeit und innern Unfähigkeit, Unternehmungen auch nur zu träumen, eine Schadloshaltung in Gefühlen suchen und das Handeln verschmähen. Die Gemüther dieser grossen Zahl waren durch Rousseau wohl vorbereitet. Seine unzusammenhängenden Darstellungen aller Fehler und Missverhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft sprechen, eben wegen der Inconsequenz, so viele Menschen an. Es war nicht der Emile und die wenig gelesene, dem deutschen Sinne nicht zusagende neue Heloise; noch weniger der *discours sur l'inégalité* und andere

Schriften, die so viel wirkten: sondern der Totaleindruck, den seine Declamationen auf einzelne Köpfe gemacht hatten, pflanzte sich von diesen fort auf unzählige andere, die ihn nicht gelesen hatten. Nun ward in Werthers Leiden die innerste und tiefste Quelle ihrer Gefühle und ihnen selbst unerklärlichen Gedanken aufgedeckt. In dem dargestellten Gemüthe sind die edelsten Empfindungen mit der reizbarsten Persönlichkeit verbunden. Jene erregten Bewunderung und Liebe: diese ein sympathetisches Gefühl. Es ward erlaubt, Gedanken laut werden zu lassen, die man einst (? nicht ?) gewagt hatte sich selbst klar zu machen; Gesinnungen zu äussern, die man sich selbst nicht hatte gestehn dürfen. Bald wird es etwas Schönes, dieses alles zur Schau zu tragen."

Trefflich ist in diesen Zeilen der Einfluss Rousseauschen Geistes als eine der wichtigsten und mächtigten Voraussetzungen des Wertherromans und der ganzen Wertherstimmung hervorgehoben. Rousseau löste den Bann, der über den Gemüthern lag. Sein Schrei nach Natur ward die Losung der gährenden Zeit. Es ist auch richtig, wenn Rehberg sagt, nicht der oder jener Abschnitt einer einzelnen Schrift des Genfer Dichters und Philosophen habe besonders gezündet, sondern die Summe der Anschauungen, welche aus all diesen Schriften resultiert, der kolossale Totaleindruck dieses neuen Geistes, welcher aus der jämmerlichen Gegenwart zurück zu den lauteren Quellen der Natur führen wollte, von der Caricatur zum Urbilde, habe berauschend gewirkt. Deutschland verlangte keinen Voltaire, sondern einen Rousseau, keinen kühlen Spott, sondern hingebende Leidenschaft, keinen Verstandesmenschen, sondern einen Empfindungsmenschen, keine scherzhafte, sondern ernst-pathetische Satire. Rousseau ist weit weniger Franzose, als Voltaire. Es ist eine feine

Bemerkung, wenn Frau von Stael in ihrem Buche *De l'Allemagne* (Th. 2, Cap. 1) sagt: *J. J. Rousseau, Bernardin de St. Pierre, Châteaubriand, etc, dans quelques-uns de leurs ouvrages, sont tous, même à leur insu, de l'école germanique, c'est à dire qu'ils ne puisent leur talent que dans le fond de leur âme.* Rousseau half in Frankreich eine lang vorbereitete politische und sociale Revolution schüren, fand aber als Dichter nur vereinzelte Nachahmer. In Deutschland hoben ihn eben die literarischen Revolutionäre auf den Schild. Rousseaus Bedeutung für die Dichtung und Philosophie der Sturm- und Drangperiode ist trotz vielen Winken und Andeutungen bei Gervinus und Hettner noch keineswegs in ihrer ganzen Tiefe und Breite erläutert worden; diese Aufgabe ist noch zu lösen. Wir haben es hier nur mit Goethes Werther und der Neuen Heloise zu thun.

Rehberg spricht, durch die einseitige Betonung eines richtigen Grundgedankens verführt, die falsche Ansicht aus, man habe Rousseaus Neue Heloise in Deutschland wenig gelesen und nicht goutiert[51]). Der Eingang des 166. Literaturbriefes straft diese Behauptung Lügen. Mendelssohn sagt, er wolle einmal gegen den Plan, nur deutsche Werke zu besprechen, zu Gunsten — eigentlich zu Ungunsten — der Neuen

51) Die erste Uebersetzung erschien 1761 in Leipzig bei Weidmann von I. G. Gellius. Sie war erbärmlich. Kästner schrieb im Hinblicke auf die von Fulbert an Abälard vollzogene Rache das Epigramm „Auf die deutsche Uebersetzung der neuen Heloise“:

Das Schicksal Abaelards hat auch St. Preux erlitten:
Der ihn uns Deutschen gab, wie hat er ihn verschnitten!

Um sich einen Begriff von der Flüchtigkeit und den geradezu unglaublichen Verstössen dieses Machwerks zu bilden, genügt es, Mendelssohns 171. Literaturbrief zu lesen (Werke 4. 2, 278 ff.); er fragt mit Recht: „ist eine so armselige Uebersetzung nicht tief unter der Kritik?“

Heloise verstossen und fährt fort: „Dass ich dieses Werk gelesen habe, konnten Sie mit Recht voraussetzen. Einen philosophischen Roman, eine zweite Heloise, davon Rousseau der Verf. oder doch wenigstens der Herausgeber ist; ein Werk, das in Paris Aufsehen macht, das man sich in Deutschland aus den Händen reisst und wovon man allhier in allen Gesellschaften spricht[52]); — konnte ich dieses wohl ungelesen lassen? Sie wissen, mit welcher Begierde ich sonst zuzugreifen pflege, sobald ich nur den Namen des Genfer Bürgers auf der Stirne eines kleinen Aufsatzes glänzen sehe.“ Er und Lessing stehen in der Beurtheilung des Rousseauschen Romanes wesentlich auf dem Standpunkte Diderots, wie wir später des näheren sehen werden.

Das literarische Spiessbürgerthum Sachsens konnte an Rousseau kein Behagen finden. Wie albern nehmen sich z. B. folgende Verse von J. B. Michaelis aus („Unsere Bestimmung“ An den Herrn Rath Uz in Anspach. Halberstadt, den 2. April 1772):

Hier wär der Ort in Jacob Rousseaus Art
Die Skizze vollends auszumahlen.
Wir kennen ja die Herren Kamtschadalen;
Nur wilder noch und etwas mehr behaart,
So, däucht mich, wären wir so ziemlich
Der ächte, wahre Mensch; und wär' uns das nicht rühmlich?

Dann in christlich-philiströser Entrüstung:

Hinweg von mir, verhasste Träumereyn
Für ein Geschöpf, das seine Würde fühlt!

Wenn Voltaire über Rousseaus Verschrobenheiten spottet, ihn einen „Bankert vom Diogenes“ nennt u. s. w., so fehlt es nie an treffender Satire und witzigen Pointen; Michaelis in seiner hausbackenen Vertheidigung der Menschenwürde gegen „Jacob Rousseaus“ Urmenschen (allein dies „Jacob“ ist fürch-

52) Vgl. auch Knigge „Ludwig v. Seelberg“ Th. I, S. 86. S. 90.

terlich) spricht, wie manche heutige Vertreter der Menschenwürde gegen den Darwinismus. — Der Anakreontiker Uz scheint direct gegen Rousseaus Romane zu sprechen, wenn er in einem der poetischen Briefe die neue Manier verspottet: „sie haben, wenn man ihren hohen Worten glauben will, kein grösseres Vergnügen, als ihre Thränen..... Ihre Mädchen machen sie nicht bloss artig und gesittet, sondern zu weisen Menschenfreunden und guten Bürgern, ja mit der Zeit gar zu Seraphim. Das ist viel." Die Anakreontiker haben ihre grosse literarhistorische Bedeutung schnell überlebt.

Der überspannte Hass gegen die „Gallier" und alles was aus „Lutetia" kam, konnte dem Göttinger Bunde Rousseau nicht nahe bringen. Doch giengen seine Werke auch dort nicht unbemerkt vorüber [53]). Noch im December 1774 schreibt Voss an seine Ernestine (Briefe Bd. I. S. 261): „Ihren Brief erhielt ich gestern, wie ich eben in Rousseaus neuer Heloise las, dass sich zwei Liebende trennen mussten."

Wieland, durch Julie Bondeli auf ihren Freund gewiesen, nennt Rousseaus Roman „den gefährlichsten und lehrreichsten in der Welt". In der That hat er manches für den „Agathon" daraus gelernt und sagt selbst (Agathon Buch 5. Cap. 8), die Liebeslust empfange „allein von der Empfindung des Herzens jenen wunderbaren Reiz, welcher immer für unaussprechlich gehalten worden ist — bis Rousseau, der Stoiker, sich herabgelassen hat sie in dem 45. Briefe der neuen Heloise zu schildern. Ohne Zweifel sind es Liebhaber wie St. Preux und Agathon, denen es zukommt über die berührte Streitfrage einen entscheidenden Ausspruch zu thun; sie welche durch die Feinheit und Lebhaftigkeit ihres Gefühls ebenso

53) Miller Briefwechsel dreyer academischer Freunde II. S. 39: „Den Rousseau hab ich noch nicht einmal gelesen, seine Heloise ausgenommen; Aber lesen will ich nun den guten Mann."

geschickt gemacht werden, von den körperlichen, als durch die Zärtlichkeit ihres Herzens und durch ihren inneren Sinn für das sittliche Schöne, von den moralischen Vergnügungen der Liebe zu urtheilen. Und wie wahr, wie natürlich werden nicht diese, wofern es anders noch ihresgleichen in diesem verderbten Zeitalter giebt, jene Ausrufung finden, die den Verehrern der animalischen Liebe unverständlicher war, als eine hetruscische Aufschrift den Gelehrten: — O, entziehe mir immer diese berauschenden Entzückungen für die ich tausend Leben gäbe! — Gieb mir nur das alles wieder, was nicht sie, aber tausendmal süsser ist als sie“ [54]).

In Justus Möser verdrängte Rousseau die alte Vorliebe für Marivaux. Bei aller Meinungsverschiedenheit in socialen Fragen, ungeachtet der directen Polemik gegen das Bekenntniss des savoyischen Vicars, rühmt er ihn gern und empfiehlt den deutschen Schriftstellern: „Wir müssen es wie Rousseau machen, der alle Regeln und Gesetze seiner Zeit um sich herum stehen oder fallen liess, um aus sich selbst zu schöpfen und seine Empfindungen allein auszudrücken“. Er gesteht, in einigen Aufsätzen desselben Stil nachgeahmt zu haben und sagt: „Rousseau ist der einzige unter den Franzosen, *qui spectatorem oblectat.*“

Dass Herder für die Neue Heloise schwärmte, beweist eine Stelle aus seiner Correspondenz mit Caroline (Nachlass Bd. 3. S. 48): „ich muss die Geschichte Deiner Krankheit haben, liebes heisses Mädchen, und wie Sie jetzt sind! O wäre ich neben Ihrem Bette gewesen, hätte ich mich auch nur so lange hinschleichen können, als St. Preux an das Bette seiner Julie, da sie in den Blattern lag: wie würde ich deine

54) *Nouv. Hél.* Th. I. Brief 55 (nicht 45) St. Preux an Julie: *ah, non, retire, s'il le faut, ces faveurs enivrantes pour lesquelles je donnerois mille vies; mais rends tout ce qui n'étoit point elles, et les effaçoit mille fois.*

heisse brennende Hand wenigstens mit meinem elenden Kusse haben kühlen wollen." Seine Braut lernt, um Rousseau zu lesen, eifrigst französische Vocabeln: „ich lerne noch unermüdet, so viel die Wassercur, die ich morgens trinke, zulässt, Französisch. Es ist eine undankbare Arbeit, Wörter auswendig zu lernen, aber für Rousseau thue ich alles; mir ist er ein Heiliger, ein Prophet, den ich fast anbete!" (12. August 1771). Vgl. auch Briefe von und an Merck Bd. 2 S. 19[55]).

Hamann und Herder haben in Deutschland am tiefsten und nachhaltigsten für Rousseau gewirkt. Unter ihrem Einflusse nahmen die Stürmer und Dränger das Wort „Natur" zum Schiboleth und Feldgeschrei. Schon Goethe weist in „Wahrheit und Dichtung" darauf hin, wie der, dem die Sturm- und Drangperiode ihren Namen verdankt, Klinger, geradezu bei Rousseau in die Schule geht. Er zehrte zeitlebens an Rousseauschen Anschauungen, während dieselben für Goethe nur ein Uebergangsstadium sind. Gleich seine ersten Dramen bekunden vielfach Rousseausche Anregungen. Ja, er nimmt Gelegenheit, den geliebten Autor und Lehrer auch im Drama zu preisen. Als im „leidenden Weib" (Act 3. Sc. 1) Julie sagt: „Der Petrarca taugt nichts für uns, seh ich wohl, und seine Heloise kann er auch wieder holen lassen. Ich und Julie trennten uns, sobald ich an den Brief kam, *mourons, mourons ma douce amie!*" (Th. 1. Brief 55) antwortet Franz ernst: „Schilt mir das Buch nicht! Es ist das einzige von den vielen — und ist von meinem Rousseau."

Lenz (Das Hochburger Schloss) wünscht Shakespeare eine

55) Abälards Heloise widmete er zum Gedächtniss „Eloise. Ihr Character. Nänien an ihrem Grabe" (Werke XV S. 276 ff.). Er nennt sie *del donnesco la cima* (der Weiblichkeit Gipfel) und polemisirt heftig gegen Popes *Eloise to Abelard*. Diese hat Bürger verdeutscht (vgl. Waitz Caroline I. 99).

Bildsäule und „dem Genfer Philosophen eine gegenüber.“ Die Neue Heloise ist ihm „das beste Buch, das jemals mit französischen Lettern ist abgedruckt worden“ (Anmerkungen über das Theater. Werke Bd. II. S. 221). Sein „Hofmeister“ (1774) ist ein neuer Abälard, freilich ein Lenzscher. Ein junger Mann, Läuffer mit Namen, wird Hofmeister bei dem Major v. Berg. Dort widerfährt ihm besonders von der adelsstolzen Frau eine unwürdige Behandlung. Die Standesunterschiede treten grell hervor. Er verliebt sich in die Tochter des Hauses, verführt sie, entflieht mit ihr und entmannt sich selbst[56]). Auch in diesem Stücke wird die Neue Heloise ausdrücklich erwähnt[57]). Später in dem wahnwitzigen Geschreibsel „Ueber Delicatesse der Empfindung oder Reise des berühmten Franz Gulliver“ zieht dann der arme Lenz Heloise und Werther, die „Lotten und Julien“ immer nebeneinander herunter (Werke III S. 327 ff.).

Von Goethe haben wir einige directe Zeugnisse für seine Beschäftigung mit Rousseau in den Abschnitten von „Wahrheit und Dichtung“, welche den Leipziger und Strassburger Aufenthalt behandeln. Dabei darf nicht übersehen werden, dass der Greis kühler und kritischer darstellt, was der Jüngling wärmer und enthusiastischer bezeugt haben würde. In Leipzig blieb es bei Aeusserlichkeiten. Die Rück-

56) Vgl. auch den der Geschichte Abälards nachgebildeten Schluss der Wertherparodie „die Leiden des jungen Franken, eines Genies“ (Appell „Werther und seine Zeit“ S. 182).

57) 2. Act. Sc. 5 (Gustchen auf dem Bett; Läuffer sitzt daneben).

Gustchen (küsst Läuffers Hand inbrünstig): O göttlicher Romeo!

Läuffer (küsst ihre Hand lange wieder und sieht sie eine Weile stumm an): Es könnte mir gehen wie Abälard —

Gustchen: Du irrst dich — Meine Krankheit liegt im Gemüth — Niemand wird dich muthmassen — Hast du die neue Heloise gelesen?

kehr zur Natur spornte ihn und andere zu übertriebenem kalten Baden und anderen gesundheitsschädlichen Abhärtungen. Sie glaubten nach Goethes Worten, „diese und andere Thorheiten, im Gefolge von missverstandenen Anregungen Rousseaus würden uns, wie man versprach, der Natur näher führen und uns aus dem Verderbnisse der Sitten führen.“ Wie so vieles, so verdankt er wahrscheinlich auch die intimere Bekanntschaft mit Rousseau der Leitung Herders. Es heisst von dem Strassburger Kreise: „auch verkannten wir nicht, dass die grosse und herrliche französische Welt uns manchen Vortheil und Gewinn darbiete: denn Rousseau hatte uns wahrhaftig zugesagt.“ Weiter ist von Diderot die Rede: „so war er es denn auch, der wie Rousseau von dem geselligen Leben einen Ekelbegriff verbreitete, eine stille Einleitung zu jenen ungeheuren Weltveränderungen, in welchen alles Bestehende unterzugehen schien. Uns ziemt jedoch diese Betrachtungen noch an die Seite zu lehnen und zu bemerken, was genannte beide Männer auf die Kunst gewirkt. Auch hier wiesen sie, auch von hier drängten sie zur Natur.“ „Alles dies und manches Andere, recht und thöricht, wahr und halbwahr, das auf uns einwirkte, trug noch mehr bei, die Begriffe zu verwirren; wir trieben uns auf mancherlei Abwegen und Umwegen herum: und so ward von vielen Seiten auch jene deutsche literarische Revolution vorbereitet, von der wir Zeuge waren und wozu wir, bewusst und unbewusst, willig oder unwillig, unaufhaltsam mitwirkten.“

Das von Schöll herausgegebene Strassburger Tagebuch ist voll von Excerpten aus Rousseau, meist, wie fast alles, was dieses Tagebuch bietet, philosophischen Inhalts.

Kestner schreibt nach dem ersten Bekanntwerden mit Goethe (Goethe und Werther S. 37); „*In principiis* ist er

noch nicht fest und strebt noch erst nach einem gewissen System. Um etwas davon zu sagen, so hält er viel von *Rousseau*, ist jedoch nicht ein blinder Anbeter von demselben." Das Letztere wird man gern glauben, denn Goethe war eine zu gesunde und frische Natur, um alle krankhaften Elemente der Rousseauschen Richtung in sich aufzunehmen. Die Notiz ist aber ein willkommener Beleg dafür, dass Goethe in Wetzlar seine Anschauungen im Wesentlichen auf Rousseau gründete; und je mehr die Melancholie in seinem Herzen um sich griff, desto stärker wird der elegische Grundton Rousseaus in ihm nachgehallt haben.

Der Neuen Heloise[58]) gedenkt Goethe in innigem Zusammenhange mit seinem Werther. In der übermüthigen Parodie „der Triumph der Empfindsamkeit" (Act 5) wird aus der Puppe ein Sack herausgezogen. Als man ihn umschüttelt, fällt ein Haufen Bücher, vermischt mit Häckerling, heraus. Man hebt eines auf: die erste der „Empfindsamkeiten" ist „Siegwart, eine Klostergeschichte in drei Bänden". Noch einmal wird geschüttelt, einige Bücher und viel Häckerling kommen zum Vorschein; „da kommt erst die Grundsuppe": „Die neue Heloise! weiter Die Leiden des jungen Werthers!"

Sehr interessant zu sehen ist, wie Goethe in „Wahrheit und Dichtung" Rousseau citiert. Es heisst daselbst von seinem Verkehr mit Lotte: „und so nahm ein gemeiner Tag den anderen auf und alle schienen Festtage zu sein: der ganze Kalender hätte müssen rothgedruckt werden. Verstehn wird mich, wer sich erinnert, was von dem glücklichen unglücklichen Freunde der neuen Heloise geweissagt worden: und zu den Füssen seiner Geliebten sitzend, wird er Hanf brechen und er wird wünschen Hanf

58) In Goethes biographischem Entwurfe lesen wir: „1761. *Nouvelle Héloïse* kommt heraus. Ich las sie spater".

zu brechen heute, morgen und übermorgen, ja sein ganzes Leben'". Es schwebte ihm der siebente Brief des fünften Theiles der Neuen Heloise vor. St. Preux beschreibt die Spinnabende von Clarens, welche Herrschaft und Diener unter heiterem Gesange zubringen[59]). Auch er muss sich versuchen; aber dass er zu Juliens Füssen sitzt, davon ist nicht die Rede. Er giebt eine muntere, von Sentimentalität freie Schilderung. Der Brief schliesst: „dann wird der ganzen Gesellschaft ein Trunk gereicht. Jeder trinkt auf das Wohl des Siegers und geht schlafen, befriedigt von einem in Arbeit, Heiterkeit und Unschuld verbrachten Tage, den man gern wiederholen würde morgen, übermorgen und sein ganzes Leben" *(le lendemain, le surlendemain et toute sa vie).* St. Preux spricht ganz allgemein, er sagt nicht „ich", sondern „man" mit besonderem Hinblicke auf die Dienerschaft; er sagt nicht, dass er zu Juliens Füssen Hanf brechen wolle — seine Versuche werden nur belacht — sondern dass alle, Herrschaft wie Untergebene, diese Spinnabende als Stunden heiteren, geselligen Genusses empfinden. Goethe hat sowohl den Gedanken anders gefasst, als überhaupt ein Citat gegeben, von welchem nur die schönen Schlussworte Rousseau gehören. Das poetische bildliche Motiv ist Goethesch. Ihm gefiel das träumerisch Verschwimmende des Schlusses. Gesteigert hat er diesen Effect noch durch Hinzufügung des „heute" und das zweimalige „Hanf brechen": „wird er Hanf brechen und er wird wünschen Hanf zu brechen, heute, mor-

59) Rousseau schildert Erlebtes aus den genussreichen Tagen, die er mit *maman* (Madame de Warens) in den Charmettes zubrachte. Es heisst im sechsten Buche der Bekenntnisse: „Mein Herz, noch frisch, gab sich allem mit Kindeslust hin, oder besser, wenn ich so sagen darf, mit Engelswollust, denn in Wahrheit haben diese stillen Freuden etwas so Seliges wie die des Paradieses. Ein Mittagessen auf dem Grase zu Montagnole, ein Abendessen in der Laube, Obsternte, Weinlese, Flachsbrechen Abends mit unseren Leuten, jedes dieser Dinge war ein Fest für uns."

gen, übermorgen, ja sein ganzes Leben.“ Wie kam Goethe zu diesen Aenderungen? Er sagt in einem Prosaspruch: die Frage Woher hat's der Dichter? geht auch nur auf's Was, vom Wie erfährt dabei niemand etwas.

Jeder macht an sich die Erfahrung, dass Bilder, die er vor Jahren geschaut, plötzlich wieder vor sein geistiges Auge treten, einst empfundene Stimmungen plötzlich ihn wieder erfassen, vor langer Zeit gesprochene oder gehörte Worte plötzlich wieder in ihm anklingen. Er weiss nicht, welche Gedankenreihen ihn so momentan auf einen Punkt zurückversetzen, nach dem er sich schon lange nicht mehr umsah; genug jene einstige Empfindung bemächtigt sich seiner. So gieng es Goethe mit diesem Citat. Ihm selbst dämmerte gewiss nur eine Ahnung, waren doch manche Decennien verstrichen, seit er („Goethe und Werther“ Nr. 67) nach Wetzlar schrieb: „wie ich Johannistrauben zu pflücken und Quetschen zu schütteln [60]) mir ehedessen wünschte heute, morgen, übermorgen und mein ganzes Leben.“ Auch hier schon das „heute“, aber im engeren Anschlusse an St. Preux' *et toute sa vie:* und sein ganz Leben. — Und dieselbe Stelle aus „Wahrheit und Dichtung“ enthält noch eine zweite Reminiscenz aus der Wertherzeit. Das vortreffliche Oxymoron „von dem glücklichen unglücklichen Freunde der neuen Heloise“ findet sich schon im Werther, wo wir S. 101 lesen: „Der glückliche Unglückliche war Schreiber bei Lottens Vater [61]) [62]).“

60) Werther S. 58: „ich sitze oft auf den Obstbäumen in Lottens Baumstück mit dem Obstbrecher“ u. s. w. Ich citiere Werther nach der leider nicht mit philologischer Akribie besorgten Wiederholung der ersten Ausgabe. Berlin, Schröder, 1868.

61) Lessings „ein glückliches Unglück“ (Emilia Galotti Act 3. Sc. 4) ist eine witzige Pointe; Goethes Oxymoron ist sentimental.

62) Anders ist es, wenn Goethe in ziemlich gleichzeitigen Schriften die-

Die Worte aus dem Briefe an Kestner sind zugleich ein Beweis, dass Goethe in der Wertherperiode sich mit der Neuen Heloise beschäftigte.

Im März 1776 schreibt Goethe, nachdem er in Leipzig „sein erstes Mädchen wieder gesehn", an die Stein (I. S. 20): *ce n'est plus Julie.* (Vgl. auch II. S. 199, III. S. 74.)

Die Neue Heloïse und Werthers Leiden.

Inhalt. Composition.

Man kann nicht umhin zu sagen, dass die Beziehungen Rousseaus zu Frau von Houdetot im Wesentlichen denen Goethes zu Lotte gleich sind. Beide liebten ein Weib, welches nicht mehr frei war und ihnen deshalb nur Freundschaft, aber keine Erwiderung der leidenschaftlichen Gefühle anbieten durfte und wollte. Beide achteten den glücklicheren Nebenbuhler. Beide kämpften den schweren Conflict zwischen Herzensneigung und Pflicht siegreich durch. Rousseau, wie Goethe, fühlt sich dem Rivalen an Geist und Empfindung überlegen. — Für die Composition der Romane fällt aber schwer ins Gewicht, dass bei Rousseau eine Invention, Exposition und theilweise Ausarbeitung dem Verhältnisse vorausgeht, dieses also erst nachträglich einwirken kann. Das schon Errichtete wurde nicht wieder umgestürzt. Goethes Roman dagegen kennt keine Voraussetzungen, als seine und Jerusalems Erlebnisse. Wenig und nur Episodisches ist erfunden. Literarische Einflüsse machten sich erst bei der Ausarbeitung dieser Erlebnisse geltend.

selben Ausdrücke gebraucht. So schliesst im Werther (S. 37) ein Brief mit dem Ausrufe: „O, was ich ein Kind bin!" und am 16. Juni 1774 schreibt Goethe an Lotte (Goethe und Werther S. 210): „O Lotte, was ich ein Kind bin!"

Derselbe Gegensatz, den wir zwischen St. Preux und Rousseau aufstellen mussten, dass nämlich der Held der Dichtung ein Mädchen liebt, welches durch kein Gelöbniss gebunden ist, während der Dichter selbst von Anbeginn nichts hoffen darf, zeigt sich zwischen St. Preux und Werther. Wäre die Heloise erst nach der Liebe zur Gräfin concipiert worden, so hätte Rousseau wohl das Eigene und Erlebte an die Stelle des Erfundenen oder aus allerlei ferner liegenden Motiven Zusammengesetzten treten lassen. Es wird gut sein, den Gang des Rousseauschen Romanes in Kürze zu skizzieren[63]).

Der Schriftsteller St. Preux unterrichtet Julie, die Tochter des Baron v. Etange, eines stolzen Militärs. Lehrer und Schülerin werden bald von Liebe zu einander erfasst. Julie ruft in der Hoffnung, die Liebe noch ersticken zu können, ihre Cousine und vertrauteste Freundin Claire hinzu. Diese nimmt an den Stunden Theil. Es hilft nichts. Ein Kuss entflammt die Leidenschaft beider auf das höchste. Die besonnenere Julie weiss, dass ihr Vater sich nie über den grossen Standesunterschied hinwegsetzen würde, und drängt St. Preux zur Abreise. Er geht, von der Geliebten mit Geld versehen[64]). Eine Erkrankung Juliens ruft den glühenden Liebhaber wieder in die Nähe. Immer widerstandsloser geben sie sich der Leidenschaft hin und geniessen die Wonne, deren rechtmässigen Genuss ihnen das Geschick versagt hat. Lord Eduard Bomston, ein freidenkender junger Engländer, sucht den alten Baron umzustimmen, steigert aber nur sei-

63) Einen sehr ausführlichen raisonnierenden Auszug giebt Brockerhoff a. a. O.

64) Rousseau, der fast beständig von anderen erhalten oder unterstützt wurde, kann seinen Helden von dem ersparten Taschengelde eines Mädchens leben lassen, mag derselbe sich auch ein wenig sträuben — bei Lessing wäre dieser Zug einfach unmöglich.

nen Zorn und Argwohn. Der Vater lässt sich bis zur Misshandlung der Tochter fortreissen, bittet ihr, weicher geworden, im zärtlichsten, väterlichsten Tone diese Hitze ab; die Kindesliebe regt sich mächtig, dazu kommt, dass Julie ihre Mutter in Gram und Sorge hinsiechen sieht, — und St. Preux muss gehen[65]). Mylord Eduard nimmt ihn mit sich fort und bleibt der Erhalter St. Preux'. Wie Claire Julien, so steht er St. Preux zur Seite. Claire heiratet. Julie weigert sich dem Freunde und Lebensretter ihres Vaters, Wolmar, die Hand zu reichen. Da wird ihr Briefwechsel mit St. Preux gefunden, aus dem den Eltern die Schuld der Tochter voll und deutlich entgegentritt. Bald stirbt die Mutter. Der Baron schreibt einen von Beleidigungen strotzenden Brief an St. Preux nach Paris und dictiert Julien einige Zeilen, in denen sie von dem Geliebten Rückgabe ihres Schwures, keine Ehe ausser mit ihm einzugehen, fordert. St. Preux ist ausser sich, aber willfahrt. Er denkt wie Rousseau: „ein Anderer wird sie besitzen, aber ich werde ihrer würdiger sein." Julie heiratet — wir sind dem Ende des dritten Theiles nahe — und ist von Hochachtung und Pflichtgefühl gegen den Gatten erfüllt. St. Preux denkt an Selbstmord, doch bleibt es bei

65) Albertine v. Grün an Merck (Briefe aus dem Freundeskreis S. 196): „Ein Wörtchen über die Heloise . . . . . Ich muss gestehen, dass nie Liebende der Sprache ihres Herzens wegen so meinen Neid auf sich gezogen haben wie diese, und nie ist mir ein Mädchen in ihren Handlungen fataler gewesen, als diese Julie. Nein, ich hätte so nicht handeln können. Das heisst seine eigene Ruhe mehr, als die Glückseligkeit seines Geliebten lieben. Es ist mir völlig widersinnig, dass sie die Frau eines Andern werden konnte und dieses bringt mich so gegen sie auf, dass mich all ihr Leiden nicht rührt. Ich liebe gewiss meinen Vater so sehr als ein Mädchen in der Welt, kann mir's daher sehr lebhaft vorstellen, wie schwer zu widerstehen gewesen. Meinen Vater bittend zu meinen Füssen? Welch namenloses Elend! Meinen Vater? Ja, ich hätte widerstanden!"

einer brieflichen Disputation darüber mit Lord Bomston. Dieser bewegt ihn, an der Weltumseglung des Admiral Anson theilzunehmen[66]). Für St. Preux ist diese Expedition ungefähr dasselbe, wie wenn Werther „in Krieg“ will und der Eduard der „Wahlverwandtschaften“ diesen Vorsatz thatsächlich ausführt[67]). So weit der erste Band.

Im vierten Theile sehen wir Julien bereits sechs Jahre verheiratet. Ihr Verhältniss zu Wolmar darf glücklich genannt werden; sie achtet ihn, seine Güte rührt sie, aber nur St. Preux besitzt ihre Liebe. Ihrer Pflicht ist sie sich streng bewusst. Noch immer brennt aber die Lüge auf ihrer Seele, denn sie weiss nicht, dass Wolmar aus der ihm vom Baron mitgetheilten Correspondenz volle Kenntniss ihres ganzen Verhältnisses zu St. Preux geschöpft hat. Claire ist Wittwe geworden. St. Preux kehrt zurück, gebräunt zwar und bärtig, aber noch immer ein Spiel augenblicklicher Eindrücke. Wolmars erfahren von Claire das Eintreffen des Weltumseglers und hochherzig ist es Juliens Gatte, der ihn nach Clarens ladet. St. Preux folgt dem Rufe und wohnt im Hause der Geliebten. Wolmar prüft mit Erfolg ihr Pflichtgefühl. Warum aber nach

66) Rousseau las in Ermitage die Beschreibung *Voyage de l'amiral Anson* (1740—1744). Vgl. Memoiren der Mad. d'Épinay III. S. 326.

67) Weiter ist darin die an Robinson Crusoe anknüpfende literarische Strömung kenntlich. Robinsons Leben auf der Insel erst ganz einsam, dann in Verbindung mit dem Wilden Freitag stellt ein Naturleben nach dem Herzen Rousseaus dar. Wer sollte nicht an Robinson denken, wenn er dann im 3. Briefe des 4. Th. liest: „Ich habe ein Vierteljahr eine wüste herrliche Insel bewohnt, ein süsses und ergreifendes Bild ursprünglicher Naturschönheit, welche deshalb an das Ende der Welt verwiesen zu sein scheint, um der verfolgten Unschuld und Liebe als Asyl zu dienen; aber der gierige Europäer, seiner rohen Laune folgend, hindert den friedlichen Indianer sie zu bewohnen und thut sich genug, indem er selbst sie nicht bewohnt.“ Das letzte ist freilich Rousseausche Würze in der Art des Seumeschen Kanadiers.

sechs Jahren die alten Stürme wieder heraufbeschwören, alte Wunden gewaltsam aufreissen? — Julie hat unterdess dem Gemahl ihr ganzes Herz geöffnet. Gewiss ist die Situation nun der im Werther ähnlich. Wir haben drei Personen in engem Verkehr: den Gatten, die Gattin und einen Dritten, der jenen schätzt, diese liebt. Aber während im Werther dies Verhältniss von dem Feuer der Leidenschaft durchglüht ist, hat Rousseau sein Feuerwerk schon zuvor verpufft. Das Gewitter hat sich verzogen, nur einzelne Blitze zucken nach[68]). Aber die Stellen, in denen die Leidenschaft neu aufflackernd einen Ausdruck findet, der an die Lebhaftigkeit des ersten Theiles erinnert, stehen vereinzelt in Mitten dürrer Reflexion. Schön ist die Beschreibung der Fahrt nach Meillerie, wirkungsvoll und pathetisch der Ton in der Schilderung der Trennung St. Preux', des Abschiedsschmerzes, des erneuten Gefühls der Einsamkeit, des schrecklichen Traums von Juliens Tode. Das Zusammenleben dauert nämlich nicht an. St. Preux reist mit Bomston nach Italien. Dann soll er Erzieher der Wolmarschen Kinder werden. St. Preux Erzieher! er, an dem alle herumerziehen, dem Mylord Eduard vorwirft, er sei kein Mann; den Julie in Scherz und Ernst wegen Schwäche und Unbehilflichkeit verspottet; den selbst Julie oft zurechtweist; den Wolmar belehrt! Mendelssohn und Lessing hatten ein Recht, darüber zu spotten, dass St. Preux den Spitznamen „der Philosoph" führt. Wenn aber Mendelssohn die zweite Hälfte des Romans einzig lobt, so steht er mit seinem Urtheile allein. Dieselbe ist lehrhaft und langweilig, ausgenommen selbstredend eine Reihe wahrhaft schöner Briefe. Julie ist eine ganz andere geworden. Auf jeder Seite wird von ihrer Tugend geredet. Im sechsten Theile steht Julie ganz erhaben über der Jugendleidenschaft

68) Man lese den letzten Brief des vierten Theiles.

da und posaunt den Triumph der Tugend aus. Schrieb sie im Anfange heisse Liebesbriefe, so schreibt sie jetzt Moralpredigten. Sie schlägt in mehreren Briefen nach beiden Seiten hin Claire und St. Preux eine Heirat vor[69]). Aus der Geliebten ist sie ihren eigenen Worten nach zur Schwester und Mutter geworden. St. Preux aber kann seiner Liebe nicht Herr werden, und es ist nicht abzusehn, wie der Handel ausgehn soll; denn das Gefühl hat jeder Leser, dass sobald jener wieder in das Haus Wolmars kommt, sei es als Erzieher, sei es als Gast, alle guten Vorsätze wie Blätter vom Winde verweht werden. Eine innere Lösung wird nicht gegeben. St. Preux' Traum wird Wahrheit: Julie stirbt. Dass Goethe das Motiv des Selbstmordes aus der Wirklichkeit nahm, ist von keinem Belang. Entweder bezwang Werther die Leidenschaft, wie sie Goethe bezwang, oder er bezwang sie nicht und dann drängte alles zu einer gewaltsamen Lösung. Bei Rousseau verläuft das Ganze im Sande; es kann noch Jahrzehnte so fortgehen, dass St. Preux mit seiner bald zahmeren, bald stärkeren Leidenschaft ringt; bald in Clarens weilt, bald mit Bomston verreist.

Es ist ein Fehler in der Composition, dass Rousseaus Roman sich durch fast zehn Jahre hinzieht. Um wie viel bedeutender stehen in dieser Hinsicht Werthers Leiden da.

Im Werther ist auch die Personenzahl beschränkter, als bei Rousseau, bei dem zu den vier Hauptpersonen: St. Preux, Julie, Claire, Wolmar, noch Juliens Eltern — um von Nebenpersonen noch abzusehen — und Mylord Eduard treten; namentlich spielt letzterer stets eine hervorragende Rolle. Im

69) Goethe lässt in der zweiten Bearbeitung Lotten einen ähnlichen Gedanken hegen, aber er ist anders motiviert und Lotte spricht ihn nicht aus, sondern verwirft ihn bei sich. S. 119. „Sie fand keine, der sie ihn gegönnt hätte." Vgl. S. 114 f. Lotte denkt deutsch vernünftig.

Werther entfiel zunächst Claire, die Vertraute. Auch Werther hat einen vertrauten Freund, aber derselbe greift nicht handelnd ein. Trefflich hat Brockerhoff nachgewiesen, wie Rousseau sein eigenes Wesen in drei Gestalten des Romanes gegossen hat: St. Preux, Bomston und Wolmar. Ein St. Preux war er, ein Wolmar möchte er in vieler Hinsicht sein; Bomston hält zwischen St. Preux' Feuer und Schwäche und Wolmars Ruhe und Klarheit die Mitte. Rousseaus Lord ist kein entschiedener Charakter; Edelmuth und Schroffheit, Energie und Unsicherheit leihen ihm ein schwankendes Gepräge. Claires Vater ist humoristisch gehalten. Ihr Gatte tritt fast gar nicht hervor. Der Baron d'Etange ist ein starrer Aristokrat, den Rousseau ebenfalls selten in Action setzt und später ganz verschwinden lässt. Julie nennt ihn einmal (Th. 2. Br. 11) *un vieux gentilhomme brusque mais plein d'honneur.* Das gemüthliche Element, welches uns die Personen im Werther so vertraut macht, ist denen der Heloise fremd. Juliens Mutter ist ungleich milder. Claire ein munteres, in der Freundschaft aufopferndes Mädchen, die ihre Heiterkeit auch als Wittwe bewahrt. Wolmar ist ein dem Albert im Werther verwandter Charakter. Er ist ein „tugendhafter, weiser Gatte", man nennt ihn *le grave Wolmar,* und er sagt selbst von sich: „ich habe von Natur eine ruhige Seele und ein kaltes Herz." Er lebt regelmässig und leidenschaftslos. Er lacht selten, „spricht wenig, aber bedeutungsvoll." Er beobachtet. „Er ist für alle Welt derselbe, sucht und flieht niemand und lässt sich immer nur von der Vernunft leiten," in jedem Zuge der Mann ohne Vorurtheil. Aller Schwung liegt ihm fern; in Hinsicht der Religion ist er Atheist. Er weiss Phantasie und Gefühl wohl im Zaume zu halten, geht umsichtig, ordnungsliebend und verständig seinen Geschäften nach, während St. Preux, der hitzige Gefühlsmensch, nie zur Ruhe kommt.

„Albert ist ein braver Mensch", sagt Lotte; Werther nennt ihn einen „braven, lieben Kerl" und spricht den Unterschied der Charaktere dahin aus: „seine gelassene Aussenseite sticht gegen die Unruhe meines Charakters sehr lebhaft ab;" „in Ordnung und Emsigkeit in Geschäften hab ich wenig seines Gleichen gesehen." Wenn aber trotz solcher Gleichheit des Temperamentes Wolmar geistig grösser und imponierender dasteht, als der krittlige Albert, so liegt das an verschiedenen Gründen. Wolmars Person dient sehr zur Verstärkung des Tendenziösen. Ferner ist er ein älterer Mann, Albert aber an Jahren nicht weit über Werther hinaus. Wolmar muss in St. Preux den berechtigten Liebhaber erkennen, Albert in Werther keineswegs. St. Preux würde gegen Wolmar Erbitterung zeigen, wenn er wie Werther zu derselben Zeit, wo seine Leidenschaft stündlich wächst, die Heirat immer näher rücken sähe. Seine heftigste Leidenschaft fällt vor Wolmars Auftreten; als er diesen kennen lernt, ist Julie schon Mutter zweier Kinder.

Schlagen wir den Rousseauschen und Goetheschen Roman auf, so springt eine äusserliche Aehnlichkeit in die Augen: beide Romane sind in Briefen. Wir sahen, wie diese Technik aus England nach Frankreich und Deutschland gewandert ist. Die Composition der Clarissa kehrt in der Heloise wieder: verschiedene Schreiber, verschiedene Adressen. Goethe nahm nur das Princip der Composition an. Er schrieb einen Roman in Briefen, richtiger Tagebuchsblättern, aber sie gehen alle von Einer Person aus. Werthers Leiden sind keine grosse Familienkorrespondenz, sondern ein Stück Selbstbiographie Eines Individuums. Rousseau zeigt sich uns als Herausgeber eines grossen Corpus von Briefen verschiedener Personen, mit denen wir mehr oder weniger sympathisieren, und verfolgt

doctrinäre Nebenziele; Richardson will zugleich einen Thesaurus von Musterbriefen für junge Damen geben, denn das Briefschreiben sei ein gut Ding für die weibliche Bildung; Goethe hat es nur mit dem Schicksale jenes Einen zu thun, dessen Nachlass er gleichsam mit sorgsamer Pietät sammelt und uns zur Einsicht vorlegt, wie solchen, die nichts von dem Unglücklichen missen möchten. Die Briefform hat für den Leser deshalb etwas Anziehendes, weil ihm die Personen befreundeter werden und er einen Beweis von Vertrauen darin empfindet, dass ihm ein Einblick in Schriften vergönnt wird, welche als vertraute, nicht für das grosse Publicum bestimmte Correspondenz gelten. Leute, deren Briefe wir lesen, treten uns menschlich nahe und reden gewissermassen zu uns selbst. Wenn wir Werthers Leiden lesen, so werden wir uns ganz unwillkürlich als die eigentlichen Empfänger dieser Briefe ansehen und mit der bangen Angst eines Freundes dem Wachsen der Leidenschaft zusehen.

Goethe kündigt sich ganz in derselben Weise wie Rousseau als Herausgeber an. Dieser sagt auf dem Titel und in der Vorrede nur, dass er die Briefe St. Preux', Juliens u. s. f. vereinigt und geordnet dem Publicum darbiete. Das musste die Neugier heftig reizen. Diderot erzählt, Clarissa und Grandison seien wie leibhafte Personen das Tagesgespräch gewesen. Rousseau wurde, besonders von Frauen, bestürmt, sich offen zu äussern, was an seinem Romane erlebt und was erfunden sei. Deutschland glaubte buchstäblich, was im Werther stand.

Goethe schreibt: „Was ich von der Geschichte des jungen Werthers habe auffinden können, habe ich mit Fleiss gesammelt und lege es euch hier vor, und weiss, dass ihr mir's danken werdet;" dann auf S. 11 die Anmerkung zu dem Namen Wahlheim: „der Leser wird sich keine Mühe geben,

die hier genannten Orte zu suchen; man hat sich genöthigt gesehen, die im Originale befindlichen wahren Namen zu verändern." Dazu vergleiche man Rousseau in der ersten Vorrede: *j'avertis encore que la topographie est grossièrement alterée en plusieurs endroits* und am Schlusse der zweiten: *j'ai remarqué dans ces lettres des transpositions de lieux et des erreurs de topographie soit que l'auteur n'en sût plus d'avantage, soit qu'il voulût dépayser les lecteurs.* — Goethe unterdrückt bei der Herausgabe die von Lotte genannten Namen vaterländischer Dichter und Romantitel (S. 20 f.) und den Privatbrief des Ministers (S. 73); Rousseau zeigt öfters in Noten an, dass ein oder mehrere Briefe verloren oder absichtlich vorenthalten seien. Darin sollte man die peinliche Genauigkeit des Herausgebers sehen und alles für authentischer und gewisser halten [70]).

Bei Rousseau finden sich noch andere Noten. So zum dritten Briefe in Th. 5: *je remarquerai que les lettres des solitaires sont longues et rares, celles des gens du monde fréquentes et courtes;* öfters zollt der Herausgeber einer wichtigen Sentenz in der Anmerkung auszeichnenden Beifall. Auch an polemischen Ausfällen mangelt es nicht. Richtigem Tacte zufolge bleibt eine derartige Einmischung des Herausgebers im Werther ausgeschlossen. Denn wenn wir auf S. 33 die Anmerkung lesen: „wir haben nun von Lavatern eine treff-

---

70) Aehnliches findet sich wiederholt in Ugo Foscolos „Letzten Briefen des Jacopo Orlis". Z. B. „von diesem Briefe fehlen zwei Blätter, auf denen Jacopo eine Unannehmlichkeit erzählte, in die er durch seine heftige Natur und sein offenherziges Wesen gerieth. Der Herausgeber, der sich vorgenommen hat, alles gewissenhaft wiederzugeben, hält es für seine Pflicht, den Rest des Briefes hier aufzunehmen, um so mehr, als man das Fehlende daraus abnehmen kann" (S. 30 in der für jedermann zugänglichen Seubertschen Uebersetzung in Reclams Universalbibliothek).

liche Predigt hierüber (die böse Laune), unter denen über das Buch Jonas", so ist es nur die einfache Angabe eines Factums.

Ein grosser Unterschied stellt sich zwischen der Neuen Heloise und Werthers Leiden in Bezug auf Composition heraus, indem Rousseau nur aneinandergereihte Briefe bietet, Goethe aber in der zweiten Hälfte Erzählung des Herausgebers und Briefe Werthers wechseln lässt. Diese veränderte Composition ist nicht zufällig oder indifferent; sondern beruht auf weisen künstlerischen Gründen. Beschränken wir uns vorerst auf die erste Ausgabe von 1774. Auf S. 110 beginnen Mittheilungen des Herausgebers an den Leser, und zwar erfährt das Verhältniss Lottens zu ihrem Manne eine objective Beleuchtung. Kann eine solche in Briefen Werthers gegeben werden? Werther ist nicht genug eingeweiht, und nicht ruhig genug, um klaren Blickes zu verfolgen, wie das herzliche Einverständniss der Gatten erschüttert wird. Der Leser verlangt aber danach, aus objectiverer Darstellung, als der durch die Leidenschaft geblendete Werther sie geben könnte, zu erfahren, wie Lotte und Albert zu einander und zu Werther stehen. Rousseau hat eine grössere Anzahl von Correspondenten, da ist Claire, da ist Bomston, welche als Berichterstatter auftreten können. Diese Aushilfe entfiel im Werther. Je heftiger die Leidenschaft in Werther tobt, desto sparsamer werden seine Briefe und desto weniger Sachliches enthalten sie. Realitäten zu schildern, dazu bedarf es einer ruhigen Feder. Wir können von Werther nicht verlangen, dass er wenige Stunden vor seinem Tode alles ausführlich bucht, und ein Parallelbrief zu dem Wolmars über Juliens gottseliges Ende ist unmöglich. Also musste der Herausgeber helfend einspringen. Als äusseres Moment tritt hinzu, dass ihm der ausführliche Bericht Kestners über die letzten Tage

des unglücklichen Jerusalem vorlag und zur Quelle diente, die er zum Theil wörtlich benutzte.

Der grössere Zusatz des Herausgebers in den späteren Ausgaben (S. 102 ff.) dient ganz besonders dazu, zur Beschwichtigung des verstimmten Kestner auf den Charakter Alberts ein freundlicheres Licht fallen zu lassen[71]). Er wird ihm menschlich und poetisch gerechter, denn einmal hatte Kestner — man lese den Briefwechsel — sich durchweg edel benommen, andererseits hoben sich mit Albert auch Lotte und Werther[72]). Werthersche Briefe hätten uns auch die Episode von dem Bauerburschen und seinen Antheil an desselben Schicksal nicht mit der nöthigen Klarheit gezeigt.

71) Gegen Kestner wendet auch Lenz seinen Spott in der obscönen Eclogenparodie „Menalk und Mopsus" (Werke III. S. 69), wo es nach Menalks Bestrafung heisst:

Gerecht (gerächt) war Adam; denn schon damals hatten
Die Albertiner all in ihm den Sitz.

Dazu giebt Lenz die Note: „So pflegt Herr Goethe scherzweise alle kalte und doch dabei eifersüchtige Ehemänner zu nennen. Und nach der Orthodoxie steckte in Adam das ganze menschliche Geschlecht."

72) Mit Recht konnte Kestner (Goethe und Werther S. 222) gegen das „elende Geschöpf von einem Albert" protestieren; dass er aber wirklich ein arger Philister war, zeigt ein Briefconcept (S. 259 ff.), worin er Goethen für die zweite Bearbeitung folgende Aenderungswünsche kund giebt: „1) Die Ohrfeigen, welche Lotte austheilt (Werther S. 25), waren uns beyderseits anstössig. Diese Episode ist weder in der wahren Geschichte gegründet — es sey denn, dass Ihr solches anderswoher genommen — noch dem Charakter der Lotte, welche Ihr schildert, genug angemessen. Meine Lotte wenigstens, wäre nie im Stande gewesen, sich so zu benehmen. Ob sie gleich ein lebhaftes, muthwilliges Mädchen war, so blieb sie doch immer ein Mädchen und behielt bey solcher Lebhaftigkeit und Muthwillen doch immer die weibliche *Delicatesse* — ein anderes Wort fällt mir nicht gleich ein, bey. 2) Der Umstand, dass sie Werthern auf dem Balle gleich zu verstehen gegeben, dass sie schon engagirt sey, war uns auch anstössig. Meine Lotte, wenn die damit gemeynt wäre, hätte solches nicht äussern können; weil wir nie eigentlich versprochen gewesen sind." U. s. w.

Wiederum ist es kein Zufall, wenn Foscolo seine „Letzten Briefe des Jacopo Ortis“ ganz ähnlich componiert hat. Jacopo allein ist der Schreibende. Seine Briefe sind an einen Freund Lorenzo gerichtet, der dem Wilhelm in Goethes Roman entspricht. Lorenzo — hierin liegt eine Abweichung — ist zugleich der nachherige Herausgeber. S. 81 „Lorenzo an den Lesenden“ (vgl. Werther S. 102. 110): „Leser, du bist vielleicht der Freund Jacopos geworden und wünschest die ganze Geschichte seiner Leidenschaft zu erfahren. Daher will ich künftig die Reihe seiner Briefe durch eigene Bemerkungen unterbrechen und ergänzen“ [73]).

Sollen wir noch zusammenfassen, worin nach Inhalt und Composition Goethes Roman den Rousseauschen übertrifft, so ist es die grössere Concentration, innere Einheit, ergreifende Steigerung (ganz im Gegensatz zu Rousseau) und folgerichtige Lösung des Conflictes. Mit den weiteren Theilen der Heloise treten wir aus der Glut der Leidenschaft in die erkältende Luft der Reflexion und Moral. Von wirklicher Action ist wenig mehr zu spüren; es heisst *haec fabula docet.*

73) Nach einigen Seiten heisst es dann: „Er kam erst nach Mitternacht heim. Dort warf er sich angekleidet auf's Bette und befahl dem Knaben, schlafen zu gehen. Kurze Zeit darauf erhob er sich und schrieb.“ Es folgen Aufzeichnungen mit den Daten: Um Mitternacht, Um zwei Uhr, Morgens. Die Analogie zum Werther ist mit Händen zu greifen; Werther S. 138: „nachdem er um zehn Uhr im Ofen nachlegen und sich einen Schoppen Wein geben lassen, schickte er den Bedienten ..... zu Bette.“ Es folgt ein Brief an Lotten, überschrieben: nach Eilfe. Die Beschreibung, welche dem letzten Briefe Jacopos folgt und das Werk abschliesst, stimmt genau mit der Goetheschen überein. Hier heisst es S. 142: „Man fürchtete für Lottens Leben. Handwerker trugen ihn. Kein Geistlicher hat ihn begleitet;“ bei Foscolo: „Teresa lebte in diesen Tagen bei allem Jammer der Ihrigen in einem todähnlichen Schweigen. In der Nacht darauf schwankte ich hinter dem Leichnam her, der von drei Landleuten auf dem Pinienhügel begraben wurde.“

Rousseaus Excurse.

Mit den Excursen berühren wir die schwächste Seite der Composition bei Rousseau. Werthers Leiden kennen die ausgedehnten Abschweifungen nicht. Lehrhafte Abhandlungen, Beobachtungen über die umgebenden geselligen Verhältnisse, Moralpredigten, alles das fordert Klarheit und Leidenschaftslosigkeit. Diese wird man im Werther nicht suchen. Aesthetische, wirthschaftliche, wissenschaftliche Excurse würden die Schönheit dieses Werkes ebenso schädigen, wie sie dem Wilhelm Meister und den Wahlverwandtschaften, deren Ton gemässigter und ruhiger ist, zur Zierde gereichen. Ein Bildungsroman, wie der erstgenannte, kann ihrer gar nicht entrathen. Wir hören gern, wenn Ardinghello die Wunderwerke antiker Kunst in dithyrambischem Stile preist, wenn Werther die Schönheiten der Natur und Poesie begeistert schildert, aber wollte er in regelrechter, verstandesklarer Weise uns über englische Gartenanlagen oder die homerischen Epen berichten, wo wir danach brennen, von seiner Liebe zu hören, so würden wir das Buch bei Seite schieben. Die Briefe der ersten Theile der Neuen Heloise reissen uns hin, so lange die Leidenschaft sie dictiert, wenn aber die beobachtende Vernunft sich an den Schreibtisch setzt und Briefe von vierzig Seiten über Gegenstände abfasst, welche dem Liebesromane ganz fern liegen, wird unsere Wärme sehr abgekühlt, unsere Theilnahme sehr verringert werden. Moses Mendelssohn allerdings, dem das Organ zum Verständniss der Liebesglut fehlte, konnte aussprechen, das einzig Gute an der Neuen Heloise seien die Excurse, und fragen, warum Rousseau nicht das poetische Beiwerk unterdrückt und lieber einen Band gesammelter Abhandlungen geliefert habe? Wir sind anderer Meinung. Gewiss sind die Excurse lehrreich, glänzend geschrie-

ben und für die Beurtheilung Rousseaus sehr wichtig, aber im Gegensatz zu dem kalten Berliner Philosophen möchten wir dieselben aus der Poesie entfernt wissen. Jeder, welcher irgend Verständniss für den hohen Stil der Liebesleidenschaft hat, wird durch jene Unterbrechungen um jeden einheitlichen Eindruck betrogen und empfindlich gestört. Gedrängtheit und Concentration wird man hingegen dem Goetheschen Werther stets nachrühmen müssen.

Schon in dem, übrigens so stürmischen und glühenden ersten Theile finden sich doctrinäre Digressionen. Rousseau sagt selbst im neunten Buche der Bekenntnisse, er habe „nachträglich Materialien, die nicht für ihre jetzige Stelle berechnet waren“ hineingearbeitet.

Julie verbreitet sich (I. Br. 46) über die verschiedene Bestimmung der Geschlechter und beruft sich, was ihrer Bildung und St. Preux' Unterricht alle Ehre macht, auf Platos Staat. — St. Preux hat einen heftigen Wortwechsel mit Bomston. Ein Zweikampf scheint unvermeidlich. Was erwarten wir in einem solchen Augenblicke von einer Liebenden? Leidenschaftliche Angst, laute Klage, heftige Beschwörungen, aber gewiss kein ausführliches Raisonnement über das Duell im Allgemeinen, wie es im 57. Briefe vorliegt. Kann ein Mensch, den gewaltige Unruhe über das Geschick eines Anderen erfasst hat, den er über alles liebt, mit ironischer Kühle diesem vorhalten: „Sie, der verlangt, man solle Nutzen aus seiner Lectüre ziehn, ziehn Sie ihn doch aus der Ihren und suchen Sie nach, ob man auf der Erde eine einzige Herausforderung sah, als sie von Helden bedeckt war. Dachten die tapfersten Helden des Alterthums je daran, ihre persönlichen Beleidigungen durch Einzelkämpfe zu rächen? Schickte Cäsar an Cato, Pompejus an Cäsar ein Cartell für so viel wechselseitigen Schimpf? und war der grösste griechische

Feldherr dadurch entehrt, weil er sich hatte mit dem Stocke drohen lassen?“ Vgl. Schopenhauer in der Abhandlung „Von dem was einer vorstellt“ (Parerga und Paralipomena 2. Aufl. S. 399 f.) Allerdings lässt es Rousseau nicht bei den spöttischen Einwürfen des gesunden Menschenverstandes bewenden, sondern ruft auch Gründe der Moral zu Hilfe (Vgl. Richardson im Grandison über die „Einladungen zum Morde“). Das Duell sei Mord, denn das Leben des Individuums gehöre dem Staate. Es sei ein Verbrechen gegen Religion und Tugend. Dieser, nicht der Mode, müsse man folgen. Ganz schön, aber es fügt sich nicht in die Situation des Romanes und erscheint unmöglich aus der Feder eines schmerzbewegten Mädchens. Der Excurs ist nur berechtigt, wo ihn ein künstlerischer Plan und wohlbegründete Absicht aufnimmt, oder im humoristischen Romane, im Tristram Shandy eines Sterne, welcher, alle Handlung vernachlässigend, nur auf ein behagliches Ausbreiten und Abschweifen berechnet ist.

Th. 2 Br. 11 preist Julie den Werth der Tugend. Wiederum fehlen nicht Beispiele aus dem Alterthum: Socrates, Brutus, Regulus, Cato u. s. w. Rousseau, der eifrige Plutarchleser, lobt immer eine Pädagogik, welche auf die Exempla der Alten hinweist[74]).

Reich an Abhandlungen ist der zweite Theil, indem er eine Anzahl von Pariser Plauderbriefen, Feuilletons St. Preux' enthält. Rousseau, der eben voll Unmuth die Hauptstadt verlassen hatte und auf dem Lande ihr lärmendes Gewühl gern entbehrte, legt hier alle Eindrücke nieder, welche er im Laufe der vorausgegangenen Jahre in sich aufgenommen hat. So handelt Brief 14 über die Gesellschaft und ihren

74) Solche Excurse wird Lenz im Sinne gehabt haben, wenn er trotz aller Begeisterung sagt, in der N. H. gucke Rousseaus Perrücke durch. (Werke Bd. 2 S. 221.)

Ton, Brief 21 über die Pariserinnen. Er bekämpft die von Tag zu Tag wachsende Frivolität und Zuchtlosigkeit. Die Ehe sei gelockert (man werfe einen Blick in damalige Memoiren und Briefwechsel und denke an die Tendenz der Heloise); das Wort „Liebe" verbannt; überall, in Italien, Frankreich, Deutschland, herrsche ein unwahrer *jargon de galanterie et du bel esprit,* den Spanien erzeugt habe (der Gongorismus oder Marinismus). — Finden wir es schon hier sehr unpassend, wenn der Liebende der Geliebten gegenüber der Pariser Freudenmädchen gedenkt, so ist der Eindruck, welchen der ebenfalls an Julie gerichtete 26. Brief erzeugt, überaus widerlich. St. Preux beschreibt ausführlich, wie einige Bekannte ihn unter falschen Vorwänden in ein schlechtes Haus gelockt und trunken gemacht, so dass er am Morgen schaudernd in den Armen einer Dirne erwacht sei[75]). Was soll man aber dazu sagen, dass Julie im nächsten Briefe des weiteren auf dies unsaubere Abenteuer eingeht und viel später (Th. 6 Br. 6) noch einmal darauf zurückkommt? Nicht Frivolität, sondern Mangel an Tact und Zartgefühl und eine gewisse cynische Offenheit hat Rousseau diesen Fehler begehen lassen.

Literarhistorisch bedeutsam sind für uns die Excurse über das Theater, welche viel böses Blut machten. Nicht so sehr der lange Bericht (Th. 2. Br. 23) über die Pariser Oper, welcher mit Rousseaus musikalischen Studien in engem Zusammenhange steht und an dem uns die Verdammung der albernen Ballete erfreuen kann, als die Briefe 14, 16, 17, die es mehr mit dem Schauspiele zu thun haben. Wenn man von dem Kampfe gegen die französische Hoftragödie spricht, beschränkt man sich fast immer darauf, Diderot und

75) Vgl. Bekenntnisse Buch 7: die Padoana; Buch 8: die Scene mit Klüpffel und Grimm in der Rue des Moineaux; besonders Buch 9.

Lessing zu nennen und vergisst ungerechter Weise Rousseau, wenn er auch nicht die hohen ästhetischen Gesichtspunkte der Dramaturgie hat. Er sagt, die sogenannte classische Tragödie schade der Sitte und sei für den guten Geschmack ein Greuel. Man denke daran, dass in dieselbe Zeit seine *Lettre à d'Alembert sur les spectacles* fällt, in der er fragt: wozu soll uns eine solche Tragödie dienen? „Werden wir deshalb grösser oder tüchtiger? Was schiert es uns, auf der Bühne die Pflichten der Könige studieren zu gehen, indem wir unsere eigenen darüber versäumen? die unfruchtbare Bewunderung der Theatertugenden soll uns für die einfachen und bescheidenen Tugenden entschädigen, welche den Bürger machen?“ In den Excursen des Romanes erörtert er ganz ähnlich, man sähe auf der Bühne nur das gestickte Kleid des Vornehmen, die Bürgercanaille müsse fernbleiben, damit der Hochmuth der Gesellschaft nicht verletzt werde; ja je elender und gedrückter das Volk sei, um so prunkender bringe man es auf die Bretter. Das Volk könne im Theater nichts lernen und an Molières Marquis hätten sich nur bürgerliche Stutzer herangebildet. Er kehrt seinen Spott gegen den Ungeschmack der französischen Griechen und Römer, tadelt die galante Manier, die gezierte, sententiöse Sprache, welche nie wahre Leidenschaft ausdrücke, und fährt fort: „alles dies rührt daher, dass der Franzose auf der Bühne nicht Natürlichkeit und Illusion sucht, sondern Geistreiches und Sententiöses verlangt; ihm ist die Zierlichkeit, nicht getreue Nachahmung die Hauptsache; und er will nicht hingerissen, sondern amüsiert sein. Niemand geht in's Schauspiel der Lust am Schauspiel wegen, sondern um Gesellschaft zu sehen, um sich sehen zu lassen, um Stoff zur Klatscherei nach dem Stücke zu sammeln; und man kümmert sich um das was man sieht nur, um etwas darüber zu sagen zu wis-

sen. Der Schauspieler ist ihnen immer der Schauspieler, niemals die Person, die er darstellt. Dieser Mann, der wie der Herr der Welt spricht, ist keineswegs Augustus, es ist Baron; die Wittwe des Pompejus ist Adrienne; Alzire ist Madem. Gaussin, und dieser trotzige Wilde Grandval. Und die Schauspieler ihrerseits vernachlässigen alle Illusion, da sie sehen, dass niemand danach fragt. Sie stellen die Helden des Alterthums zwischen sechs Reihen junger Pariser; klecksen *(calquent)* die französischen Moden auf das römische Gewand; man sieht Cornelia in Thränen mit zwei Finger Roth, Cato weiss gepudert und Brutus *en panier*[76]). Alles dies stört niemand und thut dem Erfolge der Stücke keinen Eintrag. Wie man nur den Darsteller, so sieht man nur den Dichter im Drama, und ist das Costume vernachlässigt, so verzeiht man's gern, weiss man doch, dass Corneille kein Schneider, noch Crebillon ein Perrückenmacher war." Was geht uns Pompejus oder Sertorius an; „Mag man doch in Bern, Zürich, im Haag die alte Zwingherrschaft des Hauses Oesterreich darstellen, dann wird die Liebe zum Vaterlande und zur Freiheit die Theilnahme für solche Stücke erwecken." Rousseau preist einmal ausdrücklich *ces Tell, ces Stauffacher, ces Fürst* und wenn er selbst auch kein Drama zur Verherrlichung der Eidgenossen geschrieben hat, so ist doch „Tell" ein Rousseausches Thema.

Th. 3 Brief 18 hat die Heiligkeit der Ehe zum Gegenstande. Im fünften des 5. Th. handelt der „Bürger von Genf" über seine Vaterstadt und ihre Bewohner. Dass die letzten Theile überhaupt wesentlich didactisch sind, dass Fragen der Erziehung, Religion, Moral des täglichen Lebens, Haushaltes u. s. w. wiederholt und in gedehnter Breite besprochen wer-

76) Vgl. Lenz Werke Bd. 2. S. 202, wo Oedipius im Haarbeutel verspottet wird u. s. w.

den, wurde schon bemerkt. Es kann nicht fehlen, dass so die meisten Briefe zu einem ganz unnatürlichem Umfange anschwellen.

Wieland berichtet uns in einem Briefe, viele Leser hätten diese Excurse schlechtweg überschlagen, und sagt: „Unsere Romanschreiber sind gewohnt uns neben ihren Erdichtungen zugleich ihre ganze Philosophie aufzudringen. Rousseau ist nur seiner Beredsamkeit und hinreissenden Schreibart, ja sogar seiner abenteuerlichen Einfälle wegen angenehm, aber wenn er mit moralischen Abhandlungen, mit paradoxen und nie auszuführenden Vorschlägen u. s. w. auftritt, dann überfällt mich der Unwille und die Langeweile, und ich bedaure, dass ein solcher Mann seine Geschicklichkeit so nichtswürdig verschwendet hat."

Die Episoden im Werther.

In Hinsicht der Composition will sich Rousseau einen entschiedenen Vorzug vor Richardson zuerkannt wissen. Wir lesen im Anfange des elften Buches der Confessionen: „Worauf man am wenigsten achtete und wodurch eben dies Werk (die Heloise) immer einzig dastehn wird, ist die Einfachheit der Fabel und die Spannung des Interesses, das, auf drei Personen beschränkt, durch sechs Bände, ohne Episode, ohne romanhafte Abenteuer, ohne irgend welche Schlechtigkeiten der Personen oder Handlungen, gleich bleibt. Diderot hat Richardson grosse Complimente über die erstaunliche Mannichfaltigkeit seiner Gemälde und die Menge seiner Personen gemacht. Richardson hat in der That das Verdienst, sie alle gut charakterisiert zu haben: doch was ihre Zahl anlangt, so hat er das mit den albernsten Romanschreibern gemein, welche die Unfruchtbarkeit ihres Geistes hinter der

Fülle von Personen und Abenteuern verstecken. Es ist leicht die Aufmerksamkeit zu spannen, wenn man unablässig unerhörte Begebenheiten und neue Gesichter vorführt, die wie die Figuren einer Laterna magica vorbeiziehn: aber diese Aufmerksamkeit immer an dieselben Gegenstände ohne wundersame Abenteuer zu fesseln, das ist gewiss weit schwerer und wenn, — sonst sei alles gleich — die Einfachheit des Gegenstandes die Schönheit des Werkes erhöht, so können Richardsons Romane, die in so vieler Hinsicht überlegen sind, in dieser keinen Vergleich mit dem meinen eingehen."

Es handelt sich um Simplicität der Composition. Rousseaus Urtheile sind nicht ganz zutreffend. Hervorzuheben ist zunächst der bewusste Gegensatz zum älteren Roman, den er mit Richardson theilt, und der Gegensatz zu Richardson selbst. Wo damals in neuen Romanen von *romanciers* die Rede ist, wo einzelne Züge und Ereignisse *romantic, romanesque,* „romanhaft", „romantisch", „nach Art der Romanen" genannt werden, geschieht es stets, weil man sich bewusst ist, ausgetretene Geleise verlassen und neue Pfade betreten zu haben. Zwei Vorwürfe, die eigentlich in einen zusammenfallen, erhebt Rousseau gegen den alten Roman: übergrossen Apparat von Personen und eine Fülle abenteuerlicher Nebenhandlung, welche das Ganze üppig umwuchert. Richardson habe sich von diesen Fehlern nicht los gemacht. Rousseau kann sich dabei nur auf „Clarissa" und „Grandison" beziehen, denn eine dürftigere Handlung und ein kleineres Personenverzeichniss, als die der „Pamela", lässt sich kaum denken. Aber werden wir zum Beispiel einen Roman wie Gutzkows „Zauberer von Rom" deshalb den alten dickleibigen Quartanten des siebzehnten Jahrhunderts an die Seite setzen wollen, weil die Handlung so weitverzweigt und auf Hunderte von Personen vertheilt ist? Rousseau hätte dem alten Romane

Mangel an innerer Einheit vorwerfen müssen, nicht die Fülle. Der Hauptfehler ist, dass eine Unzahl von Personen erscheint, welche nicht in inniger Wechselbeziehung stehen, und eine ganze Reihe von Handlungen neben einander sich hinziehn, ohne in einander eingreifend ein festes, geschlossenes Ganzes zu bilden. Auch fehlt es ganz an leitenden Grundideen, was man Richardson am wenigsten nachsagen kann. Es ist wahr, Richardson hat in die Clarissa manche ursprünglich entbehrliche Figur aufgenommen, aber dieselben sind immer in die Haupthandlung verwickelt, nehmen an ihr Theil. Sie haben einen Zweck, wie ihn viele im alten Romane nicht haben. Rousseau ist ungerecht gegen den englischen Reformator des Romans, wenn er ihm vorwirft, er lasse unvermittelte Bilder wechseln und überrasche durch unerhörte Begebenheiten und neue Gesichter. Er ist zu gerecht gegen sich selbst, wenn er seiner Heloise eine von allem Episodischen freie Handlung nachrühmt. Die Entstehungsgeschichte des Romanes zeigte uns schon, dass es mit der inneren Einheit bedenklich steht. Epos und Roman können die Episode nicht entbehren. Dieselbe muss aber Zweck und Bedeutung für das Ganze haben. Greift die Nebenhandlung nicht streng in das grosse Gefüge ein, dann ist sie blosse Interpolation. Zwecklose Episoden hat Richardson nicht. Man möchte lieber fragen, was die italienische Marquise und Laura Pisana in der Neuen Heloise sollen? Episodisch ist in der Heloise auch das Verhältniss von Fanchon Regard und Claude Anet, so dass Rousseaus bestimmtes: *sans épisode* zusammenfällt.

Das Tagebuchartige des Werther ist der Episode günstig. Nur was Werther geistig und gemüthlich anregt und erfasst, findet hier seine Stelle; alles zeigt sich demnach bedeutsam für sein Leben und Fühlen. Werther ist an allem persönlich betheiligt. Jede Episode ist ein integrierender Theil.

Gleich im Anfange seines Wetzlarer Aufenthaltes lernt Werther in Wahlheim eine junge Frau, eines Schulmeisters Tochter, kennen und gewinnt ihre kleinen Kinder lieb. Seine Vorliebe für Kinder und Leute aus niederen Ständen lässt ihn diese Bekanntschaft pflegen. Er hört, der Mann sei vereist, um in der Schweiz die Erbschaft eines Vetters zu erheben. — Werther sieht Lotten und fortan gilt all sein Denken nur ihr. Wir hören von der Frau und ihren Buben lange gar nichts. Immer heftiger entbrennt seine Leidenschaft, immer hoffnungsloser wird sie zugleich. Da sieht er das Weib unter der Linde wieder und vernimmt, ihre schöne Hoffnung sei zu Schanden geworden, der Mann krank und bettelarm ohne Erbschaft heimgekehrt. „Es geht mir nicht allein so. Alle Menschen werden in ihren Hoffnungen getäuscht, in ihren Erwartungen betrogen". Die Frau blickte froh in die Zukunft, er selbst war in glücklicher Stimmung — nun ist sie schmerzlich enttäuscht und er hat alle Hoffnungen begraben.

Mit welcher Kunst und Weisheit ist in der zweiten Ausgabe auch die Episode vom Bauerburschen auf die beiden Theile des Romanes vertheilt! Ich mache darauf aufmerksam, dass ihr erster glücklicher Abschnitt unmittelbar auf den ersten der soeben behandelten Episode folgt (S. 15), der zweite tragische gleich auf ihren traurigen Schluss (S. 85). Erst eine „Idylle", dann ein Trauerspiel. Werther trifft einen jungen Burschen unter den Wahlheimer Linden, mit dem er, „wie's ihm gewöhnlich mit dieser Art Leuten geht, bald vertraut" wird. Dieser erzählt ihm, er sei bei einer Wittwe im Dienst, die es bei ihrem ersten Manne gar schlecht gehabt habe; sie sei nicht mehr ganz jung u. s. w. Aus der schlichten Erzählung weht Werther der Hauch echter, inniger Liebesleidenschaft entgegen. Auf der nächsten Seite beginnt

Werther den Bericht über sein erstes Zusammentreffen mit Lotte und die allmähliche Steigerung seiner Gefühle für sie. — Inzwischen ist Albert gekommen, Werther versinkt immer mehr in Trübsinn, sieht wie ein anderer die Liebe geniesst, nach der er dürstet; Herbst wird es in der Natur, Herbst ist es in ihm. Da trifft er den Bauerburschen wieder. Auch sein Geschick hat sich geneigt. Er war zu der Wittwe in ein vertrauliches Verhältniss getreten, der Bruder hat ihn verjagt; ein neuer Knecht sei an seine Stelle getreten, man spreche von baldiger Heirat. „Lies mein Geliebter" schreibt Werther an Wilhelm, „und denke dabei, dass es auch die Geschichte deines Freundes ist. Ja, so ist mir's gegangen, so wird's mir gehn, und ich bin nicht halb so brav, nicht halb so entschlossen als der arme Unglückliche, mit dem ich mich zu vergleichen mich fast nicht getraue." — Der Herbst ist dem Winter gewichen, die trübe Melancholie der fürchterlichen Verzweiflung und dem Entschlusse, diese unsäglichen Leiden gewaltsam zu enden. So siecht Werther dahin, während Albert glücklich ist. Auch der Bauerbursche hat erkannt, dass entweder er oder jener Knecht zu viel ist. Er greift zur Mordwaffe und erschlägt den verhassten Nebenbuhler. Als man ihn gefangen abführt, ruft er Werther zu: „Keiner wird sie haben, sie wird keinen haben!" Werther vertritt immer milde criminalistische Anschauungen und will namentlich eine Criminalpsychologie; er hasst die Gesetze, wenn sie nichts sind, als „kaltblütige Pedanten" (S. 49) und die letzten Worte des Unglücklichen fallen doppelt schwer auf seine Seele, denn seine Lage ist der gleich, welche jener mit einem raschen Schlage geendet hat. Er muss selbst an Lotten schreiben: „O, meine Beste! in diesem zerissenen Herzen ist es wüthend herumgeschlichen, oft — deinen Mann zu ermorden! — dich! — mich!" Und jener soll als gemei-

ner Meuchelmörder dem Strange verfallen? Er streitet, er bittet für ihn, aber „er ist nicht zu retten". „Du bist nicht zu retten, Unglücklicher! ich sehe wohl, dass wir nicht zu retten sind." Der Naturmensch vernichtet in seiner Leidenschaft den Gegner, der civilisierte vernichtet sich selbst.

Als Werthers Liebe den Siedepunkt ihrer Hitze erreicht und ihn der innere Conflict zwischen Pflicht und Begier fast sinnlos macht, geht er im rauhen Novemberwetter spazieren, „Alles war so öde, ein nasskalter Abendwind blies vom Berge und die grauen Regenwolken zogen das Thal hinein." Da trifft er einen Irrsinnigen, welcher Rosen und Tausendgüldenkraut sucht, um seinem Schatz einen Strauss zu winden. Sein Schatz hat Juwelen und eine Krone, ihn aber wollen die Generalstaaten nicht bezahlen. Einst sei's ihm wohl gewesen, wie dem Fische im Wasser; die Zeit sei vorbei. Und die Mutter des Armen erzählt, die Zeit dieses Glückes sei das Jahr im Tollhause gewesen! Grössenwahnsinn hat den Elenden erfasst, er begehrte zu hoch; er wollte Blumen, die nicht für ihn blühten — nun sucht er Blumen im Winter. Von Albert erfährt Werther, der „glückliche Unglückliche" sei als Schreiber bei dem Amtmanne aus Leidenschaft für Lotten wahnsinnig geworden. — Grosse hoffnungslose Leidenschaft kann mit geistiger oder leiblicher Vernichtung schliessen. Der Schreiber sank in die Nacht des Wahnsinns, Werther tödtet sich. Wahnsinn ist besser, als ein klares Gefühl für die Qualen des Lebens, Nichtsein besser als Dasein. — Zugleich sei bemerkt, dass die Dichter jener Zeit in Nachahmung Shakespeares gern den Wahnsinn als poetisches Motiv benutzten[77]).

77) „Urteile nicht nach demjenigen, was Dichterlinge schreiben, indem sie hinter Engelländern dreinlaufen. Ists nicht Schande der Natur, dass in soviel Schriften unsrer Zeit so oft Scenen der Wahnwizigen aufgeführt werden?

Episodisch ist im zweiten Theile auch die beschimpfende Begebenheit in der vornehmen Gesellschaft. Goethe wusste durch Kestner (Goethe und Werther S. 87), dass Jerusalem bei Graf Bassenheim durch Verweigerung des Zutritts in die grossen Gesellschaften tief gekränkt worden war[78]). Zu dieser äusseren Veranlassung kam, dass er die Gelegenheit, die Standesunterschiede grell zu beleuchten, gern ergriff. Napoleon hat bekanntlich in Erfurt, wie schon viel früher Herder,

---

Das soll Fülle des Genie seyn, Begeisterung, Kraft, Ausgus, Empfindsamheit, Drang, auch wol Religionsgefühl! Das soll rühren und durchschauern! Müsste man nicht für sein Zeitalter erröthen, wenn man nicht Hoffnung hätte, dass die Nachwelt von allem diesen *fatras* nichts bekommen wird?" Hermes Sophiens Reisen 2. Ausg. Bd. V, S. 234 f.

78) O. v. H(einemann) hat „Im neuen Reich" 1874 Nr. 25 (S. 970 ff.) „Elf Briefe von Jerusalem-Werther" veröffentlicht. Sie sind in den Jahren 1767—1772 aus Göttingen und Wolffenbüttel, drei aus Wetzlar („Seccopolis") an Eschenburg geschrieben. Am wichtigsten sind die beiden letzten. In dem vom 26. November 1771 findet sich eine Andeutung über den „Vorfall" in der vornehmen Gesellschaft. Jerusalem spricht gelassen darüber. Der Bitterkeit gegen seinen Vorgesetzten Höfler, den Gesandten, lässt er freien Lauf. Ueber sein Wetzlarer Leben schreibt er: „Seccopolis d. 18. Juli 1772. Wie ich hier lebe, das können Sie leicht denken. Drey Stunden des Morgens und drey Stunden Nachmittags arbeite ich täglich für die Nachwelt der Ratzen im Herzogl. Braunschweigischen Archive — denn die allein werden es brauchen. Ein empfindsames schönes Geschäfte, vorzüglich im Sommer! — Es würkt auch vortreflich. Ich fühle mich so geistig, so gefühlvoll, wie ein Corpus juris cameralis. — Ob das Ding bald ein Ende nehmen wird, das weiss Gott. Wahrscheinlich ist es sehr —". Ueber Gotter urtheilt er sehr abschätzig: „weil sein Schöpfer in sein Gehirn einige Reime neben einander gelegt hat, so hält er sich für ein Genie und glaubt sich dadurch zu allen Narrheiten berechtigt". Nicht besser geht es Goethe, der ihn unsterblich machen sollte: „Jetzt ist unser kleiner Leipziger Consul Born (gegenwärtig von Born) hier, der auf seinen Reisen recht artig geworden ist. Bey ihm ist sein Freund Göden. Er war zu unserer Zeit in Leipzig und ein Geck, jetzt ist er noch ausserdem ein Frankfurter Zeitungs-Schreiber. Vielleicht erinnern Sie sich seiner noch."

Goethe den Vorwurf gemacht, dass er durch Hervorhebung dieser Kränkung die Einheit gestört habe. Aber der Vorwurf trifft höchstens die erste Ausgabe; diese Kränkung ist Impuls zum Selbstmorde nur in so fern sie Werther verhindert, da Beruhigung und Frieden für seine Leidenschaft zu finden, wo er sie suchte: in der Arbeit eines Amtes. Jetzt verfällt er ihr gänzlich. Er eilt zurück an den Herd der Gefahr und geht unter. Claudius hatte in seiner Wertherrecension (Werke Bd. 1) leicht rathen: „Wenn er doch eine Reise nach Paris oder Peking gethan hätte! So aber wollt' er nicht weg von Feuer und Bratspiess und wendet sich so lange dran herum, bis er caput ist."

Sesenheimer Erinnerungen gaben den Besuch auf dem Pfarrhofe in St., wo die schönen Nussbäume alle erfreuen. Auch diese Episode hat im zweiten Theile ein trauriges Nachspiel. Die neue Pfarrerin lässt die alten, lieben Bäume abhauen.

Rousseaus Tendenz.

Wenn wir im Folgenden die Stimmung des Rousseauschen und Goetheschen Romanes vergleichen, so müssten wir, streng genommen, uns nur an den ersten Theil der Neuen Heloise halten, denn allein dieser ist ein Liebesroman, eine Schilderung der Liebesleidenschaft im hohen Stile. Dann nehmen die Excurse überhand und die zweite Hälfte ist wesentlich doctrinär.

Im ersten Theile herrscht die Liebesleidenschaft in vollster Unbeschränktheit. St. Preux und Julie kosten den sinnlichen Liebesgenuss aus. Da der Standesunterschied eine Ehe unmöglich macht, sie sich einander aber vom Himmel bestimmt glauben, sehen sie in dieser seelischen Wahlver-

wandtschaft die wahre Ehe. Julie glaubt, Mutter zu werden und fürchtet dies nicht, sondern hofft vielmehr, dass ein Kind ihre Verbindung heiligen werde. Sie will es den Eltern sogleich verkünden: dann werde Tod oder die Erlaubniss zur Heirat die Entscheidung sein. Aber — und darin liegt die Strafe für das Verbrecherische dieses heimlichen Umgangs — Juliens Hoffnungen erfüllen sich nicht. Erst in der rechtlichen Ehe mit Wolmar geniesst sie das Mutterglück. Rousseau gestaltet so seinen Roman zu einem lauten Proteste gegen die leichtfertige Beurtheilung und Behandlung der ehelichen Bande in den höheren Kreisen Frankreichs[79]). Deshalb wird seine Julie aus einer alle Vorurtheile und alle Schranken kühn überschreitenden Liebenden zur pflichttreuen Gattin und Mutter, wie wir sie in den letzten Theilen sehen. Am Altar thut sie den Schwur aus vollem Herzen und hält ihn. Sie „weiht die Wünsche ihres Herzens dem Gebote der Pflicht." Wolmar spricht den Unterschied, wie ihn Rousseau beabsichtigt, mit den Worten aus: „Sie sind nicht mehr das unglückliche Mädchen, das seine Schwäche beklagte und sich ihr überliess; Sie sind die tugendhafteste der Frauen, die keine anderen Gesetze kennt, als die der Pflicht und Ehre". Julie kann St. Preux zurufen, sie wolle ihm Schwester und Mutter sein; er solle den „Triumph der Tugend" nicht stören, nicht versuchen, ihr Haus zu schänden, sondern selbst eine Ehe schliessen. Wolmar hält beiden lange Reden über ihre frühere Leidenschaft, lobt ihre „schönen Seelen", ana-

79) Rousseau in der zweiten Vorrede: *Depuis que tous les sentiments de la nature sont étouffés par l'extrême inégalité, c'est de l'inique despotisme des pères que viennent les vices et les malheurs des enfants; c'est dans des noeuds forcés et mal assortis que, victimes de l'avarice ou de la vanité des parents, de jeunes femmes effacent, par un désordre dont elles font gloire, le scandale de leur première honnêteté etc.*

lysiert ihre Liebe und charakterisiert sich selbst. „Tugend" ist die Losung. Schon im ersten Theile freilich lässt Rousseau seinen St. Preux gern die *vertu* und *mérites*[80]) Juliens preisen, ohne dass die Situationen gerade Juliens „Tugend" in glänzendem Lichte zeigten. Auf ihrem Sterbebette zieht sie in einem matten Briefe an St. Preux die Moral: „die Tugend bleibt mir ohne Makel, und die Liebe ist mir ohne Gewissensbisse geblieben." — Auch im „Emil" und sonst tritt Rousseau mit regster Wärme für die Heiligkeit der Ehe ein und im Gegensatze zu der sittlichen Fäulniss und Auflösung ist seine Auffassung eine strenge und beifallswürdige, aber nur um dieses Gegensatzes und dieser beredten Polemik willen, denn wenn man für die Ehe keineswegs Liebe, sondern nur Achtung und gewissenhafte Pflichterfüllung in Haushalt und Erziehung fordert, so ist diese Definition unsittlich. — Wie in Arnims „Armut, Reichtum, Schuld und Busse der Gräfin Dolores", büsst und sühnt Julie in den letzten Theilen des Romanes als pflichttreue Gattin die Fehltritte der Jugend, und krönt diese Sühne, indem sie für ihr Kind stirbt[81]).

---

80) *mérite*, Verdienst, verdienstvoll sind im damaligen Romane, im moralisierenden vor allen, sehr häufige Worte. Alle Richardsonschen Helden und Heldinnen haben viele *merits*. Dann bei Gellert, Hermes, La Roche u. s. w. Herder und seine Braut lachten sehr über das Lob der Herzogin von Zweibrücken, Caroline sei *de bien solides mérites*.

81) Rousseau sagt in einem Briefe über die von Malesherbes gegen einzelne Partien erhobenen Einsprüche: *Une dévote vulgaire, humblement soumise à son directeur; une femme qui commence par le libertinage et finit par la dévotion, n'est pas un objet assez rare ni assez instructif pour remplir un gros livre, mais un femme à la fois aimable, dévote, éclairée et raisonnable, est un objet plus nouveau et selon moi plus utile. C'est pourtant cette nouveauté et cette utilité que les retranchements exigés font disparaître: si Julie n'a point les sublimes vertus de Clarisse, elle a une vertu plus sage et plus judicieuse,*

Zu dieser moralischen Tendenz der zweiten Hälfte tritt eine nationalökonomische, indem das Leben in Clarens eine ideale Mustergutswirthschaft in Einrichtung, Tageseintheilung, Verhältniss zum Untergebenen darstellt.

Unpassend und ohne inneren Zusammenhang ist die religiöse Tendenz in den Roman hineingetragen. Julie ist die fromme Christin, Wolmar wie St. Lambert der kalte Gottesleugner. Aber Julie ist keine unduldsame *dévote de profession*, denn Rousseau hasst die Orthodoxie[82]). Ich weiss nicht, ob ein neuerer, geistvoller lutherischer Apologet das Recht hat, sich besonders oft auf Rousseausche Aussprüche, aus dem „Emil" zumeist, zu berufen. Rousseaus Ansichten sind entschieden unchristlich. Sein Gemüth fühlte ein dringendes Gottesbedürfniss; mit den kalten Deisten konnte er so wenig gehen, wie mit St. Lambert und Genossen. Er wollte Befriedigung für sein Herz, nicht für seinen Verstand. Auch von seinem Gott gilt, was Goethe sagt „wie jeder Mensch, so ist sein Gott" und Rousseau selbst hat ausgesprochen: „Im allgemeinen machen die Gläubigen ihren Gott nach sich selbst". Als bei einem Diner im Salon der Quinault St. Lambert nach einigen Witzeleien hinwarf, der Glaube an ein ewiges Wesen sei der Keim aller Narrheiten, erhob sich Rousseau und schrie: „Meine Herren, ich gehe, wenn Sie

qui n'est pas soumise à l'opinion; si on lui ôte cet équivalent, il ne lui reste qu'à se cacher devant l'autre; quel droit a-t-elle de se montrer (Oeuvres et correspondance inédites de J. J. Rousseau publiées par Streckeisen-Moultou p. 390).

82) Rousseau an Vernes (Juni 1761): die Absicht sei *d'apprendre aux philosophes qu'on peut croire en Dieu sans être hypocrite, et aux croyans qu'on peut être incrédule sans être un coquin. Julie, dévote, est une leçon pour les philosophes, et Wolmar, athée, en est une pour les intolérans.* An Duclos 1760 über Wolmars Person: *À Dieu ne plaise que je veuille ébranler cet arbre sacré que je respecte et que je voudrois cimenter de mon sang; mais j'en voudrois bien ôter les branches qu'on y a greffées et qui portent de si mauvais fruits.*

noch ein Wort sagen. Wenn es eine Feigheit ist zu dulden, dass man über den abwesenden Freund schlecht spricht, so ist es ein Verbrechen zu dulden, dass man von seinem Gott schlecht spricht, der anwesend ist, und ich, meine Herrn, ich glaube an Gott..... Die Idee eines Gottes ist nothwendig zum Glücke." Was er in Heloise und Emil über Religion sagt, ist zwar keine Apologie des Christenthums, aber die Reaction des Herzens gegen die ausschliessliche Herrschaft des Verstandes. Innerliche Vertiefung, nicht äusserer Cult wird gefordert; wie im Pietismus ein *principe intérieur* aufgestellt. Auch pantheistische Elemente dringen ein. Rousseau wusste wohl, dass in dem Glaubensbekenntnisse der sterbenden Julie, welches er für wesentlich identisch mit dem des savoyischen Vicars erklärt, vieles revolutionär erscheinen und Anstoss erregen musste; als aber Herr v. Malesherbes dasselbe ausmerzen wollte, rief er entrüstet: „will Herr von Malesherbes, dass ich meinen Glauben verleugne?" — Ob Wolmar schliesslich bekehrt wird, erfahren wir nicht deutlich[83]). Jedesfalls hätte Rousseau besser gethan, seine Ansichten etwa in einem offenen Briefe an die Encyclopädisten niederzulegen, als seinen Roman um Bekehrungsversuche und Auseinandersetzungen zu verlängern, bei denen St. Preux den müssigen, unbetheiligten Zuhörer abgiebt[84]).

83) Als Vernes diese Ungewissheit rügte, antwortete Rousseau (s. o.): *sa conversion y est indiquée avec une clarté qui ne pouvoit souffrir un plus grand développement sans vouloir faire une capucinade.*

84) Zum Schlusse sei noch bemerkt, dass Rousseau im geraden Gegensatze zu Richardson die für den Roman aufgekommene Mode, moralische Belehrungen im Gewande der Dichtung an die weibliche Jugend zu richten, die gekrönte Tugend zur Nachfolge, Fehltritte und Verführungen zur Warnung zu schildern, verwirft und verspottet. Er sagt: *on a voulu rendre la lecture des romans utile à la jeunesse, je ne connois point de projet plus insensé: c'est commercer par mettre le feu à la maison pour faire jouer les pompes.*

Liebesleidenschaft.

Fichte nennt den Geist des achtzehnten Jahrhunderts Egoismus und meint damit das Schwelgen und gänzliche Aufgehen im Persönlichen. Es mangelt den Menschen an Gemeininteresse und kräftiger bürgerlicher und politischer Thätigkeit, es mangelt klare Umsicht und verständiges Urtheil; alle kehren den Blick nach innen und Gemüth und Seele sind die Hauptorgane ihrer Bedürfnisse. Man stellt andere Anforderungen an die Menschen als bisher, und misst die Charaktere nach neuen Normen. Seelische Weichheit, feine Empfindung, schöne Gedanken, nicht verständige Erfahrung und energisches Handeln sind die Vorzüge, die man von dem verlangt, der sich über die gemeinen Geister erheben will. „Empfindlich" „empfindsam" „fühlbar" „schöne Seele" sind die Ehrentitel, nach denen man strebt. Die grosse Voraussetzung für die sogenannte empfindsame Periode ist der Pietismus. Er hatte die Gemüther dazu vorbereitet. Der Pietismus, welcher das innere Leben, nicht das äussere, den Seelencultus und eine an mystischen Vorstellungen von seelischer Brautschaft reiche Religiosität pflegte, liess die Menschen sich in sich selbst versenken und der Aussenwelt den Rücken zukehren. Er konnte keine starken Charaktere erziehen, sondern nur zarte Sentimentalität, Gemüthsweichheit und Gefühlsseligkeit hervorrufen und fördern. Religion und Liebe, Uebersinnliches und Sinnliches mischt sich in ihm. Deshalb dringt in die enthusiastischen Freundschaften und Liebesverhältnisse des vorigen Jahrhunderts immer ein religiöser Beigeschmack. „Engel Gottes" „Held Gottes" „Heiliger des Herrn" „Himmlischer" „liebe Seele" u. s. w. werden die Anreden in den empfindsamen Briefwechseln. Die Wertherstimmung fliesst, wenn wir bis zur Quelle zurückgehen, aus dem Pietismus[85]).

85) Die Wertherstimmung verfeinert die Sitten; Matthisson erzählt, die

Was für die deutschen Dichter der Pietismus wird, wird Rousseau nicht von aussen nahe gebracht, sondern liegt in seinem Charakter. Auch er schwelgt im Persönlichen, auch er treibt den Cultus des Herzens und vertritt ein *principe intérieur*. Wer ihm gefallen will, muss *l'âme belle et le coeur sensible et tendre* haben.

Aber bei Rousseau und Goethe wird die matte Flamme der Empfindung zum helllodernden Feuer der Leidenschaft. Die Wünsche des Herzens verlangen ungestüm nach Befriedigung und kennen keine Schranken. Welch ein Gegensatz in Behandlung des Seelischen zu frommen Dichtern, wie Richardson und dem pietistischen Gellert. Des letzteren Personen lieben wie rechtschaffene Philister; Lovelace und Boody sinnlich als Roués, Henriette Byron und Grandison kühl und verständig, und wahre Leidenschaft lebt selbst in Clementina nicht. Die Poesie der Liebe und die grosse Leidenschaft haben erst Rousseau und Goethe im Romane verherrlicht. Zunächst müssen wir einige äusserliche Unterschiede für die Liebesleidenschaft der Neuen Heloise und des Werther bezeichnen. St. Preux' Liebe wird anfangs getheilt und befrie-

Rohheit und Verwilderung in Treiben und Rede der Studierenden sei geschwunden „keineswegs durch Lehren vom Katheder und Exempel im Lebenskreise, sondern durch die drei Romane: Werther, Siegwart und Sophiens Reise, deren Lesung unter den jungen Leuten an der Tagesordnung war, und eine merkwürdige Sittenreform hervorbrachte. Nur wegen der moralisch-gleichen Wirkungen konnten diese ästhetisch-ungleichen Geisteswerke hier neben einander gestellt werden." Wie anders lautet Gözes Urtheil. Matthisson erzählt weiter, die Schüler von Kloster-Bergen hätten Minnegedichte an Lotte, Mariane, Julie verfasst, Briefe an Miller und Hermes geschrieben. Als Abt Jerusalem mit seinen Töchtern den Abt Resewitz besucht habe, sei für jeden ein „beneidenswerthes, unvergessliches Glück" gewesen, die „Schwestern Werthers" zu sehn. Goethe habe keinen Selbstmord angestiftet, sondern dazu getrieben „sich näher mit Mutter Natur und ihren Schoosskindern Homer und Ossian zu befreunden" (Selbstbiographie. Deutsche Lehr- und Wanderjahre I. S. 47 ff. Berlin 1873).

digt und nur die Standesunterschiede machen sie tragisch; erst später liebt er — aber die Leidenschaft hat an Glut verloren — die Frau eines anderen. Werther liebt, als wir ihn kennen lernen, nicht, nur dass die verheilende Wunde früherer Verhältnisse in ihm eine grosse Weichheit gelassen hat. Dann sehen wir seine Liebe erwachen, wachsen und zur vernichtenden Leidenschaft werden. Bei Rousseau Decrescendo, bei Goethe Crescendo; bei Rousseau wird die Temperatur immer kühler, bei Goethe immer wärmer.

Die *sensibilité* der Seele ist St. Preux' Glück und Unglück. „Welch ein verhängnissvolles Geschenk des Himmels ist eine empfindsame Seele!" sagt er selbst. Er ruft „o, dies Herz, das auf Erden seines Gleichen nicht hat!" Das Herz empfängt nur von sich selbst Gesetze. Ohne das Herz ist jede Handlung, jede Verbindung leer und nichtig; gegen das Gebot des Herzens giebt es keine Einsprache. „Die wonnige Vereinigung des Gefühles" fragt nicht nach dem Leben einer Mutter, nicht nach dem Leben der Liebenden, nicht nach dem Bestande der ganzen Welt. Das Gefühl adelt und beseligt das Leben: „O Gefühl, Gefühl! Süsse Quelle meines Lebens! was ist das Eisenherz, das du nie berührt hast? Was der elende Sterbliche, dem du niemals Thränen entlocktest?" Der grösste Reiz des Lebens ist „die süsse Verbindung zweier Seelen". Juliens und St. Preux' Seelen sind Eins. Julie schreibt: „Komm doch, Seele meines Herzens, Leben meines Lebens, komm und vereinige dich mit dir selbst" und St. Preux „du kannst meinem Herzen nicht entgehen; hat es nicht mit deinem Hochzeit gehalten?" oder „unsere Herzen würden sich an den beiden Polen der Erde berühren." Wenn man sie trennte oder halbierte, würden sie zu einander streben[86]). Mylord Eduard rühmt die Liebenden: „Ihre beiden

86) Vgl. die schöne Rede des Aristophanes in Platos „Gastmahl". Rousseau las viel im Plato.

Seelen sind so ausserordentlich, dass sie mit den gewöhnlichen Regeln nichts gemein haben." — St. Preux' Herz ist krank. *Mon coeur malade* u. a. sind häufige Ausdrücke. Er „tröstet sich in seinem Schmerz wie ein Verwundeter" und fühlt bei aller Pflege und Nachgiebigkeit gegen das kranke Herz, dass „die Wunde heilt, aber die Narbe bleibt".[87])

Die „Fühlbarkeit" des Herzens ist der hervorstechendste Zug an Werther. „Dies Herz" ruft er mit derselben Emphase, wie St. Preux sein *ce coeur*. „Gewiss ist's, dass unser Herz allein sein Glück macht!" oder (S. 81) „dies Herz, das doch mein einziger Stolz ist, das ganz allein die Quelle von allem ist, aller Kraft, aller Seligkeit und alles Elends. Ach, was ich weiss, kann jeder wissen — mein Herz hab ich allein." Sein und Lottens Herz schlägt „sympathetisch". Sein Herz ist „ungleich" „unstet". Er verzieht es: „auch halt ich mein Herzchen wie ein krankes Kind, all sein Wille wird ihm gestattet" (S. 67) oder „ich thu ihm seinen Willen" (S. 83). Vgl. S. 30[88]). Wie St. Preux einmal sein Herz mit einem Ballon vergleicht, spürt Werther eine „entsetzliche

87) Uhland schreibt im November 1810 in Paris unter dem frischen Eindruck der Lectüre: „die neue Heloise ist vielleicht das Höchste, was nicht die Gluth der Phantasie, aber die Gluth des Herzens hervorgebracht hat" Ludwig Uhlands Leben von seiner Wittwe S. 71.

88) An Friederike schreibt Goethe ganz ähnlich: „Wir andern mit denen verwöhnten Herzchen, wenn uns ein bischen was leid thut, gleich sind wir mit der Arznei da und sagen: Liebes Herzchen, sei ruhig, du wirst nicht lange von Ihnen entfernt bleiben, von denen Leuten, die du liebst, sei ruhig, liebes Herzchen! und dann geben wir ihm inzwischen ein Schattenbild, dass es doch was hat, und dann ist es geschickt und still wie ein kleines Kind, dem die Mutter eine Puppe statt des Apfels gibt, wovon es nicht essen sollte" (Schöll Briefe und Aufsätze von Goethe aus den Jahren 1766—1786 S. 51 ff.); aus Weimar an Merck: „Lenz ist unter uns wie ein krankes Kind, wir wiegen und tänzeln ihn und geben und lassen ihm vom Spielzeug was er will".

Lücke in seinem Busen. Die Erinnerung an vergangene Freuden und Leiden macht sein Herz ersticken; er fühlt ein inneres unbekanntes Toben, das seine Brust zu zerreissen droht, das ihm die Gurgel zupresst.

Was Rousseau unter Liebesleidenschaft versteht, lehren uns St. Preux' Worte: „wahre Liebe ist ein verzehrendes Feuer". Die liebende Seele interessiert das ganze Weltall für seine Leidenschaft. Enthusiasmus, Abgötterei *(idolâtrie)*, Trunkenheit, Verzückung *(ivresse et délire)*, „göttliche Verirrungen der Vernunft, glänzender, erhabener, stärker, besser, als die Vernunft selbst" unterscheiden wahre Liebe von blosser Neigung. Die Liebe ist die „wonnige Quelle des Seins". Das „wahnsinnige Vorurtheil eines barbarischen Vaters" sollte die Bestimmungen des gemeinsamen Vaters durchkreuzen dürfen? „Diese schönen Seelen gingen für einander aus den Händen der Natur hervor" sagt Bomston zum Baron und St. Preux schreibt der Geliebten: „ein ewiger Beschluss des Himmels hat uns für einander bestimmt; das ist das erste Gesetz, dem man gehorchen muss." Er kann seiner Liebe nicht ledig werden, wenn Julie nicht aufhört so schön zu sein, als sie ist, ihre Augen nicht abwendet, all ihrer Reize, ihrer blonden Locken sich nicht beraubt. Er lechzt wie Tantalus: „müssen meine Augen unablässig die Reize verschlingen, denen mein Mund nie zu nahen wagt" u. s. w. Er muss sie täglich sehen. Sie belebt ihm die Gegend. Sie breitet auf alle ihr nahen Gegenstände einen Theil des Zaubers ihres Wesens aus. Die Welt ist für ihn in zwei Regionen getheilt: die eine, wo Julie nicht ist, die andere, wo sie ist: Diese allein ist bewohnt, der Rest des Alls leer. Fern von ihr in Paris klagt er: „Die Sonne geht auf und giebt mir nicht mehr die Hoffnung dich zu sehen; sie geht unter und ich habe dich nicht gesehen: meine freudlosen Tage verrinnen in

einer langen Nacht.“ Er empfindet die Wollust des Schmerzes: „es ist eines von den Wundern der Liebe, dass sie uns Vergnügen im Leiden finden lässt.“ Von seiner Reise um die Welt kommt er liebend zurück. Zwar siegt die Pflicht, aber er muss Wolmar beneiden; kennzeichnet es doch beide Romane, dass nicht der wahre Liebende glücklich wird.

Bevor Werther Lotten kennen lernt, sagt er, es sei mit der Kunst, wie mit der Liebe: sie verlange den Menschen ganz. Nur der Philister könne seine Zeit zwischen Liebe und Berufsgeschäften sogleich theilen. Hierin liegt später der Unterschied zwischen Alberts Liebe, „der ruhigen Treue eines rechtschaffenen Mannes“, der vor allem seinen Amtspflichten nachgeht, und Werthers allumfassender, verzehrender Leidenschaft, der die Welt ohne Liebe nur eine Zauberlaterne ohne Licht ist. Seit er Lotten kennt, kümmert er sich nicht um „Sonne, Mond und Sterne“, um Tag, noch Nacht. „Ich werde sie sehen“ ist der Gedanke, der alle anderen verschlingt. Wahlheim ist für ihn „Welt“ und „Himmel“. Er hat keinen Willen mehr; das Märchen vom Magnetberg wird an ihm wahr. Er geizt nach einem Blick der „schwarzen Augen“, die ihm wohl thun, die „in seiner Stirne, wo die innere Sehkraft sich vereinigt“ stehen: „mach ich meine Augen zu, so sind sie da; wie ein Meer, wie ein Abgrund ruhen sie vor mir, in mir, füllen die Sinnen meiner Stirne.“ Alles verschwimmt vor ihm. Schliesslich vernichtet die Leidenschaft jeden anderen Gedanken; sie allein bleibt, beherrscht und vernichtet Werther. Die Quelle aller Seligkeiten wird zur Quelle alles Elends. Frühere Lieblingsbeschäftigungen haben keinen Reiz mehr. Die heilige, belebende Kraft der Phantasie ist versiegt, die Freude an der Natur verdüstert. Er nennt sich selbst einen „versiegten Brunn“, einen „verlechten Eimer“. Lotte liebt ihn und darf ihm nur Mitleid beweisen.

Mit der Weichheit der Empfindung geht die Lust der Thränen Hand in Hand[89]). St. Preux sehnt sich nach den *larmes énivrantes,* die er einst mit Julie vergoss. Empfindsame Freunde und Freundinnen in Deutschland luden einander zu Küssen und Thränen ein. Bei Miller gar hat das meist ganz grundlose Weinen kein Ende. Auch Werther findet in den Thränen eine gewisse Wollust, *the joy of grief.* Sein warmer Antheil an allem, sein „Uebergefühl" macht sich in Thränen Luft. Fern von der Geliebten sehnt er sich nach „Einer seligen thränenreichen Stunde". Er bittet Gott um Thränen „wie ein Ackersmann um Regen, wenn der Himmel ehern über ihm ist, und um ihn die Erde verdürstet." Und vor seinem Tode gewährt ihm Gott „das letzte Labsal der bittersten Thränen".

Wie Liebe und Naturgefühl (s. u.), so vermengen sich bei Rousseau und Goethe Liebe und Religion. Wahre, grosse Liebesleidenschaft muss zur Abgötterei werden. So sagt Rousseau in der zweiten Vorrede: „Wenn die Leidenschaft ihren Gipfel erreicht hat, sieht sie ihren Gegenstand im Lichte der Vollkommenheit; sie macht ihn zu ihrem Abgotte, versetzt ihn in den Himmel und wie fromme Ueberschwänglichkeit die Sprache der Liebe borgt, so borgt die Ueberschwänglichkeit der Liebe die Sprache der Andacht. Sie sieht nur noch das Paradies, die Engel, die Tugenden der Heiligen, die Wonne des himmlischen Aufenthaltes." St. Preux nennt Julien *mon ange, ange du ciel, âme céleste, divine;* sie ihn

89) Caroline Flachsland schreibt im Juni 1771 über ein Zusammensein mit Merck, Leuchsenring, Wieland und Gleim an Herder: „Er weinte eine Freudenthräne, und ich, ich lag mit meinem Kopfe auf Mercks Busen; er war ausserordentlich gerührt, weinte mit, und — ich weiss nicht alles, was wir gethan. O süsse Thräne meines Lebens! im Arme der Freunde geweint! o süsse Thränen der Freundschaft, wie göttlich seid ihr!" — S. Goethes Gedichte „Wonne der Wehmuth" und „Trost in Thränen".

mon pénitent, mon apôtre. Der Gang zur Hütte, wo sie sich treffen, ist ihm *un pélérinage,* ihre Stube ein „Heiligthum", sein Herz ein „unverletzlicher Heiligenschrein, worin sie wohnt". Wie die Gottheit ihr Glück aus sich selbst gewinne, so das liebende Herz aus seinem Gefühle. Wenn der Himmel sie auf der Erde nicht eine, würden sich ihre Herzen „in dem ewigen Aufenthalte" vereinigen[90]).

In Deutschland brachte der Pietismus diese Vermengung[91]), wie einst Mystik und Liebespoesie in gegenseitiger Wechselwirkung standen. Deutlich zeigt sich in Klopstocks Oden, in denen der regste Unsterblichkeitsglaube und überirdische Schwung weniger die irdische Liebe, als die Seligkeit der Liebenden, und die Palmen der Vollendeten im Jenseits preist. Ich citiere aus der Ode „an Fanny":

Dann wird ein Tag seyn, den werd ich auferstehn!
Dann wird ein Tag seyn, den wirst du auferstehn!
Dann trennt kein Schicksal mehr die Seelen,
Die du einander, Natur, bestimmtest.
Was in der Zeiten Lauf jetzt misklingt,
Tönet in ewigen Harmonien.
Wenn du dann dastehst jugendlich auferweckt,
Dann eil ich zu dir! säume nicht, bis mich erst
Ein Seraph bey der Rechten fasse,
Und mich, Unsterbliche, zu dir führe. U. s. w.

Zur Lächerlichkeit affectiert zeigt sich diese Vermischung in Lavaters Freudesbriefen. Sehr lebhaft in dem Briefwechsel

90) Ein Brief Mirabeaus an seine Geliebte vom Juni 1779 beginnt: *Une sainte dont je ne connais du tout point la fête, quoique j'y sois bien dévot, c'est sainte Sophie. Pour moi, je crois que ta patrone a honte d'être au ciel depuis que tu es sur la terre et que tu l'as corrigée de sa sainteté. Ah! je n'ai qu'une divinité, et c'est mon amante qui est l'objet de mon culte.*

91) *De l'Allemagne* I 3: *L'amour est une religion en Allemagne, mais une religion très-poétique, qui tolère trop volontiers tout ce que la sensibilité peut excuser.*

zwischen Herder und Caroline. „Du Engel Gottes“ „o du Heiliger des Herrn“ „Engel“ „süsses Marienbild“ sind häufige Anreden. Caroline schreibt von Herder: „ein Himmlischer in Menschengestalt stand vor mir“ oder „ach könnte ich so dein Herz und Seele in mich prägen, Engel Gottes“; Herder spricht von Carolinens „heiligem Fuss“ und bekennt, ihr Bild solle ihm „das süsseste Sacrament“ sein. Er schliesst seine Briefe mit dem Rufe „Hosianna in der Höhe“ oder „Kyrie Eleison!“ Vgl. noch Nachlass III S. 345, 367, 387, 417 u. oft. Leisewitzs Blanca klagt in ihrer Zelle: „Ich kann nicht weiter, meine Andacht ist Sünde..... Ach, ich habe schon einmal das Entzücken der Andacht gefühlt, sie ist mit der Liebe die erste Empfindung unserer Natur. — Und sind sie nicht verwandt, verschiedene Gesänge auf eine Melodie?“ Aehnlich Luise Millerin: „Ich wusste von keinem Gott mehr, und doch hatt' ich ihn nie so geliebt“ — darauf Klopstockisch und Rousseauisch: „Ich entsag' ihm für dieses Leben. Dann, Mutter, dann, wenn die Schranken des Unterschiedes einstürzen — wenn von uns abspringen all die verhassten Hülsen des Standes — Menschen nur Menschen sind —.“[92]) Ohne jede Affectation, aber nicht ohne Ueberschwänglichkeit finden wir die Erscheinung in Goethes Werther. Als Malchen sich, von ihm geküsst, am Brunnen wäscht, denkt er an die Taufe. Lotte heiligt, was sie berührt. Er hat „kein Gebet mehr als an sie“. Nachts kniet er vor den Blumen, die sie ihm einmal geschickt hat und schreibt: „Aber, ach! diese

92) Sehr überspannt scheint, wenn Schiller, der mit Göschen und Huber in einer sächsischen Dorfschenke(!) Wein getrunken, an Körner schreibt: „Deine Gesundheit wurde getrunken. Stillschweigend sahen wir uns an, unsere Stimmung war feierliche Andacht..... ich dachte mir die Einsetzung des Abendmahles ‚dieses thut, so oft ihr's trinket, zu meinem Gedächtniss.' Ich hörte die Orgel gehen und stand vor dem Altar.“

Eindrücke gingen vorüber, wie das Gefühl der Gnade Gottes allmählich wieder aus der Seele des Gläubigen weicht, die ihm mit ganzer Himmelsfülle im heiligen sichtbaren Zeichen gereicht ward.“ In einem Goetheschen Briefe an Kestner heisst es (Goethe und Werther S. 110): „ich möchte gern wieder etwas für sie, was von ihr in Händen haben ein sinnliches Zeichen wodurch die geistliche unsichtbaare Gnadengüter u. s. w. wies im Cathechismus klingt“ und ein ander Mal (S. 149): „Auf den Charfreytag wollt ich heilig Grab machen und Lottens Sillhouette begraben“[93]). Liebe und Unsterblichkeitsgedanken verschmelzen in Klopstocks Art. — Auch Werthers Heimatsliebe ist religiös gefärbt: er besucht seine Vaterstadt mit der Andacht eines Pilgrims. —

Rousseau war von Kindheit an ein Mensch von der entzündlichsten Sinnlichkeit. Er erklärt einmal ganz offen, eine Frau ohne volle Formen sei in seinen Augen kein Weib. Nur mit der grössten Anstrengung konnte er der Gräfin Houdetot gegenüber seine Begierden zügeln. Von einer so angelegten Natur können wir erwarten, dass wenn er Liebesleidenschaft schildert, eine sinnliche Beimischung nicht mangle. Und wer wahre, heisse Liebesleidenschaft schildern will, kann die Sinnlichkeit nicht ganz zurückdrängen. In der Heloise fühlen St. Preux und Julie ihre Liebe sofort als Gift; gleich im Anfange glaubt sich Julie vor die Alternative: *innocence* oder *déshonneur* gestellt, sie fühlt sich willenlos fortgerissen und nennt ihren Geliebten *vil séducteur, ennemi.* Auf ihre Festigkeit bauend, hat sie ihm im Bosquet einen Kuss gestattet,

93) Werther S. 73 „ich wartete auf Nachricht, wann euer Hochzeitstag sein würde, und hatte mir vorgenommen, feierlichst an demselben Lottens Schattenriss von der Wand zu nehmen und sie unter andere Papiere zu begraben.“ Goethe hatte Lottens Silhouette in Frankfurt über seinem Bett hängen.

aber, schreibt sie, „ein Augenblick, ein einziger Augenblick entzündete meine Sinne in unauslöschlichem Feuer“ und sie fühlt ihre Tugend sterben. Ihre Leidenschaft wird durch die äusseren Hindernisse zur Sinnlosigkeit. Der Fehltritt wird als ein nothwendiges, unwiderstehliches Geschick hingestellt. *Ivresse, délire, trouble des sangs* und andere Wendungen bezeichnen die gänzliche Unfreiheit des Willens. Sie geniessen, feiern die „Hochzeit“. Die höchste Leidenschaft und gleichsam das Zittern der Sinnlichkeit hat Rousseau in der Scene mit gefährlicher Virtuosität geschildert, wo St. Preux in der Kammer auf Julie wartet. Aber sie gehen aus dem Genusse tieftraurig hervor. „Ich leide und vergehe vor Schmerz am Busen der höchsten Seligkeit“ klagt St. Preux, und Julie: „unsere Feuer haben die göttliche Glut verloren, die sie früher belebte, indem sie dieselben läuterte, wir haben den Genuss gesucht und das Glück ist weit von uns geflohen.“ Sie sind nur noch „gewöhnliche Liebende“. Reue und Schmerz sind ergreifend geschildert, und Rousseau wollte gewiss nicht einer frechen Sinnenlust das Wort reden, wenn man gleich zugeben muss, dass die glühenden Schilderungen, die er giebt, Gefahr in sich bergen. Sie denken an eine öffentliche Erklärung ihrer Verbindung, denn nach ihrer Auffassung haben sie „frei das heiligste Band geschlossen“ — es ist unmöglich. Sie fürchten nicht die Folgen des Genusses, im Gegentheil schreibt St. Preux „O, wenn du bald mein Sein verdreifachen könntest! wenn bald ein angebetetes Pfand .... Schon zu getäuschte Hoffnung, solltest du mich nochmals betrügen .... O Wünsche! o Sorgen! o Rathlosigkeit! Süsse Freundin meines Herzens, lass uns leben, um uns zu lieben, und mag der Himmel für das Weitere sorgen.“ Julie hofft Mutter zu werden, aber, wie in den „Wahlverwandtschaften“ das Kind die Zeichen des doppelten Ehebruchs trägt, so versagt

der Himmel dieser verbrecherischen Vereinigung die Erfüllung. Es heisst klar: „der Himmel verwarf die im Verbrechen gefassten Plane“. Julie sühnt als Gattin, was sie als Mädchen gefehlt. Der Ehebruch wird auf das Schärfste verdammt. Als St. Preux noch vor der Ehe sophistisch schreibt: überall wird der Ehebruch spielend behandelt, sollen wir besser sein als alle anderen? der Gatte erfährt es nicht und ungesehene Beleidigung ist keine, — weist ihn Julie entrüstet zurück. — St. Preux' Briefe sind reich an sinnlichen Momenten. Er schreibt von seinen Träumen; er küsst Juliens Bild: „fühlst du nicht dein reizendes Antlitz von den Thränen der Liebe und Trauer überschwemmt? fühlst du nicht deine Augen, deine Wangen, deinen Busen gedrückt, gepresst, mit meinen heissen Küssen bedeckt? fühlst du dich nicht ganz entflammt von dem Feuer meiner brennenden Lippen?“ Aber diese Sinnlichkeit wird stellenweise zur Lüsternheit: so in dem 23. Briefe und in Juliens Antwort darauf. Lotte ist ein häuslich erzogenes deutsches Mädchen, während die Jugenderziehung Juliens und Claires von einer etwas frivolen Bonne geleitet worden ist. Claires leichter Sinn und munterer Ausdruck streift manchmal an die Frivolität des Pariser Salons. „Wir wollen lieber von Heirat, als Tod sprechen, das ist amüsanter“ klingt leichtfertig, oder: „wenn ich Kinder aus zweiter Ehe hätte, würde ich mich für die Grossmutter derer aus der ersten halten“ oder, wenn sie sagt, sie müsse als junge Wittwe fühlen „dass die Tage nur die Hälfte des Lebens sind“[94]).

Es muss uns in der Heloise verletzen, dass die sinnlichen Ergüsse, welche der Liebende niederschreibt, an die Geliebte gerichtet sind. Im Werther ist dies nicht der Fall. — Eine Berührung mit Lotte „läuft ihm durch alle Adern“; er glaubt

94) Vgl. die zweite und die letzte Strophe im Liede der Philine („Ist die Nacht das halbe Leben und die schönste Hälfte zwar“).

zu versinken, wenn ihr himmlischer Odem ihn streift. Er sucht sie Morgens beim Erwachen, Nachts, wenn ein Traum ihn umfängt und täuscht, als ob er sie mit tausend Küssen bedecke. Und wieder träumt er: „Diese Nacht, ich zittere es zu sagen, hielt ich sie in meinen Armen fest an meinen Busen gedrückt und deckte ihren lieben lispelnden Mund mit unendlichen Küssen; mein Auge schwamm in der Trunkenheit des ihren! Gott! bin ich strafbar, dass ich auch jetzt noch eine Seligkeit fühle, mir diese glühenden Freuden mit voller Innigkeit zurück zu rufen?“ Dem *trouble des sangs* entspricht der häufige Ausdruck: „die Sinnen verwirrten sich.“ Diese Verwirrung ist uns nach der Ossianperiode glutvoll geschildert: „Ihre Sinnen verwirrten sich, sie druckte seine Hände, druckte sie wider ihre Brust, neigte sich mit einer wehmüthigen Bewegung zu ihm, und ihre glühenden Wangen berührten sich. Die Welt verging ihnen. Er schlang seine Arme um sie her, presste sie an seine Brust und deckte ihre zitternde, stammelnde Lippen mit wüthenden Küssen.“ Lotte entzieht sich ihm; er sieht sie nicht wieder, aber er fühlt noch das heilige Feuer auf seinen Lippen fortbrennen.

Manche Stellen zeigen eine nähere Verwandtschaft, so dass vielleicht bei der einen oder anderen bewusste oder unbewusste Reminiscenz im Spiele war. St. Preux und Werther können nicht andere Leute über die Geliebte reden hören. Sie werden in Gesellschaft verlegen. St. Preux schreibt gleich im Anfange: „hundertmal des Tags bin ich versucht mich zu Ihren Füssen zu werfen“ — Werther beginnt einen Brief (S. 92): „Wenn ich nicht schon hundertmal auf dem Punkte gestanden bin, ihr um den Hals zu fallen!“ Sie haben keine Ruhe zum Schreiben, nehmen die Feder dreimal und legen sie wieder weg. St. Preux findet die Vertraulichkeiten eines halben Verhältnisses grausam und ruft: *ces cruelles familia-*

rités; ganz ähnlich Werther (S. 39): „ihre Unschuld, ihre unbefangene Seele fühlt nicht, wie sehr mich die kleinen Vertraulichkeiten peinigen". St. Preux beneidet jeden, der Julien sieht, er beneidet vor allen den Gatten und fühlt wie Werther: „warum muss ein Mann, den ich lieben muss, Juliens Gatte sein?" Mit Bitterkeit sieht er beide in ihr Schlafgemach treten, wie Werthern ein Schauder ergreift, wenn Albert seinen Arm um Lottens schlanken Leib legt. Sie machen sich Vorwürfe. St. Preux: „O, wenn je der Liebende sich vor dir vergisst.....!" „was ich sollte diesen lieben Frieden stören!.... Ich könnte so schwach sein?..." Juliens Person ist ihm „ein heiliges Pfand" — Werther: „Wenn ich mich jemals unterstehe diesen Himmel, dieses Vertrauen —!..... Nein, mein Herz ist so verderbt nicht! Schwach! schwach genug! — Und ist das nicht Verderben!" dann „Sie ist mir heilig. Alle Begier schweigt in ihrer Gegenwart."

Unpassend, ja absurd ist es, dass Rousseau, durch sein moralisches Princip verführt, schon in dem ersten moralisch doch gar nicht strengen Theile dann und wann eine Verherrlichung der Tugend anstrebt[95]). Julie ist zwar noch nicht die spätere *femme pieuse et chrétienne,* aber St. Preux redet sie an *sage et vertueuse Julie,* sie ihn *mon respectable ami.* Wir werden an die gespreizten Titulaturen wie „tugendsame Jungfer" u. dergl. erinnert. Poetischer freilich sind die Anreden: *âme céleste, divine Julie,* abgeschmackt der Satz: „Wie Sie die Schönheit der Engel haben, so haben Sie ihre Reinheit." Einmal wird aber auch St. Preux die *vertu* zu

95) Wir begreifen, dass eine Mad. Pompadour spotten konnte: *Quelle maussade créature que cette Julie! Combien de raisonnements et de babil vertueux pour coucher enfin avec un homme!* Ich entlehne diese Stelle aus Hettner a. a. O. S. 456.

viel und er ruft verwünschend: „Tolle, unmenschliche Tugend!“[96]).

Naivetät der Empfindung gebricht der Heloise völlig, während sie dem Werther zur grössten Zierde gereicht. Treffend nennt Lavater Goethen den „naivsten Sentimentalist“. Als der Bediente von Lotten wiederkommt, ist es Werthern wie mit dem bononischen Stein, der die Sonnenstrahlen in sich zieht und Nachts leuchtet: „Das Gefühl, dass ihre Augen auf seinem Gesicht, seinen Backen, seinen Rockknöpfen und dem Kragen am Sürtout geruht hatten, machte mir das all so heilig, so werth! Ich hätte in dem Augenblicke den Jungen nicht vor tausend Thaler gegeben. Es war mir so wohl in seiner Gegenwart“[97]). So fällt es ihm schwer, den Anzug abzulegen, in dem er Lottens Bekanntschaft gemacht hat. Er ist in der Kestnerschen Wohnung allen Meubles, sogar dem Dintefass befreundet (S. 92). Als sie eines Abends beim Abschied zu ihm gesagt hat „Adieu, lieber Werther“, schreibt er: „ich hab's mir hundertmal wiederholt, und gestern Nacht ..... sagt ich so auf einmal: Gute Nacht, lieber Werther! und musste hernach selbst über mich lachen.“ Oft schreibt Goethe aus Frankfurt, er habe sich vor dem Schlafengehn

96) *Vertu* ist stereotyp in den Briefen der Houdetot an Rousseau *(J. J. Rousseau ses amis et ses ennemis corresp. publiée par Streckeisen-Moultou I).*

97) Vgl. „Goethe und Werther“ S. 213 (nach dem Erscheinen des Werther): „Goethe hat Frau Catrin Lisbet, seine alte Wetzlarer Strumpfwäschern, die in Frankfurt Dienst sucht, auf seine Stube geführt, wo jene die Silhouette von ihr „herzlieb Lottgen“ erblickt und erzählt, sie habe einst die kleine Lotte getragen. „Du kannst denken wie werth mir die Frau war und dass ich für sie sorgen will. Wenn Beine der Heiligen und leblose Lappen die der Heiligen Leib berührten, Anbetung und Bewahrung und Sorge verdienen, warum nicht das Menschengeschöpf das dich berührte, dich als Kind aufm Arme trug, dich an der Hand führte, das Geschöpf das du vielleicht um manches gebeten hast?“ u. s. w.

noch mit Lottens Schattenriss unterhalten, Stecknadeln von ihm geborgt u. s. w.

Werther kennt auch nicht die überschwänglichen Anreden. Wohl sagt er einmal (S. 74) „Engel des Himmels“ und einigemal „Engel“ allein, sonst aber einfach „Lotte“ „liebe Lotte“ „die liebe Frau“. Aus der Ziererei und Verschnörkelung der Zeit geht Goethe in die deutsche Vergangenheit zurück, wo ein schlichtes „lieb“ „herzlieb“ mehr sagte, als die neuen schwülstigen Beiwörter. „Die liebe Frau“ sagt Franz immer von Adelheid. Und wie einfach, aber poetisch und mannigfaltig sind die Namen, welche Goethe der Frau v. Stein giebt.

Schon die Zeitgenossen verglichen die heisse Liebesleidenschaft der Heloise und des Werther. Jacobi urtheilte in der empfindsamen Frauenzimmerzeitschrift „Iris“: „so brennende Wonnegluth hat die Seele des St. Preux nicht durchglüht“. Julie v. Bondeli schrieb im Januar 1775 an Usteri: *Mais revenons en à Goethe; lisez ses deux dernières productions, je vous prie, et voyez, si Shakespeare ne doit pas le croire son descendant par la première* (Götz), *et Rousseau le sien pour la seconde* (Werther). *Ce ne sont pas des imitations faibles ou manquées, ce sont des traits de génie charactéristique. Le drame m'a laissé une impression forte et agréable quoique tout soit mal allé; le roman m'a laissé une impression funeste à laquelle j'aime cependant à revenir.* Werther *est un St. Preux, plus ardent, plus sombre et plus* überspannt *encore que lui*[98]).

98) S. Bodemann „Julie von Bondeli“ S. 363. — Dieselbe Bondeli aber kann später Hottingers „Briefe von Selkof an Welmar“ (vgl. Appell S. 176 f.) dem Werther vorziehen. S. Bodemann S. 369 ff.

Natur.

1. Die Landschaft.

Rousseau ist für die Entwicklung des Naturgefühls im achtzehnten Jahrhundert epochemachend. Hatte man bisher mit den Frühlingsdichtern das Erwachen im Lenze, den Vogelsang, die Blumen, sanfte Flüsse und anmuthige Hügelketten gefeiert, so lenkte er durch die hinreissenden Schilderungen der Neuen Heloise den Blick auf die grossartige Majestät des Hochgebirges. Professor Friedländer in Königsberg hat uns im vorigen Jahre mit einer — abgesehen von der gänzlichen Nichtbeachtung der Humanisten, wie des Petrarca und des Aeneas Sylvius — vortrefflichen kleinen Schrift beschenkt „Ueber die Entstehung und Entwicklung des Gefühls für das Romantische in der Natur" (Leipzig, S. Hirzel). Ganz vereinzelt wird bis Rousseau einmal ein Wort zu Gunsten der Alpenlandschaft laut; man fand sie „erschröcklich", rauh, öde, und klagte über die Schwierigkeit des Ueberganges und die furchtbare Kälte. Klopstock richtete seinen Tubus lieber auf die Jungfrauen, als auf die Berge der Schweiz — auch auf die Ode „der Zürchersee" darf man sich kaum berufen — und Wieland hat in seinen so zahlreichen Schweizer Briefen keine Silbe der Bewunderung. Eine schlagende Belegstelle hat sich Friedländer entgehen lassen; ich meine den Bericht des Arztes Lowther über seine Passage der savoyischen Alpen in Richardsons Grandison (III. 39)[99]: „Hier (Pont Beauvoisin) sagten wir Frankreich Adieu und befanden uns in Savoyen, gleich bekannt wegen seiner Aermlichkeit

99) Naturschilderung war im Romane ausgeschlossen. Bei Gellert u. s. w. keine Spur. Hermes beschreibt Ein Mal einen Sonnenaufgang in wenigen Zeilen, entschuldigt sich aber wegen dieser Extravaganz und bittet Leser und Kritiker nicht zu glauben, er wolle nur „die Bogen füllen".

und felsigen Berge. Fürwahr es war ein gänzlicher Wechsel des Schauplatzes. Hinter uns liessen wir einen blühenden Frühling, der mit seinem Grün Bäume und Hecken an unserer Strasse belebte, und schon lächelten blumig die Auen. Die munteren Bewohner ordneten emsig ihre Marken, kappten ihre Bäume, beschnitten ihre Reben, pflügten ihre Felder: Aber als wir Savoyen betraten, zeigte die Natur ein sehr verschiedenes Gesicht, und ich muss gestehn, dass meine Lebensgeister sehr unter diesem Wechsel litten. Hier begann für uns der Anblick der nahen mit Schnee und Eis bedeckten Berge, wo trotz der vorgerückten Jahreszeit der starre Winter in gefrorener Grösse seine Macht festhielt. Und als wir in der Nacht vom 26ten nach St. Maurienne kamen, schien der Schnee uns den Uebergang streitig machen zu wollen, und schrecklich war die Stärke der ungestümen Winde, welche voll unsere Gesichter trafen..... Jeder Gegenstand, der sich hier zeigt, ist grenzenlos elend *(excessively miserable)*..... Savoyen ist eines der scheusslichsten Länder unter dem Himmel *(one of the worst countries under heaven)*!" Freilich muss man stets in Betracht ziehen, dass es damals keine bequemen Strassen und keine Hotels ersten Ranges gab. — Die poetische Naturmalerei verfolgte andere Ziele und hatte andere Traditionen, welche lange Zeit bestimmend blieben. Aber Friedländer scheint mir das Vorhandensein des Gefühls für die Grossartigkeit der Alpen allzu sehr beschränkt zu haben, wenn auch die poetische Verwerthung dieses Gefühles mangelt[100]). Lavater gieng jeden Abend mit Freunden auf

100) Andererseits will ich noch ein schlagendes Zeugniss dafür beibringen, dass viele erst durch Rousseau auf die Alpennatur aufmerksam wurden. So schreibt Möser nach der Lectüre der Heloise und des Emil an Abbt (1763): „Wenn Sie nun nach der Schweiz kommen: so bringen Sie mir doch so etwas mit; einige Ueberbleibsel von der Sündfluth, oder sonst ein Stück von den

die Zinne seines Hauses und liess „mit dem letzten Strahle der sinkenden Sonne über erröthete Schneegebirge sich stille Wonne ins Herz strömen," und F. L. Graf Stolberg hätte fünfzig Jahre früher gewiss ebenso begeistert in Reiseerinnerungen geschwelgt, wie er es 1775 in einem an Claudius gerichteten Briefe thut (S. Deutsches Museum Jänner 1776): „Grosse schweizerische Bilder steigen auf vor meiner Phantasey, ich durchreise noch einmal, mit meinem Bruder und Haugwitz, von Kanton zu Kanton, dieses Land der grossen Natur und der reinen Menschheit. Ich höre den Gotthard rauschen mit hundert Kataracten, sehe vom Gipfel des Rigi noch einmal die Sonne untergehen, über dreyzehn Seen, sehe den grünlichen von Felsen eingeschlossenen Wallenstädter See, in welchen sich, über Eschenbuschbehangene Klippen, silberne Ströme stürzen mit lautem Getöse, sehe die unbestiegnen, von ewigem Schnee bedeckten Alpen, besuche die Schlachtfelder, wo eine Hand voll Helden ganze Heere vertilgte, höre in fruchtbaren Thälern das Geläute der Heerden, von welchen

---

berühmten Alpen, woraus so viel Wesens gemacht wird ..... Sollten Sie auch dort am Fusse der Alpen eine Julie oder Sophie („Emil") finden, so lassen Sie sich von ihnen einen Salat mit den Fingern umkehren (vgl. Liane im „Titan") und verwahren mir davon ein recht grünes Blättchen. Treten Sie aber nicht auf die Alpen, um von der Höhe einen verachtenden Blick auf unser Westfalen zu werfen. Es giebt gute Leute überall und ein Mädchen aus dem *pays de Vaud* hat ihre Reizungen eben so gut als eine Pariserinn."

Goethe schreibt aus und über Rousseaus Lieblingslandschaft im October 1779 an Frau von Stein (I S. 264): „Den 23sten früh den schönsten Morgen. Jeder ist so schön, dass man glaubt, er sei schöner, als der vorhergehende. Wir fuhren nach Vevay, ich konnte mich der Thränen nicht enthalten wenn ich nach Meillerie hinübersah und den *dent de Chamant* und die ganzen Plätze vor mir hatte, die der ewig einsame Rousseau mit empfindenden Wesen bevölkerte" u. s. w. — Und gar Heinse an Gleim!

sich nähren die glücklichsten und besten Menschen, Menschen frey wie die Adler Gottes und einfältig wie die Tauben“[101]).

Rousseau selbst hat sich im vierten Buche der Bekenntnisse darüber ausgesprochen, was er „unter einer schönen Landschaft verstehe: „Dazu gehören Ströme, Felsen, Föhren, schwarze Wälder, Gebirge, schwierige Bergwege ab und auf, Abgründe zu beiden Seiten, die mir tüchtig Furcht machen. In der Nähe von Chambery hatte ich dieses Vergnügen und genoss es in seinem ganzen Reiz. Nicht weit von einem Absturz Pas de l'Echelle genannt, unterhalb der grossen durch den Fels gesprengten Strasse an einem Orte, welcher Chailles heisst, stürzt und brodelt durch furchtbare Schluchten ein Flüsschen, das, sollte man denken, tausend Jahrhunderte gebraucht hat, um hindurchzubrechen. Man hat den Weg mit einer Brustlehne eingefasst, um Unglück zu verhüten: ich konnte daher nach Herzenslust hinunter schauen und mir Schwindel holen; denn das Lächerlichste bei meiner Leidenschaft für steile Abhänge ist, dass sie mich taumelig machen, und diesen Taumelzustand habe ich überaus gern, wofern ich mich sicher weiss. Fest gegen die Brustwehr gelehnt, stand ich Stunden lang und steckte die Nase hinüber, einen Blick dann und wann erhaschend von dem Schaum und dem blauen Wasser, dessen Gebrüll ich zwischen dem Gekreisch der Raben und Raubvögel, die von Fels zu Fels und von Strauch zu Strauch flogen, hundert Toisen unter mir hörte.“ Dazu kam Rousseaus leidenschaftliche Vorliebe für die Seen seiner schweizerischen Heimat. Er ruft: „ich bedarf durchaus eines Sees“, und erklärt diese Vorliebe: „Ich habe für das Wasser immer eine Leidenschaft gehabt, sein Anblick versenkt mich in ein ent-

101) In den letzten Zeilen wirken Hallersche Anregungen nach und Göttinger Freiheitsideen.

zückendes Hinträumen, oft ohne bestimmten Gegenstand.“ Er setzt sich am Genfer See auf einen Stein und weint ohne Grund nach Herzenslust. Er hasst die engen Städte; auch für ihn wohnt die Freiheit, zugleich die Sittenreinheit, auf den Bergen und auf dem Lande. Gewiss ist, dass sich romantische Naturbetrachtuhg nie im Gewühle der Menschen, sondern in der Einsamkeit entwickelt[102]). Der Mensch sucht sich seine Lieblingslandschaft je nach seinem Charakter; der leidenschaftliche Rousseau sucht die schöne Landschaft in der leidenschaftlichen Natur, wo sie wild und grossartig ist. Aus der Liebe zur Einsamkeit und patriarchalischen Zuständen entspringt seine Liebe zu ländlichem Aufenthalte. Er freut sich des blühenden Frühlings, der Büsche und Quellen, des Gesangs der Vögel, der schattigen Gehölze, der Herbstlandschaft mit ihrer Staffage von Schnittern und Winzern. Ich erinnere an die Schilderungen der Tage in den Charmettes und in Ermitage. Naturbetrachtung und Naturbewunderung ist ihm zugleich Gottesdienst, Religion. Im einsamen Zimmer oder in dunkler Nacht könne manchmal auch ihn St. Lamberts Atheismus erfassen; „aber sehen Sie dies (sagte er mit einer Hand auf den Himmel deutend, erhobenen Hauptes, mit dem Blick eines Erleuchteten); wenn die aufsteigende Sonne den Dunst zerstreut, welcher die Erde bedeckt und vor mir die glänzende und wunderbare Scene der Natur entfaltet, zerstreut sie zugleich die Nebel in meinem Geiste: ich finde meinen Glauben, meinen Gott, mein Vertrauen auf ihn wie-

102) Die Natur hat sich nicht für die Menge gefühlloser Gaffer geschmückt: *D'ailleurs la nature semble vouloir dérober aux yeux des hommes ses vrais attraits, auxquels ils sont trop peu sensibles et qu'ils défigurent quand ils sont à leur portée: elle fuit les lieux fréquentés; c'est au sommet des montagnes, au fond des forêts, dans les îles désertes qu'elle étale ses charmes les plus touchants (Nouv. Hél.* IV. 11).

der; ich bewundere ihn, ich bete ihn an und falle vor ihm nieder“ (Mem. der Frau v. Epinay Bd. 2, S. 76). Das Gebet einer schwachen Greisin, welche nur noch: Oh! sagen konnte, erklärt er für das schönste und werteste. Er selbst betet nicht in seiner Kammer, sondern in der freien Natur: „Ich kenne kein würdigeres Opfer, das man der Gottheit darbringen kann, als diese schweigende Bewundrung, welche die Betrachtung ihrer Werke erweckt und die sich weiter nicht in irgend einer ausgesprochenen Handlung kund giebt.. Ich begreife wie es zugeht, dass die Bewohner von Städten, die nichts als Mauern, Strassen und Laster sehen, wenig Glauben haben, aber nicht begreife ich, wie Landbewohner und besonders einsame Menschen keinen haben können. Wie erhebt sich nicht hundertmal des Tages ihre Seele jauchzend zu dem Schöpfer der Wunder, die vor ihren Augen liegen?“ (Bekenntnisse Buch 12)[103]. Es ist ein Vergehn gegen Gott und Natur, diese umzumodeln und zu verschneiden. „Alles ist gut, wie es aus den Händen des Urhebers der Dinge hervorgeht, alles entartet unter den Händen der Menschen..... Auch der Mensch darf nicht bleiben, was und wie er von Natur ist; auch er muss wie ein Zugthier abgerichtet, wie ein Baum im Garten zugestutzt werden“, lautet der berühmte Eingang des „Emil“. Deshalb Rousseaus Hass gegen den französischen Garten und seine Bewunderung der englischen Parks.

Bei der Betrachtung der Entstehung der Neuen Heloise sahen wir, wie Rousseau sich freute, all seine Liebe zur Schweizer Landschaft und die lieben Erinnerungen an den

103) Julie beklagt schmerzlich Wolmars atheistische Anschauungen: *le spectacle de la nature, si vivant, si animé pour nous, est mort aux yeux de l'infortuné Wolmar et dans cette grande harmonie des êtres où tout parle de Dieu d'une voix si douce, il n'aperçoit qu'un silence éternel.*

Genfer See in diesen Roman zu tragen[104]). So enthält die Heloise Schilderungen von einem leidenschaftlichen Schwunge und einer Anziehungskraft, an welche die Byronschen kaum heranreichen. Bald schwärmten alle Rousseauleser für das *pays de Vaud*[105]).

St. Preux macht von Vevay aus eine Gebirgsreise. Er schildert sie seiner Julie im 23. Briefe. Sein Auge weidend an den Contrasten einer anmuthigen und einer romantisch-grossartigen Natur, steigt er immer höher, bis er Donner und Ungewitter unter sich sieht. Die reine Luft und das Gefühl hoher Erhabenheit kräftigen und läutern ihn. „Es scheint, als ob man, sich erhebend über die Wohnstätten der Sterblichen alle niederen, irdischen Gefühle zurückliesse, als ob die Seele, je mehr man sich der ätherischen Region nähert, etwas von deren unwandelbarer Reinheit annähme.“ Die Bergluft ist ihm das heilsamste Bad. Er lebt in einer anderen Natur, einer ganz neuen Welt, deren Formen in der klaren Luft scharf hervortreten. „Das Schauspiel“ ruft er

104) Ein schönes Zeugniss für Rousseaus Heimatsliebe findet sich N. H. Th. 4, Br. 6, wo St. Preux nach seiner Reise um die Welt schreibt: „Je näher ich der Schweiz kam, desto mehr fühlte ich mich bewegt. Der Augenblick, da ich von den Höhen des Jura den Genfersee erblickte, war ein Augenblick der Begeisterung und des Entzückens. Der Anblick meines Vaterlandes, dieses heissgeliebten Landes, wo Wonne in Strömen mein Herz überflutet hatte, die Alpenluft so gesund und rein, süsser als die Wohlgerüche des Orients, dieser reiche fruchtbare Boden, diese einzige Landschaft, die schönste, die je ein menschliches Auge gesehen hat, diese herrliche Gegend, die ich auf der Welt, die ich umreiste, nicht ähnlich gefunden habe, der Anblick eines glücklichen und freien Volkes ..... das Alles schien mir den Genuss meines ganzen Lebens in Einen Punkt zu sammeln“.

105) Herder (1770) nennt das *Païs-de-Vaud romanesque* (Briefe v. u. an Merck) und Lenz preist im „Landprediger“ (Werke Bd. 3, S. 113) „die Gegenden des *pays de Vaux*, die Rousseau in der Heloise so meisterhaft geschildert.“

„hat etwas Zauberisches, Uebernatürliches, was den Geist und die Sinne hinreisst; man vergisst Alles, man vergisst sich selbst, man weiss nicht mehr, wo man ist.“ Im Geiste sieht er seine Julie neben sich alles mitgeniessen. Bald aber trübt sich diese freudige Naturbetrachtung, wie seine Liebesleidenschaft düsterer wird. Er durchstreift die kalte, felsige Gegend, wo die Natur so todt ist, wie seine Hoffnung[106]). Von einem öden Punkte späht er durch das Fernrohr nach dem Hause der Geliebten. Die Gegend ist trübselig und schauerlich, die Felsen starr, der Winter schaurig; aber, sagt St. Preux, der Ort stimmt nur desto besser zu dem Zustande meiner Seele und ich würde an einem angenehmeren nicht so geduldig aushalten. Er findet „in der äusseren Umgebung denselben Graus, wie in seinem Innern.“ Das Gras ist gelb und welk, die Bäume sind blätterlos und der grimmige Nord häuft Schnee und Eis. Er vergleicht den Felsen mit dem der Leucate (sic). — Später geniesst er das Glück der Liebe und sieht „die Natur für ihn sich schmücken“. Er sagt entzückt: „ich finde das Land lachender, das Grün frischer und lebhafter, die Luft reiner!.... Lass uns die Natur beleben, ohne die Liebesfeuer ist sie todt.“

An die Stelle der leidenschaftlichen, romantischen Naturbetrachtung tritt in der zweiten Hälfte des Romanes, wo alle stürmischen Elemente sehr zurückgedrängt werden, die Vorliebe für das Landleben, die sich in den ausführlichen Beschreibungen des Wolmarschen Gutes in Clarens am Genfer See kund giebt. Julie schreibt gleich im ersten Briefe an Claire: „Du kennst meine Abneigung gegen die Stadt, meine Neigung für das Land und die ländlichen Arbeiten.“ Wie in den „Wahlverwandtschaften“, wird hier ausführlich geschildert, wie Julie neue Gartenanlagen schafft. Wolmar

106) Vgl. Lenaus Gedicht „Asyl“.

wirkt als *garçon jardinier* mit und St. Preux findet nicht Worte genug zu ihrem Preise. Er erfreut sich an dem Gebrüll der Hausthiere, dem Krähen der Hähne und dem ganzen regen Leben eines grossen Gehöftes. Besonders entzückt ihn der Baumgarten mit seinen Blumen, Vögeln, Schatten und fliessenden Quellen. Juliens „Elysium", ein kleiner, im Dickicht versteckter Pavillon, wird auch sein Lieblingsplatz. „Dieser Ort, obgleich ganz dicht beim Hause, ist doch durch einen bedeckten Gang, welcher zu ihm führt, so versteckt, dass man ihn von keiner Seite sieht. Das dichte Laub, welches ihn umgiebt, verstattet dem Auge keinen Durchgang und er wird immer sorgfältig verschlossen gehalten. Kaum war ich darin, so sah ich nicht mehr, wo ich hereingekommen war, denn die Thür ist mit Erlen- und Haselstauden maskiert, welche nur zwei schmale Durchgänge auf beiden Seiten offen lassen." Hier müht man sich nicht, die Natur zu schänden, indem man sie verschönern will; sondern folgt der freien Manier der englischen Parks. „Hier giebt es keine kleinen modischen Bosquets, die so lächerlich gewunden sind, dass man nur im Zickzack in ihnen gehen kann und bei jedem Schritte eine Pirouette machen muss." Rousseau fragt: „braucht denn die Natur unaufhörlich Winkelmass und Lineal?" und wendet seinen ganzen Spott gegen die verschnörkelte französische Gartenkunst, gegen die gedrechselten Lauben, die Buchsbaumfiguren, die Pagoden, Porzellanvasen, Steinpuppen, die schattenlosen grotesk geschnittenen Bäume, den Tulpenschwindel u. s. w. „Man glaubt" sagt er „die Natur sei in Frankreich anders als in der ganzen übrigen Welt, so bemüht man sich sie zu verunstalten!" [107])

107) Gessner der seine Schäfer natürlich nicht in den künstlich und peinlich angelegten französischen Gärten ansiedeln konnte, polemisiert in der Idylle „Der Wunsch" lebhaft gegen die „Labyrinthe von grünen Wänden"

Als aber in St. Preux die zurückgepresste Leidenschaft noch einmal hervorbricht, da ist charakteristisch genug die alte romantische Gebirgslandschaft ihr Schauplatz. S. Neue Heloise Th. 4, Brief 17. Auf einer Kahnfahrt hat er mit Julien die reizenden Ufer des Waadtlandes bewundert, dann landen sie bei Meillerie, wo er einst im Winter hoffnungslos umherirrte. Die ganze Hoffnungslosigkeit der Gegenwart drängt auf ihn ein. „Es war diese einsame Stätte ein gar öder und wilder Ort, aber voll von Schönheiten jener Art, welche nur empfindsamen Seelen gefallen und anderen grausig scheinen. Ein Giessbach, den der schmelzende Schnee gebildet, wälzte zwanzig Schritte von uns sein trübes Wasser nieder und führte Schlamm, Sand und Steine mit sich. Hinter uns trennte eine Kette von unzugänglichen Felsen den Vorsprung, auf welchem wir standen, von jenem Theil der Alpen, den man *Glacières* nennt, weil ungeheure Eiskuppen, die unaufhörlich wachsen, sie von Anbeginn der Welt bedecken. Schwarze Tannenwälder bildeten eine schwermüthig düstere Masse zu unserer Rechten. Ein grosser Eichenforst befand sich zur Linken jenseit des Giessbachs. Unter unseren Füssen der gewaltige Wasserspiegel des Sees im Schoosse der Alpen, der uns von den reichen Gestaden des Waadtlands trennte, und hinter diesen die majestätischen Gipfel des Jura, das Bild bekrönend."

In Deutschland macht das Naturgefühl verschiedene Wandlungen durch. Hallers „Alpen" gehen wenig auf eigentliche Naturschilderung aus. Diese wird durch Thomson und

und den „gespreizten Taxus": „mir gefällt die ländliche Wiese und der verwilderte Hain; ihre Mannigfaltigkeit und Verwirrung hat die Natur nach geheimeren Regeln der Harmonie und der Schönheit geordnet, die unsere Seele voll sanften Entzückens empfindet."

seine Nachfolger in Frankreich und Deutschland, also besonders durch Kleist, auf die Spitze getrieben. S. Lessing im Laokoon. Gessner, der, wie seine Radierungen zeigen, grosses Interesse für die heimische Landschaft hatte, malt in den Idyllen arcadische Gegenden. Von Thomson ist auch Brockes, der die Jahreszeiten übersetzte, beeinflusst. Sein Naturgefühl ist aber wesentlich bedingt durch den Pietismus. Es ist christlich-religiös. Auch ihm ist der Gesichtspunkt der Nützlichkeit massgebend. Er bewundert Gott in seinen Werken. Dieses „irdische Vergnügen in Gott", beruhend auf pietistischer Gemüthsweichheit, der eine schwungvolle, grosse Anschauung und Phantasie fehlt, treibt ihn zur Kleinmalerei[108]). Die „Gräschen" und „Mückchen" sind für ihn schöne Zeugnisse der allwaltenden, allerhaltenden Macht Gottes[109]). „Er hat" sagt Gessner von ihm „die Natur in

108) Doch fehlt Brockes das Gefühl für das Romantische nicht durchaus, sonst wäre ja auch sein Vergnügen in Gott ein beschränktes. Seine Auffassung ist so charakteristisch, dass sie wohl einer Erwähnung bei Friedländer werth gewesen wäre. Ich citiere aus der im 4. Th. enthaltenen „Betrachtung des Blanckenburgischen Marmors", wo es nach der Beschreibung einer wilden Felspartie und eines schäumenden Giessbachs heisst: „An manchem Orte sind der Berge rauhe Höhn Recht ungeheuer schön. Die Grösse kann uns Lust und Schrecken Zugleich erwecken." Dann beginnen 4 Verse mit „Entsetzlich". „Jedoch, erstarrter Sinn, begreife dich! Die furchtbare Gestalt ist nicht so fürchterlich. Sieh nicht allein der Berge wildes Wesen, Sieh auch derselben Schmuck, zusamt dem Nutzen, an". Die Gegensätze seien wirksam. Die vielen tausend Lichter und Schatten „so lieblich, als wunderlich". Die Berge, wo „ein graues Eis, bejahrter Schnee, Die schroff- und rauhen Häupter drücken" bedeuten den Winter, die blühende Landschaft den Lenz. Es sei der Gegensatz von Scherz und Schmerz, Lust und Grauen: „Erwege diss mit Lust und Andacht, mein Gemüth! Es lassen des Gebirgs so rauh' als schöne Höhen Ein Bild von irdischen Verwirrungen uns sehen." Brockes geht von einer Schilderung des Harzes als Hochgebirge aus.

109) „Auch Spinngewebe scheint gesponnen Zum Lobe dess, der sie be-

ihren mannichfaltigen Schönheiten bis auf das kleinste Detail genau beobachtet; sein zartes Gefühl wurde durch die kleinsten Umstände gerührt; ein Gräschen mit Thautropfen an der Sonne hat ihn begeistert." Dieser Zug erscheint auch an Klopstock und einigen Göttingern. Eine düster-melancholische Nebellandschaft führte Ossian herauf, entsprechend der düster-melancholischen Zeitstimmung. — Unter den Strassburgern zeichnet sich Lenz durch tiefe Naturempfindung aus. So schreibt er 1772 an seinen Sokrates Salzmann (Stöber Der Dichter Lenz S. 69): „An den Brüsten der Natur hange ich jetzt mit verdoppelter Inbrunst, sie mag ihre Stirne mit Sonnenstrahlen oder kalten Nebeln umbinden, ihr mütterliches Antlitz lächelt mir immer und oft werd ich versucht, mit dem alten Junius Brutus mich auf den Boden nieder zu werfen und ihr mit einem stummen Kuss für ihre Freundlichkeit zu danken."

Alle Strahlen der Naturempfindung aber fasst Goethe in einem Brennpunkte zusammen. Dieses poetische verständnissvoll innige und liebevolle Versenken in die Natur zeigt sich auf's schönste in seinem Werther. Er sagt selbst in „Wahrheit und Dichtung" von der Wertherzeit: „Ich suchte mich innerlich von allem Fremden zu entbinden, das äussere liebevoll zu betrachten und alle Wesen, vom menschlichen an, so tief hinab als sie nur fasslich seyn könnten, jedes in seiner Art auf mich wirken zu lassen. Dadurch entstand eine wundersame Verwandtschaft mit den einzelnen Gegenständen der Natur, und ein inniges Anklingen, ein Mitstimmen in's Ganze, so dass ein jeder Wechsel, es sey der Ortschaften und Gegenden, oder der Tags- und Jahreszeiten, oder was sonst sich ereignen konnte, mich aufs innigste berührte. Der

reit't; Es zeigt uns ihr Gespinnst der Sonnen Wie die des Schöpfers Herrlichkeit."

malerische Blick gesellte sich zu dem dichterischen, die schöne ländliche, durch den freundlichen Fluss belebte Landschaft vermehrte meine Neigung zur Einsamkeit und begünstigte meine stillen nach allen Seiten hin sich ausbreitenden Betrachtungen."

Auch Werther ist einsam. Er sehnt sich nicht nach geselligem Verkehre, hat noch keine Freunde, sondern sucht Ruhe am Busen der Natur. Das hingebendste liebevollste Versenken in die Schönheiten der Umgebung verscheucht zwar nicht seine Melancholie, aber bringt ihm unbegrenzten Genuss. Das Naturgefühl in Werthers Leiden entzieht sich durchaus einer strengen Zergliederung und lässt sich nur nachempfinden, nicht nacherzählen. Werther selbst kann die Empfindungen, welche die Naturbetrachtung in ihm wachruft, nicht auf dem Papier wiedergeben, weil sie sich in's Unendliche verlieren. Er besitzt keine ruhige, scharfe Auffassung, sondern tiefinniges, aber verschwommenes Gefühl. Er bewundert die grossen und kleinen Reize der Landschaft und des Lebens in der Natur, doch diese Bewunderung ist erhebend und drückend zugleich, denn er kann das Geschaute nicht in sich verarbeiten, bewältigen. Deshalb das an Lessing erinnernde Paradoxon: „ich könnte jetzo nicht zeichnen, nicht einen Strich und bin niemalen ein grösserer Maler gewesen als in diesen Augenblicken" und der Wunsch „ach! könntest du das wieder ausdrücken, könntest du dem Papier das einhauchen, was so voll, so warm in dir lebt . . . . Aber ich gehe darüber zu Grunde, ich erliege unter der Gewalt der Erscheinungen" oder: „Noch nie war ich glücklicher, noch nie meine Empfindung an der Natur, bis aufs Steinchen, aufs Gräschen herunter, voller und inniger; und doch — ich weiss nicht, wie ich mich ausdrücken soll, meine vorstellende Kraft ist so schwach, alles schwimmt, schwankt vor meiner

Seele, dass ich keinen Umriss packen kann.“ Er sieht die Welt „mehr in Ahndung und dunkler Begier, als in Darstellung und lebendiger Kraft“ und sagt: „es ist mit der Ferne wie mit der Zukunft. Ein grosses dämmerndes Ganze ruht vor unserer Seele, unsere Empfindung verschwimmt sich darinne wie unser Auge, und wir sehnen uns, ach! unser ganzes Wesen hinzugeben, uns mit all der Wonne eines einzigen, grossen, herrlichen Gefühls ausfüllen zu lassen.“ Er verliert sich im Anschauen. Man beachte auch die vielen: unendlich, unergründlich, undurchdringlich, unaussprechlich, ungemessen, all, alllebend u. s. w.

Sein Verhältniss zur Natur ist ein innig persönliches, des Sohnes zur Mutter, des Liebenden zur Geliebten. Wunderbar schön sagt er im Anfange: die Welt um ihn her und Himmel ganz ruhe in seiner Seele, wie die Gestalt einer Geliebten; und am letzten trüben Tage klagt er: „So traure denn, Natur! dein Sohn, dein Freund, dein Geliebter naht sich seinem Ende.“ Die Natur ist für ihn nicht todt, sondern „lebendig“. Wie jeder naive Dichter, so personificiert er und beseelt einzelne leblose Gegenstände. Den Brunnen, dessen Murmeln für jeden etwas Seltsames, Märchenhaftes hat, spricht er an: „Lieber Brunn“. Der Wind wiegt die Wolken am Himmel herüber. Er sagt „der tröpfelnde Wald“ „das erfrischte Feld“; das Rohr lispelt, das Gras weht, oder wiegt sich, wie bei Ossian der Bart der Distel[110]); Wald und Gebirg klingt, die Flut rollt und klingt. Die persönliche Liebe und die stäte Jnnigkeit des Gefühles offenbart sich schön in den Beiwörtern, welche einzelne Naturgegen-

110) Goethes Verse im „Prometheus“: „Und übe, dem Knaben gleich, Der Disteln köpft, An Eichen dich und Bergeshöhn“ erinnern sehr an Ossian (Temora VIII): *Ossian thou hast the spear of Fingal: it is not the staff of a boy with which he strews the thistle round, young wanderer of the field.*

stände erhalten und meist auch behalten. Wie in der altdeutschen Lyrik im Gegensatz zum „leiden“ Winter und „kalten“ Schnee der Sommer und seine Blüten und Nachtigallen das Beiwort „lieb“ bekommen, so kehrt dies schlichte, aber von tiefer, ungeschminkter Neigung zeugende Wort im Werther wieder[111]). Das Thal nennt er einmal „furchtbar“, sonst „lieb“ „lieblich“ „vertraulich“ „freundlich dämmernd“ ja, um die Begriffe in Eins zu giessen und zu verschmelzen „Liebesthal“ (S. 108). „Lieb“ und „vertraulich und heimlich“ ist ihm das „Plätzchen“ in Wahlheim, wie denn schon die vielen Diminutiva (S. u.) als Liebesausdruck zu fassen sind. Ebenso wenn Werther sagt „mein Wald“. Der Fluss ist „sanft“ (S. 54. 60. 93), der Sonnenaufgang „liebwürdig“. Dies „lieb“ ist mehrmals zu „heilig“ gesteigert. Selten erscheint das Beiwort „paradiesisch“ „romantisch“ (einmal), sehr oft dagegen „herrlich“. „Hoch“ ist die Sonne und der Vollmond, „hoch“ auch das Gras (S. 5. 90. 117). Man lese folgenden Satz (S. 54): „wenn ich all jene Thäler von den lieblichsten Wäldern beschattet sah, und der sanfte Fluss zwischen den lispelnden Rohren dahin gleitete und die lieben Wolken abspiegelte, die der sanfte Abendwind am Himmel herüberwiegte.“

Werther hat ein Recht, sein Naturgefühl mehr als einmal voll, warm, innig zu nennen. Rousseau kennt dies liebevolle Versenken nicht, und die Hochgebirgslandschaft, die er vorzugsweise schildert, verlangt auch keine Detailbeschreibung, sondern eine grosse Perspective und kolossale Züge; Rousseau zeigt ferner nicht in diesem Masse die enge Verkettung des Naturgefühls mit allen anderen Empfindungen,

111) Caroline an Herder: „Gefällt Ihnen die gute liebe Kornähre auch so wohl? ich gehe niemals vor einem Kornfeld vorbei, ohne die Aehren zu streicheln.“

während in Werthers Leiden das Naturgefühl stets ausströmt und besonders an den für Werthers Entwicklung wichtigen Einschnitten. Es wandelt sich in sicherer Uebereinstimmung mit Werthers Leidenschaft. Wie die alten Sänger der Minne im Sommer lieben uud im Winter trauern, so harmoniert im Werther die Liebesempfindung mit der Naturempfindung. In den Sesenheimer Liedern contrastierte Goethe noch: „Frühling ist es, liebes Fränzchen, Aber leider Herbst für mich!", solche Gegensätze giebt es im Werther nicht, wohl aber heisst es daselbst: Ja, es ist so. Wie die Natur sich zum Herbste neigt, wird es Herbst in mir und um mich her. Meine Blätter werden gelb[112]), und schon sind die Blätter der benachbarten Bäume abgefallen." Wir haben hier einigermassen den umgekehrten Vorgang, wie in der früher berührten Personification der Natur. — Werthers Liebe beginnt im Sommer, er tödtet sich aus unglücklicher Liebe in der „menschenfeindlichen Jahreszeit" des Winters. Der Bauernbursche wird im Spätherbst den Gerichten überliefert. Im nasskalten Spätherbst begegnet Werther dem Wahnsinnigen.

Anfangs geniesst er in der Landeinsamkeit den Frühling, der seinem Herzen Balsam ist. Seine Seele ist heiter „gleich denen süssen Frühlingsmorgen." Er liegt im Rasen am Bache und beschaut die Steinchen, Gräschen, Würmchen und Mückchen[113]). Und der Gedanke an Gott den Allerhalter, Allumfasser lässt seine Phantasie vom Kleinsten zum Grössten schweifen und sich in der Ferne verlieren. In dieser „Jahreszeit der Jugend" ist sein Naturgefühl naiv. Nicht nur belauscht er die Vögel im Wald, die Millionen Mücken und

112) S. 129 heisst es in der Ossianepisode: „Aber die Zeit meines Welkens ist nah, nah der Sturm, der meine Blätter herabstört" (Ossian Berrathon).

113) *Nouv. Hél.* III 18: *Providence éternelle qui fais ramper l'insecte et rouler les cieux, tu veilles sur la moindre de tes oeuvres.*

das „Gewebere“ der Käfer am Abend, er möchte selbst „zur Maienkäfer werden, um in dem Meer von Wohlgerüchen herumschweben und alle seine Nahrung darinne zu finden“. Die Gewitterscene und die Schilderung der vom Regen erfrischten Natur ist ein Klopstocksches Motiv. Spätere Gewitter- und Sturmscenen gehen auf Ossian zurück; wenn Werther Gott im Gewitter sieht, müssen wir an das Alte Testament denken.

Die Vorliebe für den englischen Park hat Rousseau nach Deutschland verpflanzt[114]). Lebhaft entbrannte der Streit zwischen den Anhängern des neuen Geschmacks und denen, welche an der Versailler Manier festhalten wollten; noch in Tiecks Phantasus findet sich ein sehr ausgedehntes Gespräch über diese Frage. Werther schreibt im Eingange, er sei viel im Garten des Grafen von M., und rühmt seine Mannichfaltigkeit, welche zeige, dass ein fühlendes Herz, nicht wissenschaftliche Gartenkunst den Plan gegeben habe. Ein ander Mal spricht er sehr verächtlich über die Gartenhäuschen,

114) „Die Macht, womit der Geschmack an den englischen Gärten jetzt ganz Europa überwältiget, kann uns lehren, dass der Weg zur Mannigfaltigkeit der wahre Weg zur Grösse sey, und dass wenn wir nicht ewig in dem Ton der Galanterie, welcher zu Zeiten Ludewigs XIV herrschte, bleiben wollen, wir nothwendig einmal zur mannichfaltigen Natur wieder zurückkehren, aus dieser von neuem schöpfen . . . müssen.“ „Vergleichen Sie, mein Freund! einen Englischen und Französischen Garten. In jenem finden sie, eben wie in Shakespeares Stücken Tempel, Grotten, Klausen, Dickichte, Riesensteine, Grabhügel, Ruinen, Felsenhöhlen, Wälder, Wiesen, Weiden, Dorfschaften und unendliche Mannichfaltigkeiten, wie in Gottes Schöpfung durch einander vermischt, in diesem hingegen schöne gerade Gänge, geschorne Hecken . . . . Der Englische Gärtner will lieber zur Wildniss übergehen, als mit den Franzosen in Berceaux und Charmillen eingeschlossen sein“ u. s. w. Justus Möser (Schreiben über die deutsche Sprache und Litteratur). Die albernen Nachahmungen im Kleinen geisselt er in dem Aufsatze „das englische Gärtgen“ (Patr. Phant. II 335).

Tulpenbeete und Krautfelder der Philister[115]). Er liebt hohe schattige Bäume: die Linde, die Nussbäume, Kastanienbäume und Buchen. Wie sehr sich Goethe in Weimar um Parkanlagen verdient gemacht, wie sich auch in den „Wahlverwandtschaften" diese Interessen geltend machen, ist bekannt. Die Beschreibung, welche Werther (S. 60 f.) von dem „geschlossenen Plätzchen" oder „düstern Cabinette" am Ende der Buchenallee und des „Bosquets" liefert, erinnert auffallend an die Schilderung St. Preux' von Juliens Elysium. — Wenn Werther im Grase liegend sich dem Fluge seiner schöpferischen Phantasie überlässt, trägt sie ihn auch in die romantische Landschaft des Hochgebirges: „Ungeheure Berge umgaben mich, Abgründe lagen vor mir und Wetterbäche stürzten herunter, die Flüsse strömten unter mir, und Wald und Gebirg erklang."

Young und Ossian vor allen riefen die vielen Mondscheinscenen in den deutschen Gedichten hervor. Klopstock und die Göttinger besangen den blassen, silbernen Mond, und alle sentimentalen Liebenden wanderten vereint oder klagten getrennt bei seinem melancholischen Lichte[116]). „Eine Viertelstunde Mondspaziergang, Hand in Hand, Brust an Brust gelehnt — welche Wonne und Himmel!" schreibt die Flachsland an Herder. Goethes Werther, obwohl hier der Mond nicht für empfindsame Liebesleute leuchtet, brachte die Mondschwärmerei noch mehr in Mode[117]). Werther irrt bei Mond-

115) Sehr schwach ist Nicolais Spotten über diese Stellen in den „Freuden des jungen Werthers u. s. w." S. 28—31. S. 30 heisst es: „'s 'n Wort, schrie der Nachbar, 'ch seh 'r seyd 'n Kerl, der's Grosse liebt .... He Nachbar! Natur im Garten geht weit über die verdammte Kunst."

116) Das Neueste von Plundersweilern 1781: Die Jünglinge tragen „Die Zeichen ihrer Lust und Schmerz Einen vollen Mond, ein brennend Herz; Wie denn nun fast jede Stadt Ihren eignen Mondschein nöthig hat."

117) *De l'Allemagne* III 18: *Werther avait tellement mis en vogue les sen-*

schein im Walde umher, um durch körperliche Anstrengung und Ermüdung sein Inneres zu betäuben; bei Mondschein nimmt er den ersten Abschied von Lotte.

Klopstock, wie erwähnt, hatte Naturbetrachtung stets mit Gottesverehrung vereinigt und im Goetheschen Roman klingt diese Anregung vernehmlich nach: „Vom unzugänglichen Gebirge über die Einöde, die kein Fuss betrat, bis ans Ende des unbekannten Oceans weht der Geist des Ewigschaffenden und freut sich jedes Staubs, der ihn vernimmt". An manchen Stellen äussert sich der Glaube an einen persönlichen Gott-Vater auf das Ergreifendste, doch streift Werthers Naturempfindung mehr als einmal an Pantheismus. Die Epitheta zu Gott beginnen fast sämmtlich mit „All", die der Natur drücken gleichfalls immer den Begriff der Unendlichkeit aus und die Natur gilt als allbelebt und „heilig". Noch ist der pantheistische Zug nicht zu der Klarheit und Grösse ausgebildet, wie in dem Prosahymnus „die Natur" vom Jahre 1780, aber er ist unverkennbar z. B. in folgenden Zeilen (S. 55): „Wie hab ich mich mit Fittigen des Kranichs, der über mich hinflog, zu dem Ufer ungemessenen Meeres gesehnt, aus dem schäumenden Becher des Unendlichen jene schwellende Lebenswonne zu trinken und nur einen Augenblick in der eingeschränkten Kraft meines Busens einen Tropfen der Seligkeit des Wesens zu fühlen, das alles in sich und durch sich hervorbringt."

Mit der Wendung des Liebesgefühls wird sein naives Naturgefühl sentimental. Die Phantasie, welche früher in der freien Natur sich nährte und in's Unendliche flog, versiegt. Wo er früher das geheime Naturleben belauschte, sieht

---

timens exaltés que presque personne n'eût osé se montrer sec et froid, quand même on aurait eu ce caractère naturellement. De là cet enthousiasme obligé pour la lune, les forêts, la campagne et la solitude etc.

er jetzt Tod und Zerstörung[118]). Sein volles, warmes Gefühl wird ihm zum Peiniger. Die tanzenden Mückenschwärme, das „Gewebere“ im Geniste sieht er nicht mehr, nur noch das Insect, das der Mensch zertritt. Er sagt: „Der Schauplatz des unendlichen Lebens verwandelt sich vor mir in den Abgrund des ewig offenen Grabes ..... der harmloseste Spaziergang kostet tausend, tausend armen Würmchen das Grab[119]) u. s. w..... ich sehe nichts als ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheur.“ Er schildert den öden, blattlosen Herbst. Als Werther nach Wahlheim zum gefangenen Bauerburschen eilt, sieht er den holden Lieblingsplatz unter den Linden kahl, bereift und durch die öden Hecken die beschneiten Grabsteine hervorragen. Als Gegenstück zu der friedlichen Betrachtung der allliebenden Natur wird eine vernichtende Ueberschwemmung geschildert. Schauernd und sehnend blickt er in das Wogengewühl und hört den mondbeglänzten Strom rollen und klingen; er möchte sein Menschsein hingeben, um gleichsam als ein Theil der vernichtenden Natur mit den Wogen fortzubrausen oder mit der Elementargewalt des Sturmes Wolken und Fluten zu jagen[120]). Nacht, Regen und Sturm thuen ihm wohl. Die

118) Hölderlin An die Natur: „Oft verlor ich da mit trunknen Thränen Liebend, wie nach langer Irre sich In den Ocean die Ströme sehnen, Schöne Welt! in deiner Fülle mich ..... Todt ist nun, die mich erzog und stillte, Todt ist nun die jugendliche Welt, Diese Brust, die einst ein Himmel füllte, Todt und dürftig wie ein Stoppelfeld ..... Da der Jugend goldne Träume starben, Starb für mich die freundliche Natur.“

119) Schiller Der Spaziergang unter den Linden 1782: „Hier an der Stelle, wo eben der Mensch jauchzte, krümmten sich tausend sterbende Insecten.“ In Tiecks William Lovell sagt Balder: „Alles stirbt und verwest; — vergissest du, dass wir über Leichen von Millionen mannigfaltiger Geschöpfe gehn“ u. s. w.

120) Hölderlin a. a. O.: „Wenn ich fern auf nackter Haide wallte, Wo

Landschaft wird Ossianisch (S. u.) An einem „trüben, neblichten Tage“ ohne Sonnenschein giebt er sich den Tod. — Auch die Beiwörter ändern sich entsprechend der verdüsterten Empfindung. Die „lebendige“ Natur wird „starr“, die Erde „kalt“, der Berg „jäh“, der Wald „einsam, unwegsam“. Statt der „hohen“ Linden und Buchen erscheinen die „entblätterten“ Weiden und der „krummgewachsene Baum“ im Walde. Der „sanfte Fluss“ wird zur „wühlenden“, „rollenden Flut“, zur „stürmenden See“, zum „reissenden Strome“. Er „gleitet“ nicht mehr, sondern braust verheerend über das Thal. Die Wolken sind „schwarz“. Früher „wiegte der sanfte Abendwind die lieben Wolken am Himmel herüber“ jetzt „bläst ein nasskalter Abendwind graue Regenwolken in's Thal hinein“ und „der Sturmwind zerreist die Gewitterwolken“. Werther lässt sich in die Ossianische Welt führen: die weite Haide, das dämmernde Licht des Mondes, das Gebrüll des Waldstroms, die moosbedeckten, grasbewachsenen Grabsteine, das rollende Meer.[121])

2. Landleben und Landleute.

Rousseau sagt wiederholt in seinen „Bekenntnissen“, er fühle sich für das Landleben geboren. Wie beredt weiss er die ländlichen Feste in den Charmettes u. s. w., die Tänze, Weinlesen und Spinnabende zu schildern. Nur in der Stadt

aus dämmernder Geklüfte Schooss Der Titanengesang der Ströme schallte Und die Nacht der Wolken mich umschloss, Wenn der Sturm mit seinen Wetterwogen Mir vorüber durch die Berge fuhr Und des Himmels Flammen mich umflogen, Da erschienst du, Seele der Natur!“

121) Mein Freund Dr. A. Wagner wird voraussichtlich eine in der modernen Abtheilung des Strassburger germanistischen Seminars begonnene Arbeit über die Entwicklung des Naturgefühls in der Dichtung des vorigen Jahrhunderts veröffentlichen, mit der meine Darstellung jedesfalls in manchem zusammentrifft.

und gegenüber den Städtern war er menschenscheu und argwöhnisch; zu dem Landmann fühlte er sich hingezogen[122]). Er war selbst aus niederem Stande. Während daher für den vornehmen Günstling der Könige, Voltaire, das Volk Canaille ist, neigt Rousseau dazu, nur ein hohes Proletariat anzunehmen. Das Leben des Landmanns ähnelte mehr dem seines Naturmenschen, als das Getreibe der Grossstadt mit seiner verbildeten Unnatur. Wenn Rousseau uns einen huronischen *Ingénu* vorgeführt hätte, so würde er diesen Stoff nicht in der amüsanten Weise Voltaires, sondern im Rüstzeuge ernster pathetischer Satire behandelt haben.

Nicht zu übersehen ist, wie mich dünkt, für die Bewunderung des Landlebens und des Bauernstandes die Tendenz der nationalökonomischen Schule der Physiokraten, Quesnay an der Spitze. Sie bezeichneten den Ackerbau als die einzige Quelle wahren Wohlstandes für die Nation, die Ackerbauer somit als die Träger aller Production und Wohlfahrt (Vgl. Schlosser „Der Bauer" in den Polit. Frgm.). Solche Anschauungen mussten in Geistern, wie Rousseau, den lebhaftesten Anklang finden und in sentimentaler Idealisierung und Steigerung in ihnen sich festsetzen. Rousseau sagt geradezu (Neue Hel. Th. 5, Br. 2): *la condition naturelle à l'homme est de cultiver la terre et de vivre de ses fruits.* Ein ideales Landleben schildert er im Emil und noch mehr in der Heloise. Nie ist seine Darstellung objectiv und naiv, sondern immer sentimental gefärbt. So gleich die bekannte Beschreibung, welche St. Preux von den Leuten in Wallis liefert. In den Confessionen freilich sagt Rousseau: Land und Leute dort schienen mir nie für einander gemacht, so oft ich Wallis besuchte; sein St. Preux aber schildert die

122) Rousseau hat sich nie in den Ton der höheren Gesellschaft eingewöhnt. Gut handelt darüber J. Morley in seinem „Rousseau" (London 1873).

Bewohner wie er sie finden wollte, nicht wie er sie fand. In seinem Führer sieht er „einen Freund, keinen Mietling.“ Es ist bewusste Idealisierung, ja Unwahrheit im Vergleich zu jener Stelle der Bekenntnisse, wenn St. Preux „durch den Umgang mit den dortigen Bewohnern in ein noch süsseres Entzücken versetzt“ wird, als „durch die herrliche Landschaft“, wenn er die glückliche Einfachheit und Unschuld, die patriarchalische Weisheit, Biederkeit und Gastfreiheit der Walliser preist. Hier giebt es keine „französische Galanterie“. „Hier ist die Familie das Bild des Gemeinwesens“. Er benutzt die Gelegenheit zu taciteischen Contrasten. Ohne einen Heller zu bezahlen, geniesst er einige Tage dies Naturleben und betrinkt sich sogar in dem schweren Weine seiner braven Wirthe. Die Walliserinnen werden als sehr hübsch, nur etwas zu voll geschildert, von „glänzender, zarter Gesichtsfarbe“ u. s. w.[123]) An dieser unbekannten Stätte der Glückseligkeit möchte er mit seiner Julie leben und sterben. Im zweiten Theile bietet dann Lord Eduard den Liebenden eine Länderei in York an, wo die Leute die Einfachheit der Urzeit bewahren; es sei wie Wallis nach St. Preux' Beschreibung. Die Liebe ist nach Rousseau eine „Freundin ländlicher Einsamkeit“, eine Hütte für Liebende der Tempel von Knidos. So kann uns nicht wundern, wenn Rousseau ein Verehrer

123) Mein Urgrossvater schreibt in seinem Reisetagebuche (1786): „Die Mutter Natur ist bei Austheilung der Schönheit gegen die Walliser sehr stiefmütterlich gewesen. Ich erinnere mich nicht ein schön Gesicht besonders unter dem weiblichen Geschlecht gesehen zu haben. Rousseaus Lob der schönen Walliserinnen in seinen Schriften ist daher wahre Satire“. Weiter aber: „Es ist nun schon der andere Tag, dass ich in dem reizenden Vevai bin und ich habe nichts gethan als in Rousseaus so schön geschriebener Eloise, deren meiste Scenen in Vevai sind, gelesen und die Gegend durchstrichen, in welcher die darinnen genannten Orte liegen.“

der Gessnerschen Schäferpoesie ist[124]). Er las die Idyllen in Hubers Uebersetzung wiederholt durch und rühmt ihren „ländlichen naiven Stil", den er im „Leviten von Ephraim" nachahmte (Bekenntnisse Buch XI; vgl. „Julie v. Bondeli" S. 249: *mon ouvrage fut aussi énergique que celui de Gesner, mais pas si naïf).* Auch in Deutschland tritt seit der Idyllendichtung der überspannte Hüttenenthusiasmus hervor. Hölty schreibt: „Eine Hütte, ein Wald daran, eine Wiese mit einer Silberquelle und ein Weib in meiner Hütte ist alles, was ich auf diesem Erdboden wünsche." Vgl. Klopstock gegen Ende seiner Ode „Der Zürchersee". Da man auf Erden diese Hütten nicht fand, schwärmte man für die „elysischen Waldlauben". Caroline Flachsland wünscht oft für sich und Herder eine Hütte: „Eine gute alte schöne deutsche Hütte ist genug für uns, wenn wir beisammen sind;" in Goldsmiths „Verödetem Dorf", welches Herder, Schlosser, Goethe und Gotter übersetzten, findet sie ihr „ganzes Ideal von dem sanften, unschuldigen, ruhigen, friedfertigen Landleben." „Kleistens Frühling in der Tasche" pilgerte man auf's Land. Matthisson, für Rousseaus Clarens und Meillerie[125]) schwärmend, sagt in dem Gedicht „Votivgemählde":

---

124) „Gessner folgte diesen (den Spaniern und Italienern) und malte Schweizernatur mit arcadischen, oder besser idealischen, das heisst chimärischen Einwohnern" Voss (Briefe I S. 191).

125) Er zieht diese Gegend dem Aetna, Tiburs Haine, Neapels Golfe vor und feiert sie in dem Gedichte „Der Genfersee": „Wo jener, dessen heilgen Aschenkrug Mit Eichenlaub die Wahrheit selbst umwunden Die Bahn zum unerreichten Adlerflug In Heloisens Zauberwelt gefunden" „O Clarens! friedlich am Gestad erhöht, Dein Name wird im Buch der Zeiten leben. O Meillerie voll rauher Majestät, Dein Ruhm wird zu den Sternen sich erheben" „Zu deinen Felsen, die den Einsturz dräun, In deren Schlund, wo nie die Dämmrung tagte, Um Julien mit Safos wilder Pein, Mit Orfeus Thränen der Verbannte klagte"; „Zu deinen Gipfeln, wo der Adler schwebt,

„Stets im freundlichen Traum zaubert mein Genius
Mir ein Hüttchen am See, unter der Dämmerung
Deiner Felsengestade
Wildromantisches Meillerie."

Sentimentalität und Idealisierung zeigt sich auch in Rousseaus Schilderung von dem Leben, welches Julie, Wolmar und St. Preux in Clarens führen. „Sucht sie nicht dort" ruft der Dichter selbst in der Autobiographie. St. Preux kann die einfachen Mahlzeiten, die Feste, das liebevolle Verhältniss zwischen Arbeitsgeber und ländlichem Arbeiter nicht genug rühmen. Landbau sei der erste Beruf des Menschen und erinnere an das geschwundene goldene Zeitalter. St. Preux

Und aus Gewölk erzürnte Ströme fallen, Wird oft von süssen Schauern tief durchbebt An der Geliebten Arm der Fremdling wallen." Er erzählt in der Selbstbiographie (s. o.), Olivier am Dessauer Philanthropin, ein Waadtländer, sei ihm ein treues Urbild von Rousseaus St. Preux gewesen; „durch mächtigeren Zauber, als irgend eine romantische Dichtung je zuvor, selbst Goethes Werther nicht ausgenommen, hatte die neue Heloise des Genfer Philosophen sich seiner (Matthisons) Einbildungskraft bemächtigt. Olivier wurde nun dringend in Anspruch genommen, ihm die Landschaften, welchen Rousseau seine Figuren einstaffirte, nach der Natur zu schildern, besonders die Umgebung des Dorfes Clarens und Meilleries erhabene Felsenwelt" (S. 65). Von seinem Aufenthalte in Bern schreibt er: „Die Alpenkette des Grindelwaldes, von Bern aus gesehen, behauptet bekanntlich unter den prachtvollen und erhabenen Schauspielen, welche die Schweiz der Bewunderung des Naturfreundes darzubieten hat, eine der ersten Stellen .... Ein günstiger Nordwind zerriss den Vorhang des Allerheiligsten." Er sieht „die Riesenhäupter der Urgebirgswelt mit ihren ewigen Eiskronen in der dunkeln Bläue des Morgenhimmels. Von so ungeheuren Massen und so blendenden Farbencontrasten kannte seine Phantasie bisher weder Verhältniss noch Wirkung. Aber es war ihm bei dem Anblick zu Muthe als würden seinem Geist neue Flügel gegeben, sich zu höheren Regionen aufzuschwingen und im Haine der Musen etwas zu vollführen, des Beifalls der Edlen nicht unwerth. Dieser Moment war die eigentliche Sängerweihe des aufstrebenden Kunstjüngers." Bald entstand der „Genfersee". Vgl. „Erinnerungen" z. B. II 278. 401. III 262. IV 359.

findet in dem Zusammenleben einen Zug antiker Einfachheit. Bei den Feierabenden, welche der Rundgesang von Volksliedern[126]) verschönt, fühlt er, dass „die Einfachheit des Hirten- und Landlebens immer etwas Anziehendes und Rührendes hat“: „man vergisst Jahrhundert und Zeitgenossen und wird in die Tage der Patriarchen zurückversetzt..... O Zeiten der Liebe und Unschuld, wo die Frauen zärtlich und sittsam waren und die Menschen einfältig und zufrieden lebten“; er denkt an Rahel und die *douce élève de Noëmi,* Ruth. Alttestamentliches also, wie bei Goethe.

Episodisch ist die Geschichte von Fanchon Regard und Claude Anet eingefügt. Schwerlich hätte ein Dichter des *siècle de Louis XIV* gewagt, die Liebe von Held und Heldin und das Verhältniss eines Liebespaares aus dem Volke in Vergleich und auf eine Linie zu stellen. Zartere, tiefere Empfindung sprach man den unteren Schichten, der Canaille, hochmüthig ab. Rousseau fragt in der zweiten Vorrede, ob man etwa im Palaste die Liebe lebhafter empfinde, als in den Hütten?

Werther sehen wir anfangs in glücklicher ländlicher Einsamkeit im Verkehr mit den Geringen des Ortes leben und ein homerisches, patriarchalisches Leben geniessen. Auch deshalb ziehen ihn die Geringen an, weil sie in ihrem schlichten, einförmigen Alltagsleben die wahren grossen Sorgen des Lebens wenig spüren, über Schicksal und Menschenbestimmung nicht grübeln. Vgl. Briefe an Frau v. Stein I. S. 131. Wie Goethe Episoden aus den unteren Ständen als Parallelen einflicht, wurde gezeigt. Nicht nur sind nach Werther Leben und Leidenschaften der niederen Leute den Geschicken der Höherstehenden gleich, sondern „mit unsern hergebrachten

126) *La plupart de ces chansons sont de vieilles romances dont les airs ne sont pas piquants, mais ils ont je ne sais quoi d'antique et de doux.* u. s. w.

sittlichen Worten vorgetragen“ werden sie sogar „vergröbert“. So sagt Werther vom Bauerburschen: „Diese Liebe, diese Treue, diese Leidenschaft ist also keine dichterische Erfindung. Sie lebt, sie ist in ihrer grössten Reinheit unter der Klasse von Menschen, die wir ungebildet, die wir roh nennen. Wir Gebildeten — zu nichts Verbildeten!“

3. Die Kinder.

Goethe war, so lang er lebte, ein grosser Kinderfreund. Bis in seine letzten Jahre reichen die Zeugnisse dafür, am vollsten aber fliessen sie in der Zeit, wo er den Wertherroman dichtete. Caroline Flachsland erzählt, dass er sich „mit Merks Kindern so viel zu schaffen gemacht“ und in Frankfurt spielte er mit den Kleinen im Brentanoschen Hause (Merck Briefe aus dem Freundeskreis S. 86). Im hellsten Lichte jedoch zeigt sich Goethe, der Kinderfreund, unter den Geschwistern des deutschen Hauses in Wetzlar. „Er liebt die Kinder und kann sich mit ihnen sehr beschäftigen“ urtheilt Kestner nach der ersten Bekanntschaft. In seinen Briefen fragt Goethe stets nach seinen „lieben Bubens“; er schreibt (S. 56): „Wollt ich säss noch zu Lottens Füssen und die Jungen krabbelten auf mir herum“ oder (S. 123): „wenn meine Buben noch über einander krabbeln wie junge Katzen“ und malt sich aus (S. 124) wie:

„Mit dreckigen Händen und Honigschnitten
Mit Löcher im Kopf, nach deutschen Sitten
Die Buben jauchzen mit hellem Hauf
Tühr ein Tühr aus, Hof ab Hof auf.“

Dann schickt er Stoff für seine „zween kleine Buben zu Wamms und Pumphosen“: das soll man ihnen „den Abend vor Christtag bescheren“ und ein „Wachsstöckgen“ dazu stellen und sie von ihm küssen (S. 112). Als er in Frankfurt

über den Christmarkt geht, denkt er bei den Lichtern und Spielsachen wieder nur an die Buben und schreibt (S. 115): „Hätt ich bey Euch seyn können ich hätte wollen so ein Fest Wachsstöcke illuminiren, dass es in den kleinen Köpfen ein Wiederschein der Herrlichkeit des Himmels geglänzt hätte.“ Hans, Lottens ältester Bruder, soll fleissig schreiben und ja „in's Detail gehen“, die „Mädgens und Bubens“ aber „sollen brav seyn und Mandeln haben und Bilder“ (S. 188). Er schickt ihnen „was aus der Mess“, bald darauf „Rosinen Feigen und Bilder“ und freut sich, wenn er vom Herrn Hans „eine complete Chronik aller Löcher“ und „Beulen“ hat.

Bevor Werther noch in seinen Kreisen vertrautere Bekannte gefunden hat, schreibt er an Wilhelm: „Die geringen Leute des Orts kennen mich schon und lieben mich, besonders die Kinder.“ Ihn lockt und erfreut das Naive und Natürliche des Kindes. Die Kinder in Wahlheim bekommen Zucker und Butterbrot und ihren Sonntagskreuzer. Dann werden Lottens wilde Brüder und Schwestern seine Lieblinge, die er auf sich „herumkrabbeln“ (S. o.) lässt, denen er Märchen erzählt, Kartenhäuser baut, mit denen er grosses „Geschrei verführt.“ So fällt noch mitten in die Leiden des sentimentalen zweiten Theils wie ein freundliches Licht der schöne naive Zug, dass der Kleinste Werthern erzählt: „Morgen und wieder Morgen und noch ein Tag“ dann sei Weihnachten und die grossen Brüder hätten schöne Neujahrswünsche geschrieben, „so gross“, und „auch einen für Herrn Werther“; für ihn, der keine Wünsche und Hoffnungen mehr hat. Er will, dass man die Kinder gewähren lassen soll, wie sie wollen, nicht mit roher Hand oder magisterlicher Pedanterie dieses naive Kindesleben und damit die Natur antasten [127]).

127) Goethe an Friederike: „Wir wollen kleine Kränzchen winden,
Wir wollen kleine Sträusschen binden,
Wir wollen kleine Kinder sein“.

„Wir sollen es mit den Kindern machen, wie Gott mit uns, der uns am glücklichsten macht, wenn er uns im freundlichen Wahne so hintaumeln lässt.“ Den klugen Leuten will das freilich nicht in den Kopf; der Doctor, „eine sehr dogmatische Drahtpuppe“ findet Werthers Benehmen eines gescheuten Menschen unwürdig und klagt, er mache die Kinder nur noch ungezogener, und ein anderer meint verdriesslich, als Werther ihm die hübsche Scene mit dem kleinen Malchen am Brunnen erzählt, man solle Kindern nichts weis machen, sondern sie früh verständig bilden. Hier hofmeisterliche Verbildung und Künstelei im Sinne des Weisseschen Kinderfreundes, bei Werther volles Verständniss des frischen kindlichen Wesens. Wir verstehen es, warum seinem Herzen die Kinder die nächsten auf der Erde sind (S. 29). Die Grossen stossen ihn ab; der Verkehr mit den Kleinen verletzt ihn nicht, er erfrischt ihn. Die Kinder sind glücklich; bei ihnen empfindet er sein Leiden weniger. Er denkt sich in die eigene Kindheit zurück und vergisst seinen Schmerz, der freilich wie ein Trabant an der Thüre harrt. Er wiederholt die goldenen Worte: „wenn ihr nicht werdet, wie eines von diesen“ (vgl. Br. an Fr. v. Stein II 103) und möchte in den Tag hinein leben wie das Kind, das keine Lebenssorgen kennt, als seine Puppe und das verschlossene Zuckerbrot. Er kann sich an ihren „Leidenschaften und simpeln Ausbrüchen des Begehrens“ ergötzen, denn ihre Leidenschaften sind nicht verderblich, wie die seinen, und ihre Begierden nicht so gefährlich, wie sie. Und doch hat er für sein ungestümes Verlangen immer den Vergleich mit dem Begehren des Kindes. „Was man ein Kind ist!“ „o was ich ein Kind bin“. Wie das Kind nach allem greift, was ihm in den Sinn fällt, so möchte er „zugreifen“, und noch wenige Minuten vor dem Tode ruft er: „hab ich nicht, gleich einem Kinde, ungenüg-

sam allerlei Kleinigkeiten an mich gerissen, die du Heilige berührt hattest!", sieht er „die Lieben" um sich „wimmeln" und bittet Lotten sie tausendmal zu küssen[128]).

Anders Rousseau der Dichter. Rousseau der Pädagog und Theoretiker freilich sagt, sein Emil sei der Zögling der Natur, und „die Natur will dass die Kinder Kinder sein sollen, ehe sie Männer werden. Wollen wir diese Ordnung umkehren, so werden wir frühreife Früchte hervorbringen." Sie sollen Kinder sein, „nicht junge Doctoren". Sie sollen nicht zu viel Bücher bekommen, nicht die gespreizten Lafontaineschen Fabeln, aber den Robinson Crusoe fleissig lesen[129]). Er weiss sehr wohl, dass die Kindheit ihre eigenen Ansichten, Begriffe, Gefühle hat, und nichts unsinniger ist, als ihr die unsrigen unterzuschieben. Er liebte die Kinder *(Rêveries, IX. Promenade).* Das Kind soll sich tummeln und austoben. „Du wirst es nie dahin bringen" sagt Rousseau im Emil „verständige Leute zu erziehen, wenn du nicht von vorn herein Gassenjungen bildest". — Wenn in der Neuen Heloise Kinder auftreten, ist man nach dem Vorigen geneigt, sie nicht geziert und unnatürlich, sondern frisch und ausgelassen zu erwarten wie die muntere Schaar im Hause des

128) Jacopo Ortis theilt diesen Zug mit Werther. „Ich weiss nicht, wie es kommt, aber alle Kinder haben mich gerne". Er lehrt Isabellina, das Schwesterchen seiner Theresa, lesen und schreiben und treibt „tausend Kinderpossen". Er schreibt an Lorenzo: „ich sass auf dem Fussteppich und war sehr mit meiner kleinen Isabelle beschäftigt, die das Abc auf einen Stuhl kleckste."

129) Als der Pariser Gymnasiallehrer Goffaux den wunderlichen, aber, wie die Zahl der Auflagen zeigt, erfolgreichen Einfall hatte, einen lateinischen *Robinson Crusoëus* als erste Schullectüre herauszugeben, sagte er in der Vorrede: *atque is mihi visus est qui finem hunc assequeretur scriptus apud Anglos de Robinsonis casibus liber, de quo Russoeus noster: hunc primum leget Emilius.*

Amtmannes. Aber Naivetät ist der letzte Vorzug Rousseaus des Dichters. Juliens Kinder sind zwar „wild und unruhig, wie es ihr Alter mit sich bringt", aber zugleich so „rücksichtsvoll" zu schweigen, um die „allgemeine Sammlung" nicht zu stören. Zu dem Spiele mit den Onchets (Th. 5, Br. 3) würden Goethes Buben gar keine Geduld haben. Die kleinen Wolmars sind Muster von Artigkeit. Offenbar hat ihnen Rousseau zu viel von der Tugend und Würde der Eltern beigelegt. Wie sollten die Kinder der *épouse sage et vertueuse* ungezogen sein? St. Preux denkt, wenn er sie liebkost, mehr an ihre Mutter, und liebt sie nicht als Kinder, sondern als Juliens Kinder. Sie werden auch selten erwähnt. Oefter die ältere Henriette, Claires Tochter. Sie ist sieben Jahre alt und nach unseren Begriffen sehr altklug, affectiert und unkindlich[130]). Im 14. Briefe des fünften Theiles ist ein Brief der kleinen Henriette an ihre Mutter eingeschlossen; anfangs ist der Ton nicht unglücklich getroffen, aber wie geziert klingen die Worte: *ma bonne maman, que vous êtes méchante, si vous faites pleurer ma petite maman* und der witzige Schluss: *j'embrasse tout le monde, excepté vous; maman, vous m'entendez bien, je n'ai pas pour vous de si longs bras.* An Juliens Todeslager denkt das siebenjährige Kind daran, dass Kaiser Vespasian stehend starb, und sagt: *je ne sais pas, s'il faut qu'un empereur meure debout, mais je sais bien qu'une mère de famille ne doit s'aliter que pour mourir.* Wie unkindlich. Und gar folgende Comödie: Claire will nach Juliens Tode keine Speise nehmen, worauf Henriette, Gesten und Stimme der Todten copierend, ihrer Mutter Essen anbietet. Uns ist der Kleine mit dem „Rotznäschen" lieber, als *ces enfants plus beaux que le jour.*

130) Auch Lessings kleine Arabella in der „Miss Sara Sampson" ist unkindlich.

Wir sahen, wie Werther der Kindesnatur schöne Vergleiche entlehnt. St. Preux hingegen muss immer den Tadel hören, er sei ein Kind, kein Mann. So wirft ihm Claire vor: er bedürfe noch eines Vormundes. Julie schilt ihn als knabenhaft und fragt: „werden Sie nie aufhören ein Kind zu sein?“ Mylord Eduard ruft ihm zu: „Geh heraus aus deiner Kindheit, Freund, wache auf!“

4. Stand.

Rousseau hat in der Neuen Heloise die Standesunterschiede als tragisches Motiv eingeführt. St. Preux' Liebe zu Julie ist nur deshalb keine glückliche, weil er der bürgerliche Schriftsteller, sie aber die Tochter des stolzen Baron d'Etange ist. Dieser betrachtet ihn als den bezahlten Lehrer seiner Tochter, als Roturier, der keine Stunden unentgeltlich geben darf. Er will keine „Verbindung ohne Titel“ und nicht „den ersten besten“ zum Schwiegersohn, sondern nur einen Edelmann. Schon im Anfange ruft Claire ihrer Freundin zu: „Der Baron von Etange seine Tochter, sein einziges Kind, einem gemeinen Bürgerlichen geben! Kannst du das hoffen? .... arme, arme Cousine“. Mylord Eduard wagt es in seiner freimüthigen, unbedachtsamen Offenheit dem Baron eine Heirat zwischen St. Preux und Julie vorzuschlagen. Der Vater braust auf und weist verächtlich die Zumuthung zurück, einen „armen Quidam, einen jungen Menschen ohne Stand und Namen“ in seine Familie und die Gesellschaft aufzunehmen. Bomston antwortet: „Solche Quidams sind achtbarer als alle Krautjunker Europas“, „sollen Geist und Verdienst Titel sein, welche von der Gesellschaft ausschliessen?“ „waren die Fürst, die Tell, die Stauffacher Edelleute?“ „der Adel! eitles Vorurtheil . . .! aber er besitzt einen Adel, zweifeln Sie nicht, nicht mit Tinte auf alte Pergamente geschrie-

ben, sondern tief im Grunde seines Herzens in unauslöschlichen Zügen eingegraben." Einem englischen Pair hat Rousseau diese Worte in den Mund gelegt. An dem starren Sinne des Aristokraten scheitert St. Preux' Glück. Als später Frau von Wolmar an Claire über ihren Lieblingsplan einer Heirat dieser und St. Preux schreibt, sagt sie, nur niedrige Seelen könnten einwerfen, man dürfe keinen Abenteurer heiraten: „Ich kenne keine entehrende Ungleichheit, ausser die des Charakters oder der Erziehung. Ein Mann, der in ehrenwerther Gesinnung aufgezogen ist, steht aller Welt gleich; es giebt keinen Rang, in dem er nicht an seinem Platze wäre. Es ist besser von Adel abzusehen als von Tugend, und die Frau eines Köhlers ist achtungswerther, als die Maitresse eines Fürsten"[131]). Solche revolutionäre Worte mussten zum Zündstoff der kommenden Umwälzung werden. Für Rousseau, welcher das Wort Natur zum Schlagwort erwählt hat und die Herstellung der unverfälschten Urzustände predigt, muss jeder Standesunterschied als Frevel gegen die menschliche Gleichheit gelten. Er giebt das Signal zu dem Schlachtruf der Revolution: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit! Die Standesunterschiede erheben die Unwissenheit, die sittenlose Ueppigkeit, die herzlose Convention über die gediegene Bildung, die Einfachheit, die Sittenreinheit, die Forderungen des Herzens und die Gebote der Natur. Wie in dem Briefe an d'Alembert heisst es im Romane, Leute, welche zu Fusse gehen, würden nicht zur Welt gezählt; am Hofe und in der höfischen Tragödie gedeihe nur die kalte Etikette, Liebe sei nur eine Chimäre, das Herz habe in den Heiraten der Kö-

131) Rousseau schrieb zuerst *roi*, nicht *prince*. Herr von Malesherbes tilgte die ganze Stelle in dem für Frau von Pompadour bestimmten Exemplare. — Aergerniss erregten auch die scharfen Worte (I Br. 62): *il y a vingt contre un à parier que tout gentilhomme descend d'un fripon.*

nige nichts zu thun. Herz, Ehre, Liebe, Verdienst verleihe dem Menschen Adel. „Dass der Rang sich nach dem Verdienste bemesse, und die Vereinigung der Herzen nach ihrer Wahl, das ist die wahre gesellschaftliche Ordnung; die welche ihn nach Geburt und Reichthum bemessen, sind die wahren Zerstörer dieser Ordnung.“ „Welche höllischen Ungeheuer sind diese Vorurtheile, welche die besten Herzen erniedrigen, und in jedem Augenblicke der Natur Schweigen gebieten“. Julie klagt: „wir waren für einander geschaffen; ich würde ihm gehören, wenn nicht menschliche Satzung die natürliche gestört hätte.“ St. Preux-Rousseau leitet die Zuchtlosigkeit und die Auflösung aller ehelichen Bande, wie sie uns in den Memoiren jener Zeit anekelt, aus den Standesehen her; er sieht in den Cirkeln der Hauptstadt nur Larven, keine Menschengesichter, und findet zu der verschwenderischen Prasserei der hohen Kreise als schreckliche Kehrseite das jammervolle Elend der niederen, aber besseren Schichten der menschlichen Gesellschaft.

Hatten in Deutschland schon die moralisierenden Familienromane bürgerliche Tugend als das verherrlicht, was den Menschen Adel und Werth gebe, und hatte die Nationalökonomie Arbeit und Ackerbau als Träger und Bedingungen des Volkswohles hingestellt, hatte ferner auch die ländliche Dichtung niedere Klassen in poetischem Lichte gezeigt und die Begeisterung für Hermann und altdeutsche Einfalt einen Ekel gegen die Verhältnisse in der Gesellschaft der Gegenwart hervorgerufen, so gab doch erst Rousseau, der Verfasser des *Discours sur l'inégalité,* diesen Gedanken eine stürmische, revolutionäre Richtung. Rousseauisch ist der in den Dramen der Zeit immer deutlicher auftretende Zug, die Standesunterschiede als tragischen Hebel zu benutzen, die Verderbniss der Höfe zu schildern, „schöne Seelen“ und hochgestellte

Bösewichte zu contrastieren. Allen geläufig ist das Beispiel von Schillers „Cabale und Liebe", wo Luise Millerin u. a. ruft: „Dort rechnet man Thränen für Triumphe und schöne Gedanken für Ahnen an!"

Weniger outriert, aber doch Rousseauisch gefärbt waren Goethes Anschauungen über Stände in der Wertherperiode. Die Liebe für Land und Landleute lernten wir kennen. Werther (S. 7) tadelt, dass „Leute von einigem Stande sich immer in kalter Entfernung vom gemeinen Volke halten" oder gar dem „sogenannten Pöbel" mit Spott und Uebermuth begegnen. Die Rousseauschen Urzustände sieht er dann im poetischen Lichte Homers und des alten Testamentes. Werthers Ansichten lassen ihn von vorn herein nicht für ein öffentliches Amt geeignet erscheinen. Er will sich nicht durch „Gesetz und Wohlstand modeln" lassen. Dies Amt bringt ihn zugleich in die Nähe der Adelskreise. Während er bisher in der schlichten bürgerlichen Welt verkehrte und an dem Familienglück im Amtmannshause Theil hatte, schaut er nun in der Gesellschaft „die elendesten und erbärmlichsten Leidenschaften ganz ohne Röckchen", „das glänzende Elend", den lächerlichen Stolz einer ehemaligen Amtsschreiberstochter, die Aufgeblasenheit des Vornehmen. Er klagt über die „fatalen bürgerlichen Verhältnisse". Fräulein v. B. leidet unter ihrem Stande, indess ihre Tante in „dem Mangel von allem, vom anständigen Vermögen an bis auf den Geist, keine Stütze hat als die Reihe ihrer Vorfahren, keinen Schirm als den Stand, in dem sie sich verpallisadirt und kein Ergötzen, als von ihrem Stockwerk herab über die bürgerlichen Häupter weg zu sehen." Unter den Menschen, die nur dem Ceremoniel und dem Gedanken leben, einen Stuhl höher zu rücken, fühlt er sich fremd und ausgetrocknet und betrachtet das seinem Herzen fremde Volk wie die „Männchen und

Gäulchen“ eines Raritätenkastens, wie Marionetten, nicht wie Menschen. Der Aerger über diese Hohlheit der Adligen zeigt sich in der scharfen Satire S. 74 f. Und diese Gesellschaft beleidigt ihn, der sich um so viel besser dünken darf, und weist ihn unter Schimpf aus ihrer Mitte. Dazu nun der schneidende Gegensatz: er liest beim Untergange der Sonne, wie Ulyss, der König, von dem trefflichen Schweinehirten bewirthet wird.

An dem edlen Hofe zu Weimar und im Verkehre mit dem gebildeten, hochsinnigen Adel gewann Goethe gerechtere und klarere Anschauungen.

5. Wissenschaft. Bücher. Amt.

Rousseau beantwortete in seinem *Discours sur les sciences et les arts* die Frage, ob der Aufschwung der Wissenschaft die Sitten geläutert habe, mit einem lauten Nein[132]). Er will Wissenschaft und Bibliotheken nicht ausrotten — so verblendet ist er nicht — aber ihre verderblichen Folgen scheinen ihm die Vortheile weit zu überwiegen. Während er das Princip verficht: *ramener tout à la nature*, führen die Wissenschaften von der Natur ab und verbauen den Weg zu ihr durch Bücherhaufen; während er Zustände und Sitten zur ursprünglichen Natur zurückleiten will, fördern jene die Verbildung, die Unnatur, den Dünkel, den Luxus, die Sittenverderbniss. Er sagt in der *Réponse au roi de Pologne:* „Unsere Bibliotheken strotzen von theologischen Werken, und die Casuisten wimmeln unter uns. Ehemals hatten wir Heilige, und keine Casuisten. Die Wissenschaft breitet sich aus, und der Glaube schwindet dahin; jedermann will lehren gut zu handeln, und niemand will es lernen; wir sind alle Ge-

132) Berücksichtigung verdient gewiss auch, dass Rousseau nie eine strenge wissenschaftliche Zucht durchgemacht hat.

lehrte geworden, und wir haben aufgehört, Christen zu sein;“ der Christ bedürfe nur Eines Buches: der Bibel. Sein savoyischer Vicar schilt die Philosophen, die bei aller Aufgeblasenheit gar nichts wüssten[133]); seine Methode ruhe nicht auf dieser aufgeblasenen Philosophie, sondern er finde sie im Grunde des Herzens von der Natur unverlöschlich eingegraben; er schlägt alle Bücher zu: „Ein einziges liegt aufgeschlagen vor meinen Augen da, es ist das Buch der Natur!“ Diese Anschauungen kehren in der Neuen Heloise wieder. St. Preux eifert gegen das viele Lernen und die übermässige Lectüre: Italienisch soll man treiben der Dichter wegen und alte Geschichte, um sich an plutarchischen Vorbildern zu erheben, denn nur die Bücher sind gut, welche uns bessern. — So ruft Karl Moor: „Mir ekelt vor diesem tintenklecksenden Saeculum, wenn ich in meinem Plutarch lese von grossen Menschen!“ — St. Preux schreibt an Julie: „O reden Sie mir nicht mehr von Philosophie: ich verachte dies trügerische Auskramen, das nur aus leerem Gerede besteht, dies Phantom, das nur ein Schatten ist.“ Was ist alles weise Geschwätz? „die Stimme der Natur ist stärker.“ In der Vorrede heisst es, die Irrthümer dieser Liebenden seien mehr werth als alle Wissenschaft der Weisen; im 11. Briefe des zweiten Theiles: „O über die subtilen Argumente, die so viele Bücher füllen und nie einen braven Menschen gebildet haben. O! diese traurigen Schwätzer!“ Lord Eduard schreibt an Wolmar: „Sie werden auch einige Bücher zur Vermehrung ihrer Bibliothek erhalten; doch was werden Sie Neues in Büchern finden? O Wolmar! Sie brauchen nur im Buche der Natur lesen zu lernen, um der weiseste Sterbliche zu sein.“ Schlimm geht es aber den Schulphilosophen, welche

133) *Il y a plus d'erreurs dans l'Académie des sciences que dans tout un peuple de Hurons (Émile III).*

dieses Buch nicht einsehen und nicht verstehen, „diesen Haufen von Gelehrten, welche London und Paris bevölkern.“ Oft begegnen uns die Ausrufe: *o grands philosophes!* oder *auteurs illustres, brillants académiciens!* oder *o mes pauvres philosophes!* Den Philosophen jeder Zeit sei die Sucht gemein, das Seiende zu leugnen und das Nichtseiende zu erklären. Immer und immer wird den „materialistischen Schwätzern“ und der „hochnäsigen Philosophie“ die „süsse Stimme der Natur“ entgegengestellt.

Eindringende wissenschaftliche Betrachtung scheint Rousseau fast zudringliche Neugier und trockene Gefühllosigkeit zu sein. So ist Rousseau z. B. der rein wissenschaftlichen Naturbetrachtung nicht hold. „Die Blumen sind geschaffen, um unsere Blicke im Vorübergehn zu ergötzen, und nicht um so neugierig anatomiert zu werden“ (N. H. Th. 4, Br. 11). Gegen Ende der „Bekenntnisse“ macht er Linné, den er sonst hochschätzt, den Vorwurf, er habe die Botanik zu sehr in Herbarien und Gärten, zu wenig in der Natur studiert, und spottet über Fagon, der alle Pflanzen des Jardin-Royal gekannt habe, aber keine einzige im Freien. Er selbst gieng in den Wald oder auf die Wiese und legte sich neben der Pflanze auf die Erde. So habe er die Gewächse kennen gelernt, ehe sie durch die Hand des Menschen ihrer Natur entfremdet seien. Ueber seine botanischen Studien vgl. Rêveries V. VII. — Freies bewunderndes Anschauen, keine minutiöse Forschung und Stubengelehrsamkeit wird gefordert.

Solche Anschauungen, welche durch Young u. A. bekräftigt wurden, mussten namentlich die Jugend gewinnen. Gelehrsamkeit war nur noch ein trockener Kram, Poesie und Naturbewunderung die Aufgabe des freien Menschen. Bürger sagt scherzend, die Welt werde noch in Papier ersticken; und viele dachten in Art der Schillerschen Tiraden: „Pfui!

pfui! über das schlappe Castratenjahrhundert, zu nichts nütze, als die Thaten der Vorzeit wiederzukäuen und die Helden des Alterthums mit Commentationen zu schinden und zu verhunzen mit Trauerspielen!" Freilich ist es leichter, die Philosophen Salbader und Narren zu nennen oder wie Byron zu spotten: „einst trieb ich Philosophie und schwatzte Unsinn mit vielem Anstande," als selbst sich philosophisch zu bethätigen, leichter, Wissenschaft und Amt zu verlachen, als selbst ein Gelehrter oder tüchtiger Beamter zu werden[134]). Schöngeisterei und Oberflächlichkeit wurden dadurch genährt. Manche giengen darüber zu Grunde; ich nenne Lenz.

Gleich im Anfang spricht Werther seine Abneigung gegen die Bücher aus. „Lass mir sie vom Hals!" schreibt er an Wilhelm; Homer ist ihm genug. Jacopo Ortis lässt alle verkaufen ausser seinem Plutarch. „Die Bücher speien mich alle an" heisst es später im Werther. Er verachtet die „hochgelahrte Schul- und Hofmeister" und „dogmatischen Drahtpuppen" und geräth in Wuth über die Pfarrerin, welche über

134) „Ich habe in meinen Universitätsjahren und nachher enthusiastische Bewunderer von Haller und welche von Klopstock gekannt. Die von Haller, ich rede hier bloss von den Dichtern, waren gemeiniglich Leute von Geist und Nachdenken, die ihre Brotwissenschaften nie vernachlässigten. Hingegen mit Klopstocks Bewunderern verhielt es sich gerade umgekehrt. Die meisten waren unausstehliche Pinsel, denen vor den Wissenschaften, die sie eigentlich erlernen sollten, ekelte. Musenalmanache waren eine Hauptlectüre für sie. Waren es Juristen, so lernten sie nichts, waren es Theologen, so wurden es frühzeitige Prediger und die kamen noch am besten fort. Mediciner, die enthusiastisch für Klopstock eingenommen gewesen wären, habe ich nicht gekannt. Mir ist nicht bewusst, dass ein declarirter Bewunderer von Haller und der seine Gedichte mit vorzüglichem Vergnügen gelesen, hernach etwas frappant Einfältiges geschrieben hätte, hingegen ist es eine ganz bekannte Sache, dass unter Klopstocks eifrigsten Bewunderern einige der grössten Flachköpfe der Nation sind. Das Factum ist wahr. Erklären kann ich es selbst nicht." Lichtenberg (Bd. 1. S. 307).

rationalistischen Bibelstudien die Lust an der schönen Natur verloren hat, während sie „Kennikot, Semler und Michaelis gegeneinander abwiegt;“ „ein hageres, kränkliches Thier“, „eine Fratze, die sich abgiebt gelehrt zu sein, sich in die Untersuchung des Kanons (vgl. Danzel Lessing II² S. 145) melirt, gar viel an der neumodischen moralisch-kritischen Reformation des Christenthums arbeitet und über Lavaters Schwärmereien die Achseln zuckt, eine ganz zerrüttete Gesundheit hat und auf Gottes Erdboden deswegen keine Freude.“ Früher lernt er einen jungen Göttinger kennen, der aus Heynes Schule kommt und „viel Wissens auskramt“ über de Piles, Winckelmann, Sulzer, Batteux und Wood. Wären damals Wolfs Prolegomena erschienen, so würde Goethe diese Forschung ärgerlich und derb abgewiesen haben, wie er sich ja dauernd überhaupt nicht mit ihr befreunden konnte. Werther erkennt (S. 82) am Fürsten das Kunstgefühl an, hat aber den Eindruck, als ob er „ein wohlgeschrieben Buch“ läse. In seine „warme Imagination“, „tölpelt“ jener „mit einem gestempelten Kunstworte drein“ und ist „durch das garstige wissenschaftliche Wesen und durch die gewöhnliche Terminologie eingeschränkt.“

Höchst charakteristisch ist in dieser Hinsicht eine Scene in Klingers „leidendem Weibe“ (Act 2, Sc. 3):

Franz (Zimmer, antike Köpfe. Vor ihm aufgeschlagene Bücher): Weg Quark, alles. Der nächste Weg zum Narren zu werden ist sich ein System bauen zu wollen. Habs lang gedacht. Da arbeitet man sich durchs Zeug, bis man einen auf dem Punkt hat, woraus er das Ding ansieht, das er Weisheit und Wahrheit nennt, glaubt man's ertappt zu haben. — Vom Thron der Weisheit strahlt herab — Was? Weisheit? — Seifenblase, Schaum! Vom Thron der Wahrheit — o, ihr hungrigen Poeten, die ihr sie alle mit hellen Farben gemahlt, mit dem hellen Glanz der Sonne vergoldet und verglichen! Was strahlt sie dann? siehe da, Narrenkappen, hellbeleuchtete, Leute gekrönt damit, die Philosophen heissen. — Lieber Gott, da wird doch

kein bischen genutzt. Meinetwegen, ich will kein Buch mehr ansehen .... Lasst mir meinen Shakspeare und meinen Homer. Wir bleiben zusammen bis in den Tod. (Stellt sich vor einen Kopf des Laokoon und drauf vor's Brustbild der Venus.) Mein Laokoon, was hast auch du schon leiden müssen. Jeder Bube schwatzt von dir und grosse Leute reden, warum du den Mund aufthust. Hätten sie vor dir gestanden mit dem innigsten Gefühl — Venus! Ausdruck der Gottheit, Leben, Weben, Alles — es ist ein Augenblick, nur ein Augenblick — da steh ich oben.

Läufer: Guten Tag, Franz. Stehst du schon wieder vor deinen Götzen?

Franz: Sie sinds nun, meine Götter und Götzen. Bitt dich, lass das Maul heraus. Sieh, du musst davon nicht reden. Kommst mir just vor, wie die Kerls, die sich dahin stellen, Schönheit suchen, Ideal, was weiss ich; dann Regeln schreiben, definiren und schwatzen, und das all ohne Gefühl.

Also genussreiches Anschauen, gefühlvolles Versenken, aber keine Aesthetik, auch keine Lessingsche! Vgl. Schlosser, Kleine Schriften II S. 266 ff., wo Aristoteles ein „kalter Unmensch" genannt wird u. s. w.

Werther empfindet zwar nicht, dass die fortschreitende Wissenschaft die Sitten verderbt, wohl aber, dass sie die Poesie befehdet und verkümmert. Wenn er sich „in dem Anschauen einer unsichtbaren Ferne" verliert, erscheint ihm „das Gefühl der herrlichen Altväter, wenn Ulyss von dem ungemessenen Meere und der unendlichen Erde spricht, wahrer, menschlicher, inniger, als wenn jetzo jeder Schulknabe sich wunder weise dünkt, wenn er nachsagen kann, dass sie rund sei"[135]).

Zu solcher Verachtung aller Wissenschaft und alles ernsten

---

135) Anders Günther in dem Gedichte „Auf eine Magisterpromotion":

Seitdem Copernicus den Erdkreis umgedreht
Und Magellan den Weg zur güldnen Zeit gefunden,
Sind Bosheit und Betrug mit Haufen ausgesät
Und alle Tugenden des Alterthums verschwunden.

Studiums gesellt sich selbstredend die Verachtung jeder amtlichen gebundenen Thätigkeit. Rousseau hat sich nie in eine solche finden können: als Uhrmacherlehrling entlief er, als Pflegling der Madame de Warens machte er einige schwache Versuche einen Beruf zu ergreifen, bei der Gesandtschaft in Venedig hielt er es auch nicht lang aus. Er wollte frei sein, kein literarischer Frohnarbeiter oder Sclave eines bestimmten Amtes. Sein St. Preux wird als Schriftsteller bezeichnet; er ist Nichts. Man wollte Mensch sein, nicht Beamter; freie Menschlichkeit schien sich mit einem Stande nicht zu vertragen. Schlosser ruft in den „Politischen Fragmenten“: „Himmel, was für Stände! — Der Gelehrtenstand, der Juristenstand, der Predigerstand, der Autorstand, der Poetenstand — überall Stände und nirgends Menschen!“ „Auch ein Predigerstand und nur beyher Mensch!“ „Also ist auch die Religion zur Gelehrsamkeit worden!“ „Sobald ein menschlich Verhältnis ein Stand wird, so ist's, als ob wir nur beyher Menschen wären!“ Werther nennt gleichmässige bürgerliche Thätigkeit „Lumpenbeschäftigungen,“ den „Mann, der in einem öffentlichen Amt steht“ einen Philister, seine eigene Stellung einen „Käfig“, eine „Galeere“. Als er sie annehmen muss, fällt ihm „die Fabel vom Pferde ein, das seiner Freiheit überdrüssig, sich Sattel und Zeug auflegen lässt und zu Schanden geritten wird“; er „liebt die Subordination nicht sehr“; sein Gesandter ist ein „pünktlicher Narre“, dem der Werthersche Stil nicht pedantisch und correct genug ist; er kann sich nicht in die Art des Gesandten zu arbeiten fügen, erhält Verweise u. s. w. Er ist voll philantropischer Ideen, vertritt criminalistisch eine milde Beurtheilung der Verbrechen und setzt manchen Regierungsmaximen die Keime revolutionärer Anschauungen entgegen. Aus dieser Stimmung der Sturm- und Drangperiode schallt dann gesteigert und beinahe carikiert

der Schrei Schillers in den Räubern: „Da verrammeln sie die gesunde Natur mit abgeschmackten Conventionen ..... Ich soll meinen Leib pressen in eine Schnürbrust und meinen Willen schnüren in Gesetze. Das Gesetz hat zum Schneckengang verdorben, was Adlerflug geworden wäre. Das Gesetz hat noch keinen grossen Mann gebildet, aber die Freiheit brütet Kolosse und Extremitäten aus!“

Dichter. Künste.

Für Dichtung und schöne Künste darf nach Rousseau nur ein Schiboleth und eine Regel gelten: Natur. Da er es liebt, die Romanprosa durch eingestreute lyrische Stellen zu unterbrechen, die französische Dichtung ihm jedoch zu geziert und unnatürlich scheint, greift er zu den Italienern. Zwar sind Citate aus Metastasio und sogar Marini nicht selten, aber Petrarca[136]), Tasso, Boccaccio vor allen müssen die glühenden Liebesbriefe der Heloise schmücken. Hier fand er die leidenschaftliche Sprache des Herzens in dem wohltönenden, schmeichelnden Idiom Italiens und eine bilderreiche Phantasie. Ich kann nicht nachweisen, wie viel er selbst etwa den Italienern entlehnte, doch lassen sich zu manchen eingewebten Versen leicht zahlreiche Parallelen in Rousseaus Prosa heranziehen; z. B. zu den folgenden aus Tassos Aminta:

Congiunti eran gl'alberghi *Ma piu congiunti i cuori*
Conforme erà l'etate *Ma'l pensier piu conforme.*

Das Patriarchalische im Alten Testamente zieht ihn an. Weniger wirken die alten Dichter, obwohl Homer einmal erwähnt wird, als die alten Prosaiker. Plutarch ist sein Liebling. *Mon maître et consolateur Plutarque* nennt er ihn in einem Billet an Frau v. Epinay (Mem. II, 179). Schon als

136) Der damals gerade auch in Deutschland den regsten Anklang fand.

kleiner unreifer Knabe las er ihn mit seltenem Gefallen [137]). Er erzählt uns davon im Anfange der Bekenntnisse: „Diese fesselnde Lectüre und die Gespräche, welche sich darüber zwischen meinem Vater und mir entspannen, erzeugten in mir den freien, republikanischen Sinn, das unbändige, stolze Wesen, unfähig Joch und Knechtschaft zu ertragen. Mit Rom und Athen unaufhörlich beschäftigt, in stetem Umgange so zu sagen mit ihren grossen Männern, selbst als Bürger einer Republik geboren und Sohn eines Vaters, dessen stärkste Leidenschaft die Vaterlandsliebe, ward auch ich nach seinem Beispiele für diese entflammt; ich bildete mir ein, Grieche oder Römer zu sein; ich war der Held, von welchem ich las: wenn Züge von Standhaftigkeit und Muth vorkamen, welche mich lebhaft ergriffen, so funkelten meine Augen und ich las mit starker Stimme.“ Klingers unbändiger Guelfo und Schillers Karl Moor treten uns mit dem Plutarch in der Hand entgegen, aus dem sie wie Rousseau die Begeisterung für republikanische Freiheit und Bürgertugend schöpfen und zugleich den Abscheu vor ihrem „schlaffen Castratenjahrhundert“ und „tintenklecksenden Säculum“, während der junge Napoleon sich am Plutarch für kaiserliche Weltherrschaft entflammte. „Mit dem göttlichen Plutarch in der Hand“ tröstet sich der nach Freiheit lechzende Jacopo Ortis über das Elend der Zeit. — Plutarchs Name wird in der Neuen Heloise oft genannt. Auch Julie citiert ihn in Briefen an St. Preux, beifügend, „wie dein guter Plutarch sagt.“ Sie lernen aus ihm „Nachahmung der grossen Männer.“ Deshalb werden auch im „Emil“ allein Plutarchs vorbildliche Biographien empfohlen.

Wie Rousseau die italienische Dichtung vor der franzö-

137) *Dans le petit nombre de livres que je lis quelquefois encore, Plutarque est celui qui m'attache et me profite le plus. Ce fut la première lecture de mon enfance, ce sera la dernière de ma vieillesse (Rêveries, IV. Promenade).*

sischen bevorzugt, so liebt er die italienische Musik und hasst die französische. Diese Sympathie und Antipathie hat vielleicht ihren lebhaftesten Ausdruck in einem St. Preuxschen Briefe (I, 48) erhalten. Gleich der französischen manierierten Poesie, die nie von Natur gewusst habe, sei die Musik der Franzosen unmelodisch, gekünstelt, langweilig, weinerlich, ein Bettel, der in's Feuer müsse und mehr dem Gewimmer der Kolik als dem Ausströmen der Leidenschaft gleiche, deren Takt dem Watscheln einer fetten Gans oder dem Galopp einer Kuh ähnle; die italienische hingegen sei die Sprache des Herzens, leidenschaftlich, gewaltig, rührend, bezaubernd, pathetisch, und erzeuge ein unbeschreibliches Lustgefühl. Juliens Gesang entzückt ihn und schläfert seinen Schmerz ein oder wandelt ihn wenigstens in sanfte Melancholie. Auch die einfachen, ergreifenden Weisen des Volksliedes (s. o.) werden gepriesen. — St. Preux malt zwar nicht, wie Werther, zeigt aber ein eindringliches Verständniss für das feinste Detail in der Beurtheilung von Juliens Portrait. Er sucht die kleine Narbe und jedes Grübchen, die er anmuthig *nichées d'amour* nennt. Man vergleiche, wie minutiös Rousseau die Stiche zur Neuen Heloise in einem Briefe an Coindet kritisiert[138]).

Die Anregung Rousseaus wurde durch Youngs Schrift „über den Geist der Originalwerke" verstärkt, in welcher die Rückkehr an den Busen der Natur und das Studium zweier Bücher: des Buchs der Natur und das Buch des Menschenherzens dem jungen Dichter ans Herz gelegt wird[139]). Die Verachtung gegen sogenannte Regeln und das Princip der Naturnachahmung in Kunst und Dichtung leben auch in Goethes Werther. Er fasst den Vorsatz, sich künftig „allein an die Natur zu halten. Sie allein ist unendlich reich, und sie

138) bei Streckeisen-Moultou a. a. O.

139) *Le vrai livre de la nature est pour moi le coeur des hommes* Rousseau.

allein bildet den Künstler.“ Wer nach Regeln arbeiten wolle, werde ein anständiger Mensch gewöhnlichen Schlages bleiben, nie aber ein Künstler; alle Regel zerstöre „das wahre Gefühl von Natur und den wahren Ausdruck derselben.“ Die Kunst verlange, wie die Liebe, Herz und Mensch ganz. Der Strom des Genies muss in hohen Fluthen hereinbrausen. Hatte Werther diese Ansichten sonderlich über Malerei geäussert, so schreibt er bald: „Was ich dir neulich von der Malerei sagte, gilt gewiss auch von der Dichtkunst.“ Gestempelte Kunstworte, „die gewöhnliche Terminologie“ und „das garstige wissenschaftliche Wesen“ kann nur schaden. Wie im Werther im Gegensatz zu der Heloise, die immer mehr durch neu hinzukommende Interessen in die Breite gedehnt wird, sich die anfangs universellen Interessen verengen und das Liebesleid als Siegerin allein das Feld behauptet, so tritt Werthers Talent und Liebe zum Zeichnen nur im Anfange hervor. Ein grosser Künstler zu werden, hindert ihn der Mangel an Scharfblick und klarer Auffassung, an Stelle deren er nur ein verschwommenes Gefühl besitzt; sein Zeichnen ist deshalb nur Dilettantismus. Goethe selbst war sich nicht klar, ob er Malergenie besässe oder nicht[140]). Werther besitzt ein geübtes Auge für landschaftliche Schönheit und genreartige Motive. Ungefähr wie es in der ersten Strophe von Goethes Gedicht „Landschaft“ lautet:

Das Alles sieht so lustig aus,
So wohl gewaschen das Bauernhaus,
So morgenthaulich Gras und Baum,
So herrlich blau der Berge Saum!
Seht nur das Wölkchen, wie es spielt
Und sich im reinen Aether kühlt.
Fände sich ein Niederländer hier
Er nähme wahrlich gleich Quartier,

140) Vgl. den Anfang des 13. Buches von Wahrheit und Dichtung.

Und was er sieht und was er mahlt,
Wird hundert Jahre nachgezahlt.

Man weiss, welches Behagen Goethe früh an den Niederländern fand.

So malt Werther in Wahlheim zwei Kinder, einen Zaun, ein Tennenthor und einige gebrochene Wagenräder zusammen. Genrebildlich sind manche Schilderungen im Romane: Werther, der dem Dienstmädchen am Brunnen den Eimer aufsetzen hilft; Lotte der Kinderschaar Brot schneidend; Werther, Lotte und Malchen am Brunnen; Werther und Lotte im Obstgarten; Werther unter den Kindern des deutschen Hauses; Lotte mit dem Kanarienvogel (S. 87).

Gesang und Musik kann, als zu den vorzüglichsten Bildungsinteressen der Zeit gehörig, nicht fehlen. Lottens Clavierspiel ist „simpel und geistvoll"; sie spielt „mit der Kraft eines Engels". Werther fühlt die leidstillende Zauberkraft der Musik. Nicht minder „süss" ist ihr Gesang. Wie St. Preux besonders von Einem Liede ergriffen wird, so auch Werther, als Lotte aus mannigfaltigen Melodien in die eine „alte himmelsüsse" einfällt. — In allen Dichtungen der Zeit muss die Heldin in Gesang und Tanz sich vor allen hervorthun. Einige Beispiele aus Millers „Siegwart" mag man unten nachlesen. Hermes schiebt in „Sophiens Reisen" einmal eine Ode an sein Clavier ein. Wie überspannt ist Schillers Jugendgedicht „Laura am Clavier": „Wenn Dein Finger durch die Seiten meistert, Laura, itzt zur Statue entgeistert, itzt entkörpert steh' ich da" u. s. w. Jean Pauls Liane spielt dann gar die Glasharmonika.

Ein Interesse, doch das Wort ist zu schwach, eine innige Liebe begleitet Werther durch den ganzen Roman: das Versenken in grosse Dichter. Wir müssen hier auch das berücksichtigen, was im Werther auf fremde Anregung zurückgeht —

von Rousseau abgesehen — ohne dass der Name genannt wird. Diese Dichter haben vielleicht tiefere Spuren in anderen Goetheschen Werken gelassen und im Werther lässt sich ihr Einfluss manchmal mehr fühlen, als erörtern.

Wir sahen, dass die Naturempfindung Werthers, wenn sie die Allmacht Gottes im Kleinsten bewundert oder dagegen den Herrn im Gewitter sieht, Klopstockisch ist und die Liebesempfindung ebenfalls in der Art Klopstocks innigst mit der Religion vereint ist. Klopstock hat ferner durch viele seiner Oden den Unsterblichkeitsglauben in der Seele der Zeitgenossen neu geweckt oder neu angefacht. Werther hält ihn fest und hat mit Lotte und Albert ein Gespräch über die Zukunft nach dem Tode. Klopstock liebt Exclamationen, welche dem Verstande unfassbar und nicht zu zergliedern sind, aber das innere Gefühl ergreifen: so Werthers Ruf „all! all!“ Wenn Werther die neue Pfarrerin schilt, die bei Michaelis, Kennikot und Semler alle Frische und Naturfreude verliert, so steht er wiederum auf Seiten Klopstocks, Hamanns und Herders in ihrer Reaction gegen die nüchterne Aufklärung. Es ist aber Klopstock der Odendichter, nicht der Dichter des Messias, den Goethe in Werther feiert. Wir müssen an die Ode „Frühlingsfeier“ denken, wenn Werther mit Lotte am Fenster des Ballsaales steht, beide dem sich verziehenden Gewitter nachsehen und sich an dem erquickenden Wohlgeruch des herrlichen Regens laben: „Sie sah gen Himmel und auf mich, ich sah ihr Auge thränenvoll, sie legte ihre Hand auf die meinige und sagte — Klopstock! — Ich versank in dem Strome von Empfindungen, den sie in dieser Losung über mich ausgoss. Ich ertrug's nicht, neigte mich auf ihre Hand und küsste sie unter den wonnevollesten Thränen. Und sah nach ihrem Auge wieder. — Edler! hättest du deine Vergötterung in diese Blicke gesehn, und möcht ich nun deinen so

oft entweihten Namen nie wieder nennen hören!“ In dem Satze „Ja wohl bin ich nur ein Wandrer, ein Waller auf der Erde“ ist „Wandrer“ für Mensch Ossianisch, das alliterierende „Waller“ ein Klopstocksches Wort. So sagt dieser in der Ode „die menschliche Glückseligkeit“: „Ist ein Mensch glückselig? Einer der Waller am Grabe das?“ (Zweimal, in anderem Sinne, in der Ode „Die Kunst Tialfs“.)

Am besten werden wir das Interesse am Alten Testamente anreihen, das Goethe-Werther mit Lowth und Herder poetisch auffasst, dessen patriarchalische Urzustände ihn anziehen. 1775 schreibt er an Merck (S. 54): „Ich hab das Hohelied Salomons übersetzt, welches ist die herrlichste Sammlung Liebeslieder, die Gott erschaffen hat.“ Er fühlt, was Herder später von der morgenländischen Poesie sagte: „Sie ist am Busen der Natur gesäugt.“ Alttestamentliche Wendungen, aus den Psalmen besonders, kehren im Werther wieder; so wenn er von Lottens dunkeln Augen sagt: „Mache ich meine Augen zu, so sind sie da,“ oder von Christus: „er, der die Himmel zusammenrollt wie ein Tuch.“

Aus der Lectüre des Goldsmithschen „Vicar von Wakefield“ hatte Goethe in Strassburg erkannt, ein Landgeistlicher sei der „schönste Gegenstand einer modernen Idylle“, „Wie Melchisedech Priester und König in einer Person.“ Was er las, erlebte er dann in Sesenheim, und schilderte dies Erlebte im Sinne der Goldsmithschen Dichtung. Ich halte die Vermuthung, welche Pfarrer Lucius von Sessenheim — so heisst das Dorf — in seinem Schriftchen „Aus der Geschichte eines alten Pfarrhauses“ ausspricht, für sehr wahrscheinlich: Goethe habe die dritte Tochter, ein munteres, hübsches Mädchen nur deshalb nicht erwähnt, um die Analogie zur Familie Primrose zu wahren. Gleich Herder und Schlosser (Kleine Schriften II. S. 147 ff.) übersetzten er und Gotter in Wetzlar

Goldsmiths *Deserted village*, wo die Scene zwar dieselbe ist, wie im „Vicar“ und mit den dörflichen Festen auch die freundliche Gestalt eines Landpredigers wiederkehrt, aber alles in trauriger, düsterer Beleuchtung erscheint. Städtischer Luxus, Sittenverderbniss, Willkür veröden das friedliche, patriarchalische Dorf. Jeder, der von Rousseauschen Ideen nur angehaucht war, musste mit Goldsmith über die Entvölkerung, Zerrüttung, Vermehrung unnöthigen Aufwandes, das Elend und die Laster als gefährliche Feinde und Zerstörer der ländlichen Einfalt und Freude trauern und klagen[141]). Mit Recht kann man sagen, das „verlassene Dorf“ sei ein Gedicht auf Rousseaus Wort: *Quand je vois s'élever un palais, je crois voir tomber vingt chaumières.* Wie das alles der Wertherstimmung verwandt ist, bedarf keines Nachweises.

Der klagende Ton der Youngschen „Nachtgedanken“ hallt im Werther nach.

Noch bleiben uns die drei Dichter, welche bei den Strassburgern am höchsten verehrt und vergöttert wurden. Der wackere Lerse rief in seiner Rede bei der Strassburger Shakespearefeier[142]), die Leiter in der „heiligen Poesie“ seien ihnen „Shakespeare und die alten Barden Homer und Ossian.“ Der erste hat auf den Werther nur wenig gewirkt: die Wahnsinnscene, die episodischen Parallelen zur Haupthandlung, Wendungen wie „Sein oder Nichtsein“.

Den Homer hatte Goethe in Strassburg eifrigst studiert und die homerischen Helden waren ihm vertraut und menschlich nahe getreten, oder, wie Herder spöttelt[143]), sie wurden ihm wie frei watende Störche; ein Wort, über das man

141) S. Goldsmiths Zueignung an Reynolds.

142) S. Stöber „J. G. Röderer von Strassburg und seine Freunde“ (Colmar 1874) S. 34.

143) Briefe von u. an Merck I. S. 44.

lieber nachdenken, als lachen soll. Verständniss und Auffassung bahnte ihm Woods 1769 erschienener „Versuch über das Originalgenie des Homer", den er zunächst aus einer ausführlichen Recension Heynes kennen lernte. Dann besprach er das Buch in den Frankfurter Gel. Anzeigen: „Wenn man das Originelle des Homer bewundern will, so muss man sich lebhaft überzeugen, wie er sich und der Mutter Natur alles zu danken gehabt habe." Man müsse ihn mit philosophischen Augen ohne Regelkram studieren und zur eigentlichen Cultur des homerischen Zeitalters hindurchdringen. Und in Wahrheit und Dichtung schreibt er: „Auch das Homerische Licht ging uns neu wieder auf und zwar recht im Sinne der Zeit, die ein solches Erscheinen höchst begünstigte: denn das beständige Hinweisen auf Natur bewirkte zuletzt, dass man auch die Werke der Alten von dieser Seite betrachten lernte..... Wir sahen nun nicht mehr in jenen Gedichten ein angespanntes und aufgedunsenes Heldenwesen, sondern die abgespiegelte Wahrheit einer uralten Gegenwart und suchten uns dieselbe möglichst heranzuziehen." „Recht im Sinne der Zeit" wahrlich vertieft sich Werther in „seinen Homer". Er liest ihn wie das Alte Testament, um die patriarchalischen Urzustände sich vor Augen zu führen und aus einer schaalen, verkünstelten Gegenwart in sie zu flüchten. Homer ist das einzige Buch, dessen er bedarf; das homerische Alterthum, nicht die Juristerei, sein Studium[144]). Homer ist „Wiegengesang" für

144) Kestner in dem ersten Briefentwurf (Goethe und Werther S. 35): „Im Frühjahr kam hier ein gewisser Goethe aus Franckfurt, seiner Handthierung nach *Dr. Juris*, 23 Jahr alt, einziger Sohn eines sehr reichen Vaters, um sich hier — dies war seines Vaters Absicht — in *Praxi* umzusehen, der seinigen nach aber, den Homer, Pindar etc. zu studiren, und was sein Genie, seine Denkungsart und sein Herz ihm weiter für Beschäftigungen eingeben würden." An Hennings schreibt er im November 1772 ganz ähnlich,

sein Herz. Er modelt nun seine modernen Anschauungen und Empfindungen nach dem „Gefühl der herrlichen Altväter“ um; zum beleidigenden Stolze der vornehmen Gesellschaft ist es ihm ein wohlthuender Gegensatz, Odysseus und Eumaios traulich beisammen zu sehn; er sucht auch das Gelesene nachzuerleben und die „patriarchalischen Züge“ für und in sich zu erneuern: wenn er sich Erbsen pflückt und kocht und dazwischen im Homer liest, da fühlt er so lebhaft „wie die herrlichen übermüthigen Freier der Penelope Ochsen und Schweine schlachten, zerlegen und braten.“ Spricht auch Werther stets allgemein von Homer, so ist es doch eigentlich nur die Odyssee, deren idyllische Schilderungen alten Lebens ihn begeistern.

Wie der zweite Theil des Werther zum ersten, so verhält sich Ossian zu Homer. — Homer ist rein-objectiv, rein-episch, Ossian rein-subjectiv, lyrisch-episch. Bei Homer sieht man alles in plastischer Fülle und frischem Leben, bei Ossian ahnt man nur. Bei Homer ist alles tageshell und sonnig, bei Ossian ist alles in ein graues Halbdunkel gehüllt. „Es ist eine Geisterwelt in Ossian, statt dass in Homer eine leibhafte Körperwelt sich beweget“ [145]). Ossians Scene ist die Haide und die dunkeln Felsen, an denen sich die brausende, rollende See bricht; von den moosigen Bergen stürzt der silberne Strom, die Wogen „taumeln“; der brüllende Sturm jagt die Nebel und Wolken. Die Sonne scheidet im Westen, einzelne Sterne blinken, auch des Mondes Licht glänzt selten voll, sondern ist „verdunkelt“, „verfinstert“. Das „wogende

---

Goethe sei in Wetzlar gewesen „wie seine Familie glaubte der Reichspraxis wegen, in der That aber um der Natur und der Wahrheit nachzuschleichen und den Homer und den Pindar zu studiren“ (S. 79). Vgl. Bernays.

145) Herder in dem zuerst in den „Horen“ erschienenen Aufsatze „Homer und Ossian“ (Werke XXII S. 143 ff.).

Gras“ raschelt, „der Bart der Distel“ wird vom Winde bewegt. Alles ist grau oder schwarz: Felsen, Ströme, Bäume, Moos, Wolken. Homer nennt das Schiff „rothwangig“, Ossian „schwarzbusig“. „Geister im Nebelgewand“ kommen über die Haide. Die Helden „fallen“, grosse Geschlechter gehen unter, Frauen und greise Barden erheben die Todtenklage. Immer herrscht dieselbe Stimmung, wie in Hiobs Jammer: „Das Auge das mich suchet, wird mich nicht finden mehr. Dein Auge wird mich suchen — ich bin nicht mehr!“ Herder konnte Ossian und Erzeugnisse morgenländischer Dichtung in Vergleich stellen und sagen: „Ossian ist in Personificationen Hiobs Bruder. Alle Gegenstände sind bei ihm personificirt, voll Leben, voll Bewegung, sey's Wind und Welle, oder gar der Bart einer Distel. Die Sonne ist ihm ein rascher Jüngling, der Mond ein Mädchen, der auch Schwestern, andre Monden, am Himmel gehabt hat; der Abendstern ein lieblicher Knabe, der kommt, blickt und wieder weggeht“ [146]). Manches im Ossian ist ein Erzeugniss der krankhaften Stimmung des achtzehnten Jahrhunderts, aber ein höchst geniales. Heute freilich, besonders seit Talvjs eingehenden Untersuchungen, zuckt jeder Schuljunge über Ossian die Achsel, spricht von grober Fälschung und will den Enthusiasmus der Zeitgenossen Macphersons nicht begreifen. Die Ossianfrage ist keineswegs geschlossen; ein alter Kern ist da [147]). Das junge Geschlecht nährte seinen Trübsinn vorzüglich an den Engländern; „damit aber ja“ heisst es in Wahrheit und Dichtung „allem diesem Trübsinn nicht ein vollkommen passendes Local abgehe, so hatte uns Ossian bis ans letzte Thule ge-

146) Werke I. S. 90.

147) Wie auffallend ist z. B. die Bezeichnung *path of wals* für Meer; *hronrâd* in der angelsächsischen Dichtung, die man zu Macphersons Zeit nicht kannte.

lockt, wo wir denn auf grauer unendlicher Haide, unter vorstarrenden bemoosten Grabsteinen wandelnd, das durch einen schauerlichen Wind bewegte Gras um uns, und einen schwer bewölkten Himmel über uns erblickten. Bei Mondschein ward dann erst diese Caledonische Nacht zum Tage: untergegangene Helden, verblühte Mädchen umschwebten uns, bis wir zuletzt den Geist von Loda wirklich in seiner furchtbaren Gestalt zu erblicken glaubten." So lange Werther naiv empfindet, ist Homer sein Dichter, als aber die Natur im Herbste verödet und die Liebesleidenschaft Werthers Seele umnachtet, tritt der Grieche vor dem düsteren Ossian zurück. Im ersten Theile ist dieser nur einmal flüchtig erwähnt (S. 37), im zweiten wird eine begeisterte Schilderung der Ossianischen Welt mit den Worten eingeleitet: „Ossian hat in meinem Herzen den Homer verdrängt" [148]). Indem in seiner Seele die Lebenslust mit der Todessehnsucht ringt, empfindet er diese Dichtung als eine grossartige Nänie, welche der letzte verlassene Herrliche dem Untergange seines Geschlechtes weiht. Er sagt: „Wie die Natur sich zum Herbste neigt, so wird es Herbst in mir und um mich her," und schön hat Herder bemerkt: „Ossians Gedichte bezeichnen den Herbst seines Volkes." — Man weiss, dass Goethe ein Stück Ossian in Strassburg für Friederike übersetzte, aber es ist, als seien die Zeilen eigens gedichtet, um im Werther (S. 121 ff.) ein-

148) Klopstock „Unsere Sprache" Str. 14:

„Die Vergessenheit umhüllt', o Ossian, auch dich!
Dich huben sie hervor, und du stehest nun da!
Gleichest dich dem Griechen! trozest ihm!
Und fragst, ob wie du er entflamme den Gesang."

Selbst Voss schreibt einmal an Brückner (Briefe I S. 191): „Was braucht's schöner Natur! Der Schotte Ossian ist ein grösserer Dichter, als der Jonier Homer."

gerückt zu werden[149]). Werther liest und hört sein eigenes Schicksal[150]). Er und Lotte erfassen die volle Tragik ihrer Lage zum ersten Male in ihrer ganzen unabweisbaren Trostlosigkeit aus dieser klagenden Poesie. „Sie fühlten ihr eigenes Elend in dem Schicksal der Edlen, fühlten es zusammen und ihre Thränen vereinigten sie.“ Schon früher hat er an Wilhelm geschrieben: „Meine Blätter werden gelb“, jetzt führen ihm die Worte „aber die Zeit meines Welkens ist nah, nah der Sturm der meine Blätter herabstört“ die vernichtende Nothwendigkeit heftiger denn je vor, dass nur der Tod diese Qualen enden kann, enden muss, um so mehr, als schon zuvor (S. 90 f.) eben diese Stellen die Todessehnsucht in ihm genährt haben. Die ganze sinnverwirrende, entscheidende Scene, welche folgt, fusst auf der Episode aus Ossian.

Hervorhebung verdient, dass der Absatz, welchen Werther zuletzt „halb gebrochen“ liest, nicht wie alles vorige den *Songs of Selma* entnommen ist, sondern im Original sich erst viele Seiten später in dem Abschnitte „Berrathon“ findet und von Goethe mit grosser, wirkungsvoller Kunst hier angeschlossen ist: „Warum weckst du mich, Frühlingsluft? Du buhlst und sprichst: Ich bethaue mit Tropfen des Himmels! Aber die Zeit meines Welkens ist nah, nah der Sturm, der meine Blätter herabstört! Morgen wird der Wandrer kommen, kommen[151]), der mich sah in meiner Schönheit, rings wird sein Aug im Felde mich suchen, und wird mich nicht finden. —“

149) Die Uebersetzung hat im Werther einige nicht uninteressante Aenderungen, z. B. in Bezug auf Rhythmus, erfahren. Sie ist zuerst von Stöber (Der Dichter Lenz) veröffentlicht worden. Die Abschrift für Friederike ist, wie das Facsimile zeigt, ungemein fein und zierlich.

150) Ganz ähnliche Episoden im eigentlichen Sinne findet man zweimal im „Jacopo Ortis“; die zweite aus Alfieri.

151) *To-morrow shall the traveller come; he that saw me in my beauty shall come.*

Der Selbstmord.

Einen Rousseauschen Excurs habe ich absichtlich oben nicht berührt, da er uns näher beschäftigen muss, ich meine den 22. und 23. Brief des dritten Theiles, welche St. Preux und Mylord Eduard über den Selbstmord wechseln. St. Preux kann den Gedanken nicht überwinden, dass Julie die Gattin eines anderen werde, und — erschiesst sich nicht etwa, sondern schreibt einen sehr langen Brief an seinen Freund, in welchem er den Selbstmord vertheidigt. Bomston antwortet mit einer bündigen Widerlegung. Hier ist eine der Hauptschwächen des Romans zu suchen. Ich habe schon darzulegen versucht, dass Werke von der Anlage des Werther und der Neuen Heloise tragisch enden müssen[152]). Rousseau konnte eine solche Katastrophe nicht anbringen, weil er damit seine moralisierende Tendenz empfindlich geschädigt, oder besser, vernichtet haben würde; aber den Selbstmord zu einem gedehnten brieflichen Gespräche zwischen St. Preux

152) Tieck Vorr. zu Lenzs Werken S. CII: „Wer kennt nicht Rousseaus Heloise? Mag man doch die Glut dieser Leidenschaft, welche alle bürgerlichen Verhältnisse vergisst, schelten, die höhere Sittlichkeit vermissen und beklagen, dass ein Talent so überzeugende und rührende Gemälde entworfen hat — aber Rousseau, sagen alle, hat durch den tugendhaften, edlen Schluss, durch diese Erfüllung der Gatten- und Mutterpflicht alles vergütet. Und mag ich erfahren, wie viel ich nur mag, mag ich alt und älter werden, so dünkt mich der Schluss gerade jetzt wie in meiner Jugend das Verletzendste, mit dem ich mich auf keine Weise aussöhnen kann. Die Leidenschaft, die unglücklich wird, die sich und andere vernichtet, aber noch anerkennt, ist im Verderben mehr zu entschuldigen, der tragische Autor ist sittlicher, als derjenige, der erst das Gesetz und nachher das Gefühl der Leidenschaft selbst vernichten und verletzen lässt. Werther der leben bliebe und seine Leidenschaft vergässe oder über sie moralisirte, wäre in meinem Sinne höchst unsittlich und der jetzige ist rein und tragisch. In der Stella haben wir jetzt einen Schluss der schlimmer ist, als die früheren."

und Bomston zu machen, worin der letztere über den Helden siegt, ist verfehlt. St. Preux' langer Brief beweist von Anfang an, dass es ihm kein Ernst mit den Vernichtungsgedanken ist. Auch ist die Leidenschaft kalten Vernunftgründen nicht zugänglich, sondern folgt ihrer eigenen Logik, deren Schlüsse für sie unbeirrbar sind. Wie anders Goethe. Noch ist der Knoten erst lose geknüpft, da hören wir die Unterredung Werthers und Alberts S. 48 ff. Sofort wird uns der unversöhnliche Gegensatz dieser beiden Naturen, welche wie Warm und Kalt einander nicht vertragen, klar und das Thema des Gesprächs lässt schon jetzt eine Ahnung von der furchtbaren Katastrophe aufsteigen. Der Ton des St. Preux-schen Briefes ist zu leidenschaftslos. Rousseau freut sich der Gelegenheit, seine Ansichten über den Selbstmord für und wider zu entwickeln.

Appell hat auf S. 90 ff. erörtert, welche Wirkung der Schluss des Goetheschen Romans hatte und der Zeitstimmung nach haben musste. Zugleich erhellt aus den zahlreich von ihm beigezogenen und im Auszuge mitgetheilten Wertherrecensionen, dass nahezu alle Kritik die Selbstmordfrage zum Angelpunkte nahm. Goethe selbst trug sich in jener Zeit mit ernsten Selbstmordgedanken, die durch Young und Ossian genährt wurden: Ritter Götz in Goués „Masuren" erklärt, der Selbstmord finde in seinem Systeme wohl Platz, aber nur durch einen kühnen Dolchstoss möchte er sich tödten. Ebenso erzählt Goethe in seiner Autobiographie, die That des Kaiser Otho sei ihm besonderer Bewunderung werth erschienen und er habe in Frankfurt versucht, einen geschliffenen Dolch „ein paar Zoll tief" in seine Brust zu senken. Vgl. auch Goethes Brief an Zelter vom November 1812 (Briefwechsel Bd. 2. S. 44 f.)[153]. Am 11. October 1772 schreibt

153) Wenn das *taedium vitae* den Menschen ergreift, so ist er nur zu

er auf die falsche Nachricht von Goués Selbstmord an Kestner: „Ich ehre auch solche Taht, und bejammere die Menschheit und lass alle —kerle von Philistern Tobackrauchsbetrachtungen drüber machen und sagen: da habt Ihr's“ fügt aber hinzu: „ich hoffe nie meinen Freunden mit einer solchen Nachricht beschwerlich zu werden.“ Vgl. auch Briefe an Fr. v. Stein III. S. 266. —

Nicht nur war die Zahl der Selbstmorde sehr gross, sondern die Frage fand auch literarisch vielfache Erörterung in verschiedenem Sinne. Hume schrieb eine Apologie *Essay on suicide,* welche 1799 als nachgelassenes Werk erschien. Moses Mendelssohn verwarf und verachtete ihn[154]). Aus dem siebzehnten Jahrhundert kennt man die Vertheidigung des Selbstmords von Donne, Geistlichen an der Londoner Paulskirche (1648). — Von Johann Robeck wird unten die Rede sein. — Da der Selbstmord vor allem im Lande des Spleens

bedauern, nicht zu schelten. Dass alle Symptome dieser wunderlichen, so natürlichen als unnatürlichen Krankheit auch einmal mein Inneres durchrast haben, daran lässt Werther wohl Niemand zweifeln. Ich weiss recht gut, was es mich für Entschlüsse und Anstrengungen kostete, damals den Wellen des Todes zu entkommen.“ Darauf bespricht er, wie gerade in der jetzigen Zeit (1812) die „ernsten Thorheiten der Zeit“ und „unsäglicher äusserer Drang“ die Jugend zum Selbstmord treiben. „Ich getraute mir, einen neuen Werther zu schreiben, über den dem Volke die Haare noch mehr zu Berge stehn sollten, als über den ersten.“ — Zelters Stiefsohn hatte sich kurz vorher erschossen.

154) Kestner schreibt über Jerusalem (Goethe und Werther S. 89): „er las philosophische Schriftsteller mit grossem Eifer und grübelte darüber. Er hat auch verschiedene philosophische Aufsätze gemacht, die Kielmannsegge gelesen und sehr von anderen Meinungen abweichend gefunden hat; unter andern auch einen besonderen Aufsatz, worin er den Selbstmord vertheidigte . . . . . Mendelssohns Phädon war seine liebste Lectüre; in der Materie vom Selbstmorde war er aber immer mit ihm unzufrieden; wobey zu bemerken ist, dass er denselben auch bey der Gewissheit von der Unsterblichkeit der Seele, die er glaubte, erlaubt hielt.“ Vgl. Rousseau.

gedich[155]), verlegte der französische Dichter Gresset eine Komödie, in welcher derselbe verspottet wurde, nach England. Ihr Titel ist „Sidney" nach dem Namen des Helden, der in einsame, düstere Grübeleien versenkt sich vergiften will[156]). Der schalkhafte französische Kammerdiener aber vereitelt sein Beginnen, indem er das Gift durch eine unschädliche Flüssigkeit ersetzt. An dies Stück lehnt sich eine fromme christliche Streitschrift direct an, die mir vorliegt: *L'Anti Hégésias*[157]). *Dialogue en vers sur le suïcide avec des remarques critiques et historiques* (Hamburg Bohn 1763). Der anonyme Verfasser[158]) hat in seiner Schrift das Martialsche Distichon (I. 8, 5 f.) als Motto vorgesetzt:

Nolo virum, facili redimit qui sanguine famam,
hunc volo laudari, qui sine morte potest.

Das Buch zählt 120 Seiten, von denen nur 11 dem Dialog in Alexandrinern zufallen, die übrigen der Vorrede und den Anmerkungen. Sidney ist im Begriffe zu heiraten und bespricht sich vor diesem wichtigen Schritte noch einmal mit Hamilton über seine einstigen Selbstmordgedanken. Ihre frevle Nichtigkeit wird dargelegt und die antiken Exempla zurückgewiesen. Dabei sind jeder Todesart einige schöne Verse geweiht. Dass nicht viel Poesie zu Tage kommt, lässt sich erwarten. Manche Stellen sind geradezu komisch; z. B.:

On accuse l'Anglois que pour trop se nourrir
il gagne en son climat la rage de mourir.

---

155) *Daily see thousands, who by suicide shew us they have nothing left to hope. Vicar of Wakefield Ch.* 29.

156) Wieland erwähnt sie in seiner Wertherrecension Merkur 1774 S. 241. Vgl. Lessing Hamb. Dramaturgie (Werke VII S. 73).

157) Hegesias von Cyrene pries den Selbstmord.

158) G. L. v. Bar, † 1767, ein Osnabrücker und vertrauter Freund Mösers. Gödeke Grundriss S. 536: „Er hatte den zweideutigen Ruhm, zu seiner Zeit alle Deutschen in der französ. Dichtkunst zu übertreffen, d. h. er

Das Hauptgewicht ruht schon dem Raumverhältniss nach auf den Anmerkungen. Diese sind ziemlich confus und nach der philologischen Methode gehäuft, welche eine klassische Stelle in dem Wuste der Parallel- und Belegstellen erstickte, haben aber dadurch einen gewissen Werth, dass man aus der Fülle der gleichzeitigen Schriftstellern entnommenen Citaten einen Ueberblick gewinnt, in wie umfassendem Masse die Frage nach der Berechtigung des Selbstmordes die Gemüther bewegte.

Naturgemäss war man auf die Alten gewiesen. Dichtung und Geschichte bot reiches Material. Die eifrigsten Apologeten waren die Stoiker, welche mit dem Oedipus des Seneca philosophierten: *me jus vitae ac necis meae penes est.* Die schönen Monologe des Aias im sophocleischen Drama fanden in deutschen Tragödien einen Nachhall. Im Philotas Lessings (z. B. „Hast Du mich nicht gelehrt, dass ein Held ein Mann sei, der höhere Güter kenne als das Leben?“ 4. Auftr.) — an den Kleonnisentwurf sei erinnert — und deutlich in Gerstenbergs Ugolino. Am Schluss des vierten Aufzugs ruft Anselmo:

> „O Licht! Licht! o Salamis, heiliger Vaterlandsboden! Herd meiner Väter! und du, ruhmvolles Athen! und du mit mir auferzogenes Geschlecht! Ihr Quellen, ihr Flüsse, ihr trojanischen Felder! euch ruf ich, seid mir gesegnet, o ihr meine Pflegerinnen! Dies letzte Wort ruft Ajax euch zu! das übrige will ich in Elysium den Schatten erzählen.“
>
> Ugolino: „Was sagt Du?“
>
> Francesco: „Er hat die Rolle des Ajax Telamonius im Augustinerkloster gespielt“.

Auch Shakespeare wirkte. So deuten z. B. die Worte im Werther (S. 95): „da mein ganzes Wesen zwischen Sein

---

schämte sich nicht seine platten Gedanken französisch aufzuputzen“ (in den *Epitres diverses).* Vgl. Gleim (Briefwechsel II S. 280).

und Nichtsein zittert" offenbar auf Hamlets berühmtes: „Sein oder Nichtsein"; ebenso die Worte auf S. 111: „Den Vorhang aufheben und dahinter zu treten! das ist's all! Und warum das Zaudern und Zagen? Weil man nicht weiss, wie's dahinter aussieht? und man nicht zurückkehrt?" Klar ist der Einfluss desselben Hamletschen Monologs in dem Monologe Karl Moors (Räuber Act 4, Sc. 5)[159]).

Wir haben im Drama oder Roman oft das Gefühl, dass der Leidende die Schläge des grausamen Fatums nicht mehr ertragen kann, vielmehr diesem Unglück ein rasches Ende machen muss, indem er sich selbst vernichtet; wir möchten ihm selbst zu dieser Flucht aus Leben und Leiden helfen. Und doch gestattet Richardson dem Selbstmorde keinen Eingang in seinen Roman. Schon steht Pamela am Rande des Teiches, um in den Fluten Befreiung zu suchen — da tritt der Gedanke überwältigend vor ihre Seele, dass über das Leben des Menschen nur Gott schalten könne. Nur mit dem Gefühle tiefster Beschämung und Reue kann sie fortan dem Orte nahen, wo ihr Christenthum fast der Schwäche erlegen wäre. Clarissa droht mit dem Tode, aber zur That darf es nicht kommen. Alle dulden wie Opferlämmer. Wir sahen,

---

159) „Wer mir Bürge wäre? — es ist alles so finster — verworrene Labyrinthe — kein Ausgang — kein leitendes Gestirn — wenn's aus wäre mit diesem letzten Odemzug — aus wie ein schales Marionettenspiel ..... Grauser Schlüssel, der das Gefängniss des Lebens hinter mir schliesst und vor mir aufriegelt die Behausung der ewigen Nacht — sage mir — o sage mir — wohin — wohin wirst du mich führen? — Fremdes, nie umsegeltes Land!" *(the undiscover'd country from whose bourn no traveller returns).* — Und wie überall im vorigen Jahrhundert Selbstmord und Unsterblichkeit in Verbindung besprochen werden und dann stets der Phädon einwirkt, so sagt Franz zu Moser mit vernehmlichem Anklang an einen platonischen Vergleich: „Empfindung ist Schwingung einiger Saiten und das zerschlagene Clavier tönet nicht mehr."

wie Gellert in der „Schwedischen Gräfin“ ein furchtbares Schreckniss auf das andere häuft, wie es aber sein christliches Princip ist, alle Personen eines natürlichen Todes im Bette sterben zu lassen. Dormund sagt: ich will lieber alles ausstehen, als diesen Mord durch einen Selbstmord häufen.“ Selbstmord kann man es nicht nennen, wenn Mariane, nachdem man ihr „auf einmal zwo Adern geschlagen“ im Fieber den Verband aufreisst. — Im „Fräulein von Sternheim“ findet sich nie ein Gedanke an den Tod von eigener Hand. S. o. unter Hermes.

Die Gründe sind leicht zu finden. Vom christlich-moralischen Standpunkte der Richardsonianer aus musste das Leben als göttliches Geschenk betrachtet werden, dessen Dauer der alleinige Geber zu bemessen hat. Selbstmord ist deshalb Eingriff in Gottes Rechte, Sünde. Die Antike konnte ihn als Grossthat erheben, die christliche Literatur darf ihn nur verdammen. Im moralischen Romane ist ihm der Zutritt versperrt, denn seine Zulassung würde als eine Verherrlichung und Aufforderung zur Nachfolge gegolten haben. So argumentierte man damals. Da, wer den Selbstmord in Schutz nahm, sich gern auf den starken Stoiker von Utica berief[160]), hielt Gottsched, als er nach Addison und Deschamps seinen Cato gedichtet hatte, es für nothwendig, in der Vorrede (August 1732) zu schreiben: „Endlich muss niemand denken, als wenn die Absicht dieses Trauerspiels diese wäre, den Cato als ein vollkommenes Tugendmuster anzugreifen, Nein, den Selbstmord wollen wir niemals entschuldigen, geschweige denn loben. Aber eben dadurch ist Cato ein regelmässiger Held zur Tragödie geworden, dass er sehr tugendhaft gewesen, doch so wie es Menschen zu seyn pflegen; dass sie nem-

160) Vgl. auch Haller „Die Falschheit der menschlichen Tugenden“ gegen Ende. Rousseau N. H. 3, Br. 21 und 22.

lich allezeit gewisse Fehler an sich haben, die sie unglücklich machen können. So will Aristoteles, dass man die tragischen Hauptpersonen bilden soll. Durch seine Tugend erwirbt sich Cato unter den Zuschauern Freunde. Man bewundert, man liebet und ehret ihn: Man wünscht ihm daher auch einen glücklichen Ausgang seiner Sachen. Allein er treibet seine Liebe zur Freyheit zu hoch, so dass sie sich in einen Eigensinn verwandelt. Dazu kommt seine Stoische Meynung von dem erlaubten Selbstmorde. Und also begehet er einen Fehler, wird unglücklich und stirbt: Wodurch er also das Mitleiden seiner Zuhörer erwecket, ja Schrecken und Erstaunen zuwege bringet. Man hat ihn zuletzt noch einen Seufzer zu den Göttern thun lassen, um dieselben um ihre Barmherzigkeit anzuflehen, im Fall er irgend zu viel gethan hätte." So wehrte Gottsched jeden Verdacht heidnischer Denkungsart von sich ab.

Fast allen erschien der Selbstmord das Wesentlichste am Werther. Am lautesten schrie der Zionswächter Göze: Schriften wie Werther seien die Mütter von Clements, Chatels, Ravaillacs und Damiens; die Obrigkeit solle gegen solche freche „Apologien für den Selbstmord" einschreiten. U. s. w. Lenz hingegen spricht von einem „Selbstmord, der durch die Zaubereien einer raphaelischen Einbildungskraft zu einer schönen That ward" und sagt (1776. Werke Bd. 3. S. 368): „wenn ich einen Roman schriebe, so würde ich nimmer wagen meine Geschichte mit einem Selbstmorde zu schliessen, um den Verdacht der Nachahmung zu vermeiden, da diese Saite nun einmal von einer Meisterhand ist abgegriffen worden"[161]). — Goethe selbst war über die factischen Fol-

161) Auch Lichtenberg findet die Katastrophe am schönsten, aber in ganz anderem Sinne: „Die schönste Stelle im Werther ist die, wo er den Hasenfuss erschiesst (Werke I S. 205). Voltaire sagt über die Heloise (S. u.):

gen seines Büchleins höchst bestürzt; 1775 dichtete er die bekannten acht Zeilen mit der Warnung am Schluss „Sey ein Mann und folge mir nicht nach“ als künftiges Motto, liess es aber später in richtigem Gefühle weg.

Doch brechen wir ab. Jedesfalls erhellt, dass der Selbstmord ein viel behandeltes Thema war und in Schrift und Rede mit Hitze theils vertheidigt, theils getadelt würde. Warum Rousseau eine solche Katastrophe fernhalten musste, ist schon angedeutet worden. Doch musste er ebenso selbst fühlen, wie geboten es war, eine derartige Lösung zu geben, sonst würden die Briefe über den Selbstmord ganz in der Luft schweben.

St. Preux sagt im Eingange, er wolle seine Ansichten kaltblütig entwickeln, wie es Robeck gethan habe, wenngleich er die Beweisführung dieses Mannes nicht durchweg gut heissen könne. Hier ist der Ort, über diesen merkwürdigen Apostel des Selbstmords das Nöthigste zu bemerken. Schwede und Lutheraner von Geburt (1651—1734) verliess er Vaterland und Religion, als die Behörde ihm untersagte, an der Universität Upsala den Selbstmord zu predigen. Er ward in Deutschland Jesuit. Die Frage der Selbstvernichtung war, so lange er lebte, sein Studium. 1734 traf er in Bremen gelassen seine letzten Verfügungen und suchte den Tod in der Weser. Die Frucht jahrelanger Arbeit, seine weitläufige *Exercitatio philosophica de .... Morte voluntaria Philosophorum*, gab der Bestimmung gemäss der Marburger Profes-

---

mais il y a un morceau admirable sur le suicide qui donne appétit de mourir (*Oeuvres éd. Hachette T.* 29 *p.* 116) und an einer anderen Stelle: *J'ai trouvé, dans le roman de Jean-Jaques, une lettre sur le suicide, que j'ai trouvée excellente, quoique ridiculement placée; elle ne m'a pourtant donné aucune envie de me tuer, et je sens que je ne me serais jamais un coup de pistolet par la tête pour un baiser âcre de Mme de Wolmar* (ebenda S. 145).

sor Funck 1736 heraus. — Ausserdem muss auf die Einwirkung des platonischen Phädon hingewiesen werden (S. o. Mendelssohn). Der Satz: „sie betrachten den auf Erden lebenden Menschen wie einen auf seinen Posten gestellten Soldaten" erinnert sofort an den bekannten Ausspruch des Socrates. Auf der folgenden Seite wird der Dialog dann mehrmals lobend, aber polemisch citiert, und zum Schlusse gesagt: „dass man aus diesem unsterblichen Werke keine stichhaltigen Einwände gegen das Recht über das eigene Leben zu verfügen schöpfen kann, beweist der Umstand, dass es Cato in eben der Nacht, in welcher er von der Erde schied, zweimal durchlas"[162]).

Wir wollen nicht den ganzen Inhalt des St. Preuxschen Briefes wiedergeben — er geht ausführlich auf die alte Frage ein, ob das Leben ein Uebel sein könne — sondern darzulegen versuchen, dass manche Auffällige Uebereinstimmungen Rousseaus und Goethes zur Annahme einer gewissen Abhängigkeit des letzteren zwingen. Ich bin geneigt anzunehmen, dass dem Gespräche zwischen Werther und Albert ein realer Vorgang, also eine Unterredung zwischen Goethe und Kestner zu Grunde liegt, in welcher Goethe den Selbstmord im Anschlusse an St. Preux-Rousseau gegen die nüchterne Verständigkeit des letzteren verfocht. Dass er Kestner gegenüber für Rousseausche Ideen eintrat, sahen wir oben aus der Briefstelle „Goethe und Werther" S. 37[163]).

162) Vgl. Gottsched Der sterbende Cato, 5. Handlung 1. Auftritt und die entsprechende Scene bei Addison.

163) In Breitenbachs Berichtigung der Geschichte des jungen Werthers heisst es (S. 7) von Jerusalem: „Lange beschäftigte ihn der Gedanke des Selbstmords, dessen Rechtmässigkeit er bey jeder Gelegenheit vertheidigte." Am Schluss: endlich seien auch die gekommen, „die hier unzeitige Lehren gaben und über die Feigheit, die sie vor dem Selbstmorde sichert eine mächtige Zufriedenheit fühlten."

Zwei äusserliche Unterschiede sind festzuhalten: St. Preux spricht von und für sich selbst, Werther ganz allgemein; St. Preux zu einer Zeit, wo er zum Selbstmorde gedrängt wurde, Werther als die Fluten der unseligen Leidenschaft noch ruhig giengen. Auf wessen Seite die grössere künstlerische Weisheit ruht, bedarf kaum der Mahnung[164]).

St. Preux verwirft den trivialen Satz: es sei feig, lieber zu sterben, als ein qualvolles Leben zu ertragen. Werther ärgert sich, als Albert mit demselben „unbedeutenden Gemeinspruche angezogen kommt." Nicht Schwäche sei es, sondern eine kühne Revolution der Kräfte gegen den unerträglichen Druck. Die Gegenreden der „gewöhnlichen Leute" *(hommes ordinaires)* werden mit Verachtung abgefertigt. Am wichtigsten ist für St. Preux und Werther die pathologische Auffassung des Selbstmordes. Selbstmord ist die Krisis einer Krankheit, ebenso wie der natürliche Tod. Er erfolgt nothwendig. St. Preux reflectiert: wenn Gott mich sterben lassen will, so schickt er mir eine tödtliche Krankheit; indem er mir das Leben unerträglich macht, befiehlt er mir es zu verlassen und durch die Selbstvernichtung zeige ich meinen „Gehorsam". Gott hat uns zwei Arme gegeben: wir lassen sie abschneiden, um dem Brand zu entgehen; Gott hat uns Leib und Leben gegeben: wir opfern sie um das Kostbarere, unser Wohl, zu retten. Wir lassen uns ein Bein lieber amputieren, als es verfaulen. Der Selbstmord ist eine Medicin, wie das Chinin gegen das Fieber. Wie der Fieberkranke

164) Schon beim Erscheinen des Werther fühlten einige die Aehnlichkeit der Vertheidigung. „Der Selbstmord ist seit Rousseaus Heloise vielleicht nie so sehr auf der guten Seite gezeigt worden" schrieb Merck. Der Frankfurter Unterofficier Riebe fügte seinen Gesprächen über die Leiden des jungen Werthers anhangsweise den Brief Lord Bomstons gegen den Selbstmord bei (Appell S. 167).

stirbt, so stirbt der Selbstmörder. Auch Werther definiert zunächst den Selbstmord als Krisis: man müsse nach dem „Mass des Leidens“ fragen, die menschliche Natur könne Freude wie Leid nur bis auf einen gewissen Grad ertragen; sobald dieser überschritten sei, müsse sie erliegen. Darauf zieht er ebenfalls den Vergleich mit dem Fieber: „es mag nun moralisch oder physikalisch sein (das Leiden) und ich finde es eben so wunderbar zu sagen, der Mensch ist feig, der sich das Leben nimmt, als es ungehörig wäre, den einen Feigen zu nennen, der an einem bösartigen Fieber stirbt.“ Eine Krankheit zum Tode nenne man das, wenn die Kräfte theils verzehrt, theils der Fähigkeit einer glücklichen Revolution beraubt werden; auf den Geist angewendet sei es dasselbe, wenn eine wachsende Leidenschaft den Menschen aller ruhigen Sinneskraft beraube. Der Gesunde habe gut reden. Werther, wie St. Preux, will nicht allgemeinen Selbstmord predigen. Aber es giebt nach ihnen „erlesene“ Individuen, die ihn begehen müssen. Die Nüchternen, Weisen, wie Albert, nennen das freilich: Wahnsinn, Leidenschaft, Trunkenheit. Werther giebt ein concretes Beispiel[165]) als bestimmten „Fall der Krankheit“ und schliesst: „Die Natur findet keinen Ausweg aus dem Labyrinthe der verworrenen und widersprechenden Kräfte und der Mensch muss sterben..... Das ist eben, als wenn einer sagte: der Thor stirbt am Fieber! Hätte er gewartet bis sich seine Kräfte erholt, seine Säfte verbessert, der Tumult seines Blutes gelegt hätten: alles wäre gut gegangen und er lebte bis auf den heutigen Tag.“ Wie St. Preux mehr als einmal ruft: *mon coeur est malade,* so nennt Werther auf jeder Seite fast sein Herz „krank“, er müsse es halten wie

165) S. 51 f. vgl. das Gretchen im Faust, wo an Stelle des Selbstmords Kindesmord erscheint. Sonst stimmt alles überein.

ein krankes Kind u. s. w.[166]) Der italienische Werther, Jacopo Ortis, redet die Natur an: „Leben und Tod sind ja beides deine Gesetze; aber nur Eine Strasse führt zum ersten, tausende zum Sterben. Wenn du uns die Krankheit nicht zum Vorwurf machst, die uns tödtet, warum solltest du uns die Leidenschaften vorwerfen, die dieselben Wirkungen und dieselbe Quelle haben; denn sie kommen ja auch von dir und könnten uns nicht erdrücken, wenn sie von dir nicht die Macht dazu erhalten hätten. Auch hast du nicht für alle ein bestimmtes Alter vorgeschrieben. Die Menschen müssen geboren werden, leben, sterben; das sind deine Gesetze. Wo steht die Zeit und die Art und Weise vorgeschrieben?“ — Auch in dem Briefe an Zelter spricht Goethe von den „Symptomen dieser wunderlichen so natürlichen als unnatürlichen Krankheit“, von der er nur schwer genesen sei; und in den Sprüchen in Prosa sagt er: „Grosse Leidenschaften sind Krankheiten ohne Hoffnung.“ Von Lichtenberg haben wir die Bemerkung: „Krankheiten der Seele können den Tod nach sich ziehen und das kann Selbstmord werden“ (Werke Bd. 1. S. 128). Scherzhaft sagt er einmal (Bd. 2. S. 104): „Sie ist am *furore Wertherino* gestorben.“ Die Wertherstimmung wurde in Spott und Ernst „Wertherfieber“ genannt; man fasste sie als Krankheit der Zeit[167]). Zwei Dramen führen unabhängig den Titel „Das Wertherfieber“.

In der Heloise taucht der Gedanke des Selbstmords nur noch einmal auf in dem *mourons, mourons, ma douce amie,* welches St. Preux seiner Julie zuruft und am Schlusse des 26. Briefes im ersten Theil, während im Werther diese Saite

166) S. 57 u. „Es ist wahr, wenn meine Krankheit zu heilen wäre, so würden diese Menschen es thun.“

167) *Ce ne sont pas seulement les souffrances de l'amour, mais les maladies de l'imagination de notre siècle. De l'Allemagne 2. Chap. 28.*

oft und mit wunderbarer Varietät angeschlagen wird. „Es war von jeher seine Lieblingsidee gewesen“ (S. 111). Werther findet das Gefühl von Freiheit im Herzen des Menschen so süss, „dass er diesen Kerker verlassen kann, wenn er will“[168]). Mit der wachsenden Leidenschaft gewinnen auch die Vernichtungsgedanken immer mehr Raum in seiner Seele. Er wünscht sich eine Zelle, ein härenes Gewand und sieht „all dieses Elends kein Ende als das Grab“. Wie man von edlen Rossen erzählt, möchte er sich eine Ader öffnen, die ihm die ewige Freiheit schaffte; oder wie ein Ossianscher edler Waffenträger das Schwert ziehen; wenn Christus, den bitteren Kelch leerend, rief, warum soll nicht „die Stimme der ganz in sich gedrängten sich selbst ermangelnden und unaufhaltsam hinabstürzenden Kreatur in den inneren Tiefen ihrer vergebens aufarbeitenden Kräfte knirschen: Mein Gott! mein Gott! warum hast du mich verlassen?“; ist dies Verlassen der Welt ja doch nur das Abbrechen und Verkürzen einer Wanderschaft, und wie der Vater den über Erwartung früh heimkehrenden Sohn begrüsst, so wird der Allliebende, der liebe himmlische Vater, den Pilger nicht abweisen. Aber dennoch hat diese Wanderung ihre bestimmte Dauer: als Werther in „menschenfeindlicher Jahreszeit“ Nachts hinausgeht und im wechselnden Lichte des von schwarzen Wolken verdunkelten Mondes die vernichtende Ueberschwemmung schaut und sich in der Wonne verliert, all seine Qualen all sein Leiden da hinab zu stürmen! dahin zu brausen wie die Wellen! mit dem Sturmwinde die Wolken zu zerreissen, die Fluten zu fassen, statt eines „Eingekerkerten“ selbst der

168) Nicolai lässt parodierend seinen Hanns fragen (S. 8): „Dass ich diesen Kerker verlassen kann, wann ich will, ist's nicht 'n süsses Gefühl von Freyheit? Kannst's läugnen?“ Jungfer Sibylle Vips in Göchhausens Familienstück „Das Wertherfieber“ hat die Stelle unterstrichen.

Theil einer Elementargewalt zu sein — da fühlt er: Meine Uhr ist noch nicht ausgelaufen“ [169]) und fristet sein „hinsterbendes, freudloses Dasein“ noch weiter; aber mit dem Bewusstsein „mir wär's besser; ich ginge“. Der Verdruss bei der Gesandtschaft giebt Werther ganz der Leidenschaft gefangen und macht dies Bewusstsein zum Entschluss. „Ich will sterben“ beginnt er einen Brief an Lotte und wiederholt in demselben noch dreimal: „ich will sterben“. Er ist gestärkt in dem Gedanken, sich für das Glück jener zu opfern und nur „voranzugehen“ zum Vater und einst „vor dem Angesichte des Unendlichen in ewigen Umarmungen“ zu bleiben [170]). Schwer nur kann er aus der Gewohnheit des Daseins scheiden: „Sterben! Grab! ich verstehe die Worte nicht!“ Durch Lottens Hände ist die Pistole gegangen, mit der er sich tödtet. Vor der That tritt er an's Fenster, sieht „noch durch die stürmenden, vorüberfliehenden Wolken einzelne Sterne des ewigen Himmels“ und ruft: „nein ihr werdet nicht fallen! der Ewige trägt euch an seinem Herzen und mich.“ — Dann der scharfe Gegensatz: „Ich will frommen Christen nicht zumuthen, ihren Körper neben einem armen Unglücklichen

169) Sollte man es für möglich halten, dass Schwager in seiner gemeinen Sudelei „Die Leiden des jungen Franken“ diese ergreifende Stelle mit dem platten Witze verspottet: „Dann sah er auf seine Uhr, fand sie noch nicht abgelaufen — und gieng seiner Wege.“ Vgl. dagegen Moritz im „Anton Reiser“.

170) Scherzhaft schreibt Goethe im April 1773 an Kestner (Goethe und Werther S. 152): „Wir redeten wies drüben aussäh über den Wolken, das weis ich zwar nicht, das weis ich aber, dass unser Herr Gott ein sehr kaltblütiger Mann seyn muss der euch die Lotte lässt. Wenn ich sterbe und habe droben was zu sagen, ich hohl sie euch warrlich. Drum betet fein für mein Leben und Gesundheit, Waden und Bauch u. s. w. und sterb ich so versöhnt meine Seele mit Trähnen, Opfer und dergleichen sonst Kestner sieht's schief aus.“

niederzulegen. Ach, ich wollte, ihr begrübt mich am Wege, oder im einsamen Thale, dass Priester und Levite vor dem bezeichnenden Steine sich segnend vorüberging, und der Samariter eine Thräne weinte“ und der Schluss: „Handwerker trugen ihn. Kein Geistlicher hat ihn begleitet“[171]).

Ich bemerke noch, dass diese prophetischen Andeutungen des Selbstmordes meist sehr wirkungsvoll an den Schluss der Briefe gestellt sind: S. 11. 40. 59. 76. 78. 91. 95. 101. 109. 110. 132. —

171) Kestner schreibt über Jerusalems Begräbniss (Goethe und Werther S. 100): „Barbiergesellen haben ihn getragen; das Kreuz ward voraus getragen; kein Geistlicher hat ihn begleitet.

Stil.

„Den höheren Stil lehret die Liebe dich nur."

Nicht eine umfassende Darstellung des Stiles der Neuen Heloise und des Goetheschen Werther wollen wir geben, — dazu bedürfte es grösseren Raumes und wir müssten Rousseaus und Goethes frühere und spätere Werke mit in Vergleich ziehn, sondern es kommt uns darauf an zu zeigen, dass in beiden Romanen überhaupt ein völlig neuer Stil geschaffen wurde und dass die Neuheit beider ähnlich und verwandt ist. Dann verstehn wir auch Leroux' Stilbemerkung. Was den Franzosen an Rousseau, später an Chateaubriand neu erschien, fiel ihnen auch am Wertherstil auf: *la poésie de style, la poésie qui vit de figures et de symboles, était fort peu connue chez nous.* Damit man ferner sieht, wie nüchternere Zeitgenossen diesen Stil beurtheilten, werden wir dann beiziehen, was einmal der Theoretiker Sachsens, Adelung, andererseits Mendelssohn, Nicolai, Lichtenberg darüber sagten, aber auch Voltaire, der für sich steht, und Herder hören.

Rousseau war sich klar bewusst, der sogenannten Correctheit des französischen Prosastiles nicht überall gefolgt zu sein. Er hat in dem Dialog der zweiten Vorrede einiges über seine Neuerungen selbst bemerkt. N. wirft ihm vor: „Schreibt man so Briefe? So geschraubt? Was für Ausrufungen! was für Umstände! was für Aufwand, um das Ge-

wöhnlichste zu sagen! was für Phrasen für unbedeutende Gedanken! Wenig Menschenverstand, wenig treffendes Urtheil! Nirgend Feinheit, Kraft, Tiefe! Eine Sprache, die beständig in den Wolken schwebt und Gedanken, die beständig auf der Erde kriechen. Wären auch Ihre Personen natürliche Menschen, so müssen Sie doch einräumen, dass Ihr Stil nicht eben natürlich ist.“ Rousseau antwortet, es seien nicht Leute aus der grossen Salonwelt, sondern Menschen, welche in ihrer Zurückgezogenheit anders empfänden, anders sprächen. Die grosse Welt spreche mit Nachdruck, weil sie lüge und ihre Lügen zu maskieren suche; die wirkliche Leidenschaft borge ihren Ausdruck nicht vom Theater oder Romane. Also bewusster Gegensatz zur Redeweise der französischen Bühne und Romandichtung. Der brillante Schöngeist putze die Sprache seines Liebesbriefs künstlich auf: wir werden momentan bezaubert, aber nicht dauernd gefesselt. Fesseln wird uns die wahre, nicht blendende Leidenschaft. Er schreibe für Landbewohner, nicht für das Modevolk. Dieses freilich werde ein Buch, welches in natürlicher Sprache die Anschauungen der grossen Gesellschaft bekämpfe und vernichte, platt, überspannt und lächerlich finden. Indem er ländliche Freuden schildere, weise er den spöttischen Witz und die gekünstelte Sprache der Zirkel von sich. So wenig wie er Modedamen, hohe Militairs, Schönheiten sammt allem Raffinement in den Roman bringe, denn solche Romane lockten den biederen Krautjunker zu seinem Verderben nach Paris, so wenig er mit allen anderen die Provinz verhöhne und nur die Diners und Academien der Hauptstadt anerkenne, eben so wenig sei ihm der raffinierte Jargon jener Kreise massgebend. Natur! heisst es auch hier.

Im Romane selbst und in Anmerkungen wird der alte Stil und die Salonsprache gegeisselt. Die bisherige franzö-

sische Dichtung sei *une poésie maniérée qui ne connut jamais la nature.* Die Büchersprache sei kalt und matt; die Liebesklagen im Romane frostig und lächerlich. Von St. Preux' Pariser Briefen sagt Julie spottend: er scheine den *jargon fleuri de la galanterie* nachahmen, doch sie verstehe die Sprache des Bel Esprit nicht, und seine Metaphern überträfen die *translati du cavalier Marin.* Die Leidenschaft hat nach Rousseau ein besonderes Idiom, eine Sprache, für die manchen die Grammatik fehle. Grammatische Ungenauigkeiten laufen unter; so: *je ne veux plus entendre ni prononcer le nom de Julie ni le votre* statt *ni le nom.* Rousseau verstösst mit Absicht gegen die strenge Correctheit: Mad. Wolmar schreibt einmal *qu'hors* für *que hors* und er bemerkt in einer Note, Julie habe wohl gewusst, dass *que hors* das richtige sei, es sei ein Fehler nicht der Ungebildetheit, sondern der Feinhörigkeit: *on peut employer un style plus pur, mais non pas plus doux ni plus harmonieux que le sien.* Zu der incorrecten Wendung St. Preux': *un seul moyen d'être heureux et des millions d'être misérable* bemerkt Rousseau, ein Schweizer spreche nicht wie ein Academiker. Er braucht mit den Genfer Schiffern *nager* für „steuern".

Rousseau erzählt in den Bekenntnissen, Diderot habe die ersten Theile der Heloise *feuillet* genannt; er giebt dies zu und bezeichnet sie selbst als *bavardage de la fièvre.* Ergüsse der glühendsten, aufgeregtesten Leidenschaft sind namentlich die St. Preuxschen Briefe. Rousseau zuerst hat die Leidenschaft im Stile wiedergegeben. Die Leidenschaft kennt keine Klarheit und Ueberlegung. „Ein Brief, den die Liebe wirklich eingegeben hat, ein Brief eines im Ernst leidenschaftlich Liebenden wird zerfahren, unordentlich, voller Weitschweifigkeiten und Wiederholungen sein." „Die Leidenschaft, voll von sich selbst, drückt sich mehr mit Ueberfluss als mit

Kraft aus .... weniger, um ihr Gefühl den Anderen zur Schau zu stellen als um sich Luft zu machen."

„Der höchste Grad der Leidenschaft ist Schwärmerei. Wenn sie ihren Gipfel erreicht, so sieht sie in ihrem Gegenstand ein Bild der Vollkommenheit." Sie entlehnt die Sprache der frommen Andacht. Sie verachtet alltäglichen Ausdruck, fordert Schwung, Adel, Würde. Sie schreibt Hymnen, nicht Briefe. Deshalb werden Superlative gehäuft. Die Rede reich an Hyperbeln, die man früher nur selten und mit Mass anwendete. Eine neue Terminologie wird geschaffen: *délire, ivresse, idolâtrie, enivré, embrasé, dévoré, insensé, brûlant d'amour, ivre de volupté; ange, âme de mon âme, céleste, divin* u. s. w. Rousseaus Natur neigt zur Uebertreibung. Was er thut, scheint ihm einzig, ohne Gleichen, was er leidet ohne Beispiel. Die Liebe zur Houdelot ist ihm *l'époque terrible d'un sort sans exemple chez les mortels;* seine Bekenntnisse beginnen: *je forme une entreprise qui n'eut jamais d'exemple* u. s. w. St. Preux, weniger Julie, bewegt sich stets in kühnen Steigerungen. Er nennt ihre Liebe *le plus doux, le plus pur, le plus sacre lien qui jamais ait uni deux coeurs.* Er ruft: *que ne puis-je ici rassembler toute mon âme en toi seule et devenir à mon tour l'univers pour toi* oder *Ah! si l'on peut vivre mille ans en un quart d'heure ....* oder *je goûtois à fois les délices de mille siécles,* anders *vous me devez le prix de deux siècles de souffrances.* Er bramarbasiert, wie jeder glühende Liebhaber; *Oui, j'aurois brûlé le capitole si tu me l'avois commandé.* Er überschüttet die Geliebte mit allen Attributen der Vollkommenheit, kann sein Liebesglück nicht beredt und überschwänglich genug preisen, sein Liebesleid nicht schwarz genug schildern. Er durchstreift Länder und Meere, und findet keine Julie.

„Das von Gefühlen überströmende Herz sagt immer wie-

der dasselbe und kann nicht aufhören es zu wiederholen, wie eine lebendige Quelle, die ohne Ende sprudelt und sich nie erschöpft“ [172]). Deshalb die Häufungen. Die Leidenschaft möchte sich in Ein Wort ergiessen, aber findet den vollen Ausdruck nicht und so merkt man ihrer Sprache das Tasten und Unbefriedigtsein an. So wenn Julie sagt: *mon aimable ami, mon maître, mon pénitent, mon apôtre — hélas! que ne m'es-tu point? faut-il qu'un seul titre manque à tant de droits?* Oder St. Preux: *ô désirs! ô craintes! ô palpitations cruelles! Julie, laisse moi respirer; tu fais bouilloner mon sang, tu me fais tressaillir, tu me fais palpiter!, une extase, un ravissement, un délire absorboit toutes mes facultés.* Die Leidenschaft hat an einem Worte nicht genug, sondern wiederholt und verstärkt: *non, non; une nuit, une seule nuit; Julie, mon aimable Julie; le ciel, le ciel; adieu donc pour la derniere fois, adieu pour jamais; si maintenant je ne t'aime plus, si je ne t'aime plus; l'amour, cet amour fatal; mon coeur, mon foible coeur; j'obéirai pourtant, je l'ai promis, je le dois, j'obéirai.* Im letzten Beispiel geschieht die Wiederholung wie in Gedanken, mechanisch. Auch in der Frage wird ein Wort hervorgehoben und wiederholt, um einen inneren Widerstreit oder den augenblicklichen Widerruf eines Ausdruckes zu bekunden: *je pleurois alors .... Tu pleurois? ... infortuné, tu ne pleures plus; si tu pouvois douter .... mais non, tu n'en doutes pas, tu n'en peux douter; Etiez vous oubliée de votre ami? — Julie oubliée; qu'as tu fait, ah, qu'as tu fait?*

Demselben Begehren nach vollem Ausdrucke und Gefühle des Ungenügens entspringt die Anapher, wo aller Accent auf Ein bedeutsames Wort fällt: *ah! que tu le connais mal ce coeur qui t'idolâtre, ce coeur qui vole et se prosterne sous*

172) Vgl. auch Scherer Zur Geschichte der deutschen Sprache S. 158.

chacun de tes pas, ce coeur qui voudrait inventer pour toi de nouveaux hommages inconnus aux mortels. Und die Klimax: *dans trois heures je vais être à la merci des flots; dans trois jours je ne verrai plus l'Europe; dans trois mois je serai dans des mers inconnues; dans trois ans peut-être!*

Die unbefriedigte Leidenschaft bewegt sich in Gegensätzen: *t'avoir vue — et ne pouvoir vivre ensemble, t'adorer — et n'être qu'un homme, être aimé — et ne pouvoir être heureux, habiter les mêmes lieux — et ne pouvoir vivre ensemble.* Ihre Wünsche, ihre Sorgen drücken sich in Fragen und Ausrufen aus: *vous, me chasser! moi vous fuir!, toi passer dans les bras d'un autre! un autre te posséder!, L'amant de Julie auroit une âme abjecte? Non Julie .... non! ma Julie à genoux! ma Julie verser des pleurs!, cesser de m'aimer! l'espère t'elle? jamais, jamais.* Gern steht die Frage oder der Wunsch am Schlusse des Briefes hervorgehoben. Viele *ô, ah, hélas, quoi, jamais!*

Die Leidenschaft ist hastig, ruhelos, überstürzt sich, bricht ab, stammelt. Deshalb zahllose Asyndeta, Anokoluthe, Aposiopesen. Beim ersten Kuss: *mais que devins-je un moment après quand je sentis .... la main me tremble .... un doux frémissement ... ta bouche de rose ... la bouche de Julie!* Man lese die Briefe Juliens, nach dem die Correspondenz gefunden ist, die St. Preux', da er in Juliens Schlafzimmer weilt; in ersterem die gebrochene Sprache der Angst, im zweiten der sinnlichen Aufregung. Wie abgerissen: *oh! si tu savais ce que l'insensé m'ose proposer! et de quel ton! m'enfuir! le suivre! m'enlever* oder *dis lui cent fois ... ah! dis lui ... je m'aperçois même ... je crains ... ah! ma chère, je crains bien.* Man scheut sich, das Schreckliche auszusprechen: *je vais passer dans les ... hélas j'ai pu vivre dans les*

tiens oder *O, Julie je ne ... jamais je n'écrirai ce mot là* oder *ah! devois-tu jamais ...?* Man deutet auch das höchste Glück voll Scheu nur an: *le doux espoir d'être un jour ...* Man weist alle quälende Erinnerungen zurück: *elle tenta plus d'une fois ... que sert de rappeler une espérance à jamais éteinte.* St. Preux schreibt manchmal besinnungslos, nicht wissend, was, und schliesst dies „Bavardage" dann plötzlich abbrechend mit einem *je m'égare* oder *Pardon, madame, ayez pitié de mes fureurs.* Am verwirrtesten und abgerissensten sind die Brieffragmente, welche St. Preux nach der Trennung schreibt, als Bomston ihn fortbringt. Manches darin erinnert an das Stammeln des Irrsinns: *je me porte bien ... je ne souffre pas ... je vis encore ... je pense a vous ... je pense au temps où je vous fus cher ... j'ai le coeur un peu serré ... la voiture m'étourdit* u. s. w.

„Das Wesen der Liebe ist Täuschung; sie schafft sich so zu sagen, eine andere Welt, und da sie ihre Empfindung in Bilder fasst, ist ihre Sprache immer bildlich." Zahlreich sind Vergleiche aus der Natur und Religion. St. Preux schwört, wenn man sein Herz, Juliens Spiegel zerbräche, würde man im letzten Stück ihr Bild glänzen sehen. Seine Neigung zu Claire gleiche den Wellen des Genfer Sees, seine Leidenschaft zu Julie den sturmbewegten Wogen des unendlichen Meeres. Manche Vergleiche sind geschraubt; selten sind sie ausgedehnt. Die schöne sinnliche Bildlichkeit von Werthers Leiden fehlt.

Rousseaus Stil ist von fremden Einflüssen wenig berührt. Einiges mag den Italienern entlehnt sein, einiges erinnert an biblische Wendungen. St. Preux beklagt die Nichtigkeit des Lebens, wie die Blume vergehe die Schönheit an einem Tage; *nos âmes se fondent et coulent comme l'eau* (Psalm. 21, 15). Es heisst: *il n'est pas bon que l'homme soit seul.* Der Baron

sagt zu Julie: *respecte les cheveux blancs de ton malheureux père, ne le fais pas descendre avec douleur au tombeau.*

Rousseaus Prosa hat eine Fülle von berauschendem Wohlklang. Sie umfasst alle Töne der Leidenschaft und zusammen mit den blendenden Sophismen wirkt diese Musik der Sprache bestrickend. Als ich zuerst den hochtönenden Anfang der Bekenntnisse las, war ich entzückt. Rousseau verliert darum so sehr auch in den besten Uebersetzungen. Manches klingt wie Verse: *n'abandonne jamais la vertu, et n'oublie jamais ta Julie.* Der Rhythmus des Alexandriners fällt öfters in's Ohr; so gleich im Eingange der Bekenntnisse — es sind selbstredend keine correcten Verse:

je forme une entreprise qui n'eut jamais d'exemple
et dont l'exécution n'aura point d'imitateur[173])

mehrmals in der Heloise:

suis moi dans mon exil, console moi dans mes peines
ranime et soutiens mon espérance éteinte

oder:

Ah, ma chère! quelle âme c'étoit que la sienne!
Comme il savoit aimer! Il méritoit de vivre,

und öfter. Juliens *qu'hors* für *que hors* beruht auf dem Widerwillen gegen den misstönigen Hiatus.

Der Stil der Neuen Heloise bleibt sich keineswegs gleich. Die leidenschaftliche Unruhe, Abgerissenheit, pathetische Gehobenheit und Ueberschwänglichkeit weicht in den späteren Theilen einer ebenmässigen, glänzenden, gerundeten Prosa. So nennt Rousseau den vierten und sechsten Theil „stilistische Meisterwerke". An Stelle der überhasteten, unzusammenhängenden Sätze treten klare, gemessenere Perioden und nur manchmal fällt St. Preux in das alte Pathos zurück.

Der Stil im Werther, mit der Stimmung innigst zusammenhangend, entwickelt sich im Gegensatze zur Neuen He-

173) Diese Zeile änderte Rousseau später.

loise aus friedlicher Ruhe zu leidenschaftlicher Bewegtheit. Er wird immer stürmischer; nur der letzte Brief ist mit grosser Kunst klar und gefasst geschrieben. Doch sind auch die ersten vor die Leidenschaft zu Lotte fallenden Blätter lebhaft bewegt, wie dies aus Werthers ununterbrochen erregtem Temperamente folgen muss.

Häufungen, Hyperbeln auch hier. „Liebe und Freude und Wärme und Wonne", „ergriffen, erschüttert, geängstet, zerrissen mein Innerstes". „Lotte, kein Jahrtausend vermag den Eindruck auszulöschen."

Auch hier das vergebliche Ringen nach vollem Ausdrucke. Deshalb mehrmals lange Perioden mit dem Zwecke zu erschöpfen (S. 5, 54 f.). Er fühlt das Ungenügende seiner Mittheilungen, hat zugleich nicht Geduld und Ruhe genug, um ausführlich zu sein, will ferner manches nicht aussprechen. So finden sich viele Abbrechungen mit „Kurz" „Du verstehst mich", „Genug", besonders oft dem Ende zu. Vgl. S. 16 f. Sehr viele Sätze beginnen mit „Und", indem sich einmal dem Schreiber immer neue Gedanken und Wendungen aufdrängen, andererseits dies „und" für Gespräch und Brief bequem und naheliegend ist. Die Wiederholungen sind zahllos und verschiedenartig. Ein Wort mehrmals nach einander der Hervorhebung wegen: „auf mich, mich, mich!" „nichts, nichts!", „leb wohl, Engel des Himmels! leb wohl, Lotte!" „es wird mir gewiss, Lieber! gewiss und immer gewisser". S. 96 f. erscheint in kurzen Zwischenräumen das Beiwort „süss" viermal: „des süss'sten Mitleidens" „mit süsser Stimme" „süsse Töne" „dem süssen Munde". Der Begriff soll voll dargestellt werden. Dieselbe Absicht liegt in dem Satze: „ich begreife manchmal nicht, wie sie ein anderer lieb haben kann, lieb haben darf, da ich sie so ganz allein, so innig, so voll liebe, nicht anders kenne, noch weiss, noch habe, als sie!" Feier-

lich ist die Wiederholung „all! all!“ „der Wanderer wird kommen, kommen“, leidenschaftlich „wehe! wehe!“ Wirkungsvoll ist die Wiederholung ganzer Sätze. Solche, auf die es in dem Briefe, somit in Werthers ganzem Sein besonders ankommt, sollen mehr als einmal uns begegnen und packen. Man sieht, wie dieser Eine Gedanke Werther erfüllt und alles andere verschlingt. S. 37 beginnt ein Brief „Was man ein Kind ist“; diese Worte werden in der nächsten Zeile wiederholt, am Schlusse variirt: „O, was ich ein Kind bin!“ S. 41: „Ich werde sie sehen! .... ich werde sie sehen!“ S. 59: „ich muss fort“ in der Mitte „ich muss“ am Ende wieder „ich muss fort“ (vgl. *il faut partir* in den St. Preuxschen Briefen). S. 116 viermal: „ich will sterben“. S. 131 flehend: „O, vergieb mir! vergieb mir! ..... Vergieb mir! vergieb mir!“

Abgerissen: „Und Albert — und — ich muss fort“ „du würdest, ja sie würde —“ „Und doch — ich will — Ha! siehst du, das steht wie eine Scheidewand vor meiner Seelen — diese Seligkeit — und da untergegangen, die Sünde abzubüssen — Sünde?“ „ich wünsche nichts, verlange nichts, mir wärs besser, ich ginge“. Nach den Worten „Albert scheint nicht so beglückt zu sein, als er — hoffte, — als ich — zu sein glaubte, wenn —“ schreibt Werther: „Ich mache nicht gern Gedankenstriche, aber hier kann ich mich nicht ausdrücken — und mich dünkt deutlich genug.“

Ausrufe und besonders Fragen, an Wilhelm und an sich selbst, begegnen auf jeder Seite, vielfach im Anfang und Ende: „Unglücklicher! bist du nicht ein Thor? Betrügst du dich nicht selbst? Was soll all diese tobende Leidenschaft?“ Oft ist der Stil der eines lebhaften Dialogs. Zu manchen Eingängen muss der Leser eine vorausgegangene Gedankenreihe ergänzen: „Nein es ist gut! es ist alles gut! — Ich —

ihr Mann!“ „Wo hin ich will? das lass dir im Vertrauen eröffnen“ „Sag was du willst, ich kann nicht länger bleiben.“ Viele beginnen mit „Ja“ „ja es ist so“ u. s. w. In der Heloise z. B.: *Et vous ne seriez plus ma Julie* oder *Oui mon ami.*

Werthers Sprache ist sinnlich, bildlich. Theils wird das Bild angedeutet, theils der Vergleich ausgeführt: der bononische Stein, der Magnetberg. In einer prägnanten Wendung liegt oft eine unendlich poetische Anschauung: der Wind wiegt die Wolken am Himmel herüber.

Ganz verschieden ist der heftige, ironisch-satirische Stil des Berichtes über die Beleidigung in der vornehmen Gesellschaft.

Ausser den gewohnten Redefiguren (Anapher z. B. S. 102) findet sich zweimal das Oxymoron: „der glückliche Unglückliche“ „ich habe eine schreckliche Nacht gehabt und ach eine wohlthätige Nacht.“

Inversionen sind, wie bei Rousseau, sehr häufig[174]). Beliebt ist folgende Form: „so ungleich, so unstet hast du nichts gesehn, als dies Herz“ „so vertraulich, so heimlich hab ich nicht leicht ein Plätzchen gefunden“. Wie schwer muss es einem Menschen wie Werther fallen, seine Sprache bis ins Kleinste dem hölzernen, altfränkischen Kanzleistil anzupassen. Er schreibt über seinen Vorgesetzten, den Gesandten: „er ist im Stande, mir einen Aufsatz zurückgeben und zu sagen: er ist gut, aber sehen Sie ihn durch; man findt immer ein besser Wort, eine reinere Partikel. Da möcht ich des Teufels werden. Kein Und, kein Bindwörtchen sonst darf aussenbleiben, und von allen Inversionen, die mir manchmal entfahren, ist er ein Todfeind; wenn man seinen Period nicht

174) „Die deutsche Sprache ist ihrer Natur nach vor andern dieser Inversionen fähig; und ihre Kühnheit trägt mit zum Ansehn unserer poetischen Schreibart bey“ Hamann (Kreuzzüge des Philologen). Herder s. u.

nach der hergebrachten Melodie heraborgelt, so versteht er gar nichts drinne". Erlebtes aus der Frankfurter Praxis.

„Du" ist die Anrede der Poesie und Vertraulichkeit, „Sie" die Anrede der förmlichen Convenienz. Im lebhaften Stil der Liebesleidenschaft stellt ein „Du" sich leicht ein. In der Heloise beginnt der Wechsel von *tu* und *vous* mit dem dreizehnten Briefe. Im Werther ist die Lage anders, da wir nicht den Briefwechsel zweier Liebenden vor uns haben. Werther duzt Lotten zum ersten Male, nachdem sie ihn durch die Erzählung von dem Tode ihrer Mutter tief gerührt hat, dann in dem Brief „ich will sterben" und in den Abschiedsworten; sie ihn nie. Goethe duzt Lotten in den Briefen oft. In allen Correspondenzen gehobenen Stils der Zeit finden wir diesen Wechsel. Oft folgt dem Sie ein Du auf dem Fusse und umgekehrt. So bei Lavater. Claudius schreibt an Herder: „Ihr letzter Brief hat mir Mark und Bein erfreut und ich strecke meine Hand nach Dir aus, sympathetischer Jüngling" oder „Ihr Mädchen ist, hab ich gehört, aus Veilchenduft und Mondschein zusammengewebt: o Du lieber Jüngling, wie gönne ich sie Dir so herzlich und Dich dem Mädchen"; Caroline: „Ach dass ichs Ihnen so ganz sagen könnte, wie ich Dich liebe". Inneren Widerstreit spiegelt der Wechsel der Anrede in den Briefen Goethes an Frau v. Stein.

Auch im Werther fällt an einigen gehobenen Stellen ein gewisser Rhythmus in's Ohr. In der Klopstockscene Jamben; „sie sah gen Himmel und auf mich, ich sah ihr Auge thränenvoll ..... und sah nach ihrem Auge wieder". Später: „Ach was ich weiss, kann jeder wissen — mein Herz hab ich allein." An der Stelle über Ossian Dactylen: „in dampfenden Nebeln die Geister der Väter im dämmernden Lichte". In der Beschreibung der Ueberschwemmung ebenfalls: „vom Fels herunter die wühlenden Fluthen .... über Aecker und Wiesen

und Hecken und alles .... eine stürmende See im Sausen des Windes". Trochäen in der Ossianepisode: „hebst dein strahlend Haupt aus deiner Wolke, wandelst stattlich deinen Hügel hin. Wonach blickst du auf die Haide?" Für Tonfall, Hiat und dergleichen ist noch viel zu untersuchen. Beabsichtigt ist die Alliteration: „ein Wandrer, ein Waller auf der Erde".

Aus der gewöhnlichen Rede — das Französisch war damals gäng und gäbe — nahm Goethe sehr viele Fremdwörter in seine Prosa: radotiren, Radotage, Diskurs, rouliren, prostituiren, Prätensionen, resigniren, sich employiren, frappant, raisonniren, Deraisonnement, intriguirt u. s. w. S. u.

Goethesche Neubildungen sind z. B.: liebwürdig, siegrückkehrend (S. 90 vom Schiff), himmelsüss, Inniginnerstes (S. 131 „durch mein Inniginnerstes durchglühte mich das Wonnegefühl: Sie liebt mich! Sie liebt mich!"). Wenn Goethe später für „der liebwürdigste Sonnenaufgang" das trivialere „herrlichste" setzte, kann ich darin keine Besserung sehen.

Goethes Stil enthält viele volksthümliche Elemente. Lessing nahm manches dialectische Wort in die Schriftsprache auf, Bode verschaffte vielen niedersächsischen Worten durch seine verbreiteten gelungenen Uebersetzungen Eingang. Die Dialectdichtung regte sich. Man sammelte Volkslieder aus dem Munde der Landleute und lauschte auf das Eigenthümliche ihrer Sprache. Bald begann man, die blosse Büchersprache für staubtrocken und todt zu erklären; aus dem, was das Volk spricht, müsse sie sich neu beleben[175]). Lenz sagt in dem wahrhaft schönen Vortrage „Ueber die Bearbeitung der deutschen Sprache im Elsass": „Wenn wir in die Häuser

175) Möser im „Schreiben über deutsche Sprache und Litteratur": „Goethe hat uns in der Sprache auf dasjenige, was Cicero *romanos ac urbanos sales* und *veteris leporis vestigia* nennt, zurückgeführt, damit wir nicht zuletzt lauter Buchsprache reden mögten".

unserer sogenannten gemeinen Leute gingen, auf ihr Interesse, ihre Leidenschaften Acht gäben und da lernten, wie sich die Natur bei gewissen erheischenden Anlässen ausdrückt, die weder in der Grammatik noch im Wörterbuch stehen; wie unendlich könnten wir unsere gebildete Sprache bereichern." Voss schreibt an Brückner, er studire Luther und die Minnesinger „um die alte Nerve wieder zu bekommen, die die deutsche Sprache ehedem hatte und durch das verwünschte Latein und Französisch ganz wieder verloren hat", Brückner solle alle Gassenhauer und altmecklenburgischen Wörter und Redensarten sammeln; „dieser Dialect (Hochdeutsch) muss allerdings der herrschende bleiben, ich werde mir aber im geringsten kein Gewissen machen, aus jedem anderen Dialecte die kernhaftesten Wörter anzunehmen". Auch Claudius' freilich von Affectation nicht ganz freie Redeweise wirkte[176]). Goethe sagt im Werther, die Geschichte des Bauerburschen würde, „mit unsern hergebrachten sittlichen Worten vorgetragen", „schwach und vergröbert". Die Wahlheimer Frau erzählt in volksthümlichem Tone. Im Götz ist manches der alten Sprache entlehnt; im Werther findet sich das Luthersche Adjectiv „härin"; „in Krieg" wie „in Thurn" (Götz) für „in den" (in'n: in). Das Volk zieht das einfache Verb dem zusammengesetzten vor; daher im Werther „ich find mich wohl" „mit Küssen decken". Auch „Unterhalt" für „Unterhaltung" „verlecht"

176) „Es war nämlich einmal ein Mann. Und der wollte die deutschen Schriftsteller äffen. Und der schrieb so wie der Bauer hier spricht. Und da schrieben die deutschen Schriftsteller auch so. Und da ging der Mann an den Rhein und ging wieder zurück und lachte auf dem Hin- und Herwege über die deutschen Schriftsteller. Und der Mann nannte sein Pferdchen Asmus und ritt bis ans Thor der Nachwelt, sprang ab, peitschte dann das Pferdchen zurück und rief: Holla, Claudius! und das Thor flog auf, und das *Imitatorum pecus* war im Sumpf elendiglich versunken". Hermes und Sophiens Reisen (IV S. 174 Anm.).

(vom Eimer) mag das Volk sagen. Für „Maienkäfer“ als Femininum („man möchte zur Maienkäfer werden“) fehlt jede Erklärung. Sehr in Mode kommen durch Goethe die alten populären Auslassungen und Kürzungen: „bin“ für „ich bin“ „hab“ „draus“ u. dergl.[177]). Es bildete sich eine neue Geniesprache aus. „Bist's?“ — „Bin's“ lautete Frage und Antwort, als Goethe und Lavater sich zuerst sahen. So im Werther: „redt“ „hab“ „Aug“ „borg“ „West“ „Gebirg“ „gnügen“ „gnug“ „meintwegen“. Dialectisch ist „haussen“ „draus“ „druckte“ „lauft“, das s am Schluss der Pluralcasus: Weibchens, Bubens, Kerls. Der Maler Müller schreibt dann ohne Bedenken die Pfälzer Diminutiva: „Mädcher“, „Fäuncher“. Beliebt ist das unflectierte Neutraladjectiv: „ein ehrlich altes Weib“ „ein einförmig Ding“ „ein irden Breipfännchen“; „was“ für „etwas“: „was Alts“. Goethe syncopirt sogar: „Garstges Gsicht“. Volksthümlich sind die vielen Verkleinerungen auf „chen“, seltener „lein“. „Brunn“ für „Brunnen“ ist poetischer. Aus der familiären und der Volkssprache nimmt Goethe im Werther u. a.: „dahlen“ (schwatzen, spassen), „Gewebern“

177) „Viele unsrer jetzigen Schriftsteller glauben, original zu schreiben, wenn sie die Vokalen zwischen den Consonanten herausheben, den Wörtern Kopf und Schwanz abreissen und einen Apostroph statt des Pflasters auf die leere Stelle kleben“ Neue Bibl. der schönen Wissensch. Bd. 19, S. 276. — Nicolai, Lichtenberg s. u. — Interessant ist, wie sich Lavater in einem Briefe an Röderer, den er Lindau dictiert, sich beklagt, dass dieser nicht elidieren will: „denk mal, dem Jungen will nicht ein mit den Elisionen, die Goethe, Lenz u. s. w. aufgebracht haben. Müsste er aber daran erworgen, so wollte ich ihm dennoch ein halb Dutzend durch den Hals jagen“ (Stöber J. G. Röderer von Strassburg und seine Freunde S. 88). Gegen diesen sogenannten „coupirten Styl“ erschien die nicht ganz witzlose „Appellation der Vokalen an des Publikum“ (1776. 1778): man solle sie doch nicht so unbarmherzig würgen; „die Lippen der deutschen Dichter werden bald allgemein in der lieblichen Sprache der Schuhflickermädchen und Schornsteinfeger ertönen“.

(S. 55) „krabbeln“ „stickst“ (steckst) „knirren“ für knirschen (S. 114) „angestochen“ für „zornig“ (S. 75); die Interjectionen „zuck“ („so bin ich dort“) „wutsch“ („so bin ich draus“) „patsch“. Wie der Badenser sein „als“, so schiebt Goethe ungemein oft ein „all“ und „so“ ein, das uns entbehrlich scheint und allerdings meist entbehrlich ist. Ich will je ein frappantes Beispiel anführen. Für „so“: „wenn ich manchmal so denke, wie man das Liebste seines Lebens so wegtragen lässt, und niemand als die Kinder das so scharf fühlt“; für „all“ auf S. 101. Mein Freund Friedrich Beneke[178]) macht mich darauf aufmerksam, dass Goethe in der zweiten Ausgabe fast sämmtliche „all“ und „so“ gestrichen, in seltenen Fällen geändert hat. „So“ ist im Volksliede ein stereotypes Füllwort. In den Volksliedern, welche Goethe im Elsass für Herder sammelte, begegnet uns mehrfach ein auffallendes, syntactisch theils durch Apposition, theils nicht erklärliches „es“: so lesen wir im Werther „so lindert's all den Tumult der Anblick eines solchen Geschöpfs“ (S. 14). Die unter Gellerts und Hermes' Händen arg jungferlich und altjungferlich gewordene Prosa würzte Goethe durch kernige deutsche Kraftausdrücke, die er im Privatgespräch und in vertraulichen Briefen sein Leben lang fest hielt. An den Derbheiten des Götz hatten sich manche entsetzt[179]) (vgl. Goethes Epistel an Gotter und dessen Antwort); auch im

178) Derselbe hat im Strassburger germanistischen Seminar einen Vortrag über die Aenderungen der zweiten Ausgabe gehalten. — Diezmanns Arbeit im Schillermuseum ist nicht erschöpfend. — Vgl. die Anm. Schölls zu Goethes Briefe an Frau von Stein III S. 284.

179) „Vielleicht möchte er (der Verfasser) auch der Delicatesse mancher Leser einen Gefallen erzeigt haben, wenn er einige zu energische Ausdrücke weggelassen, in dem Gebrauch gewisser Provincialwörter und der zu häufigen Weglassung der Fürwörter sparsamer gewesen wäre“ Schluss der Götzrecension im Teutschen Merkur 1776 S. 287.

Werther sind sie, zwar in etwas verfeinerter Gestalt, nicht dünn gesät. Da ist vor allem das kräftige Wort „Kerl“; theils verächtlich gegen die „Kerls“ von „Philistern“, und die jungen „luftigen Kerlchens“, theils nur familiär: Albert ist ein „lieber braver Kerl“; die Frauenzimmer verstehen zwei Kerls in gutem Einvernehmen zu halten; die „guten Kerls von Pfarrers“, die später zu „ehrlichen Geistlichen“ werden. Aehnlich S. 44 „der Fratze“ ohne sonderlichen Tadel, verächtlich aber S. 89 „eine Fratze“ von der „Pfarrern“ (Carlos nennt Beaumarchais einen „romantischen Fratzen“). Dazu kommen Ausdrücke wie „Schluckers“ „Narre“ „alte Schachtel“ „geiziger rangiger Hund“ „hageres kränkliches Thier“ (wieder die „Pfarrern“) „Lumperei“ „Lumpenbeschäftigungen“ „Hundegeschwätz“ „drein töllpeln“ „ausprügeln“.

In Weimar arbeitete Goethe den Werther um [180]). Er berichtet darüber an die Stein und denkt im Schreiben an sie. Sein Stil wird ebener und massvoller, wie der Stürmer und Dränger unter dem Weimarer, namentlich der Stein glättendem Einflusse massvoller geworden war. Nun scheut er die derben Ausdrücke [181]), die er und seine Genossen in Strassburg, Wetzlar und Frankfurt mit jugendlichem Behagen im Munde führten, die nachlässige Häufung von Fremdwörtern, die man schon früh an ihm tadelte [182]); er tilgt die vielen

180) Die Verderbnisse, welche, ohne dass der Dichter es merkte, aus schlechten Nachdrucken, die er benutzte, in diese Umarbeitung eindrangen, hat bekanntlich Michael Bernays vortrefflich nachgewiesen.

181) „Das leidige Wort Kerl, das Goethe einst wiewohl ohne Erfolg in die gute Gesellschaft einführen wollte.“ Wieland im Februar 1781 an die La Roche.

182) „Mit Goethen ist er (Klopstock) ungemein zufrieden, nur wünscht er weniger ausländische Worte in seiner Sprache.“ Voss (Briefe I S. 160). Gerade Klopstock und die Göttinger mussten sich daran stossen.

Kürzungen und ändert Dialectisches und Veraltetes[183]), wobei freilich manches Gute verloren geht.

Adelung „Ueber den deutschen Styl". Herder.

Adelung ist der Theoretiker der Gellertschen Schule. Ein deutliches Zeugniss dafür ist sein 1781 in erster, 1800 in vierter Auflage erschienenes zweibändiges Werk „Ueber den deutschen Styl". Muster sind ihm die „guten Schriftsteller von Sachsen" im zweiten Viertel des 18. Jahrhunderts, die er der Klarheit, Angemessenheit und Sprachrichtigkeit wegen den Vertretern der neuesten Literatur, welche die Lebhaftigkeit übertreiben und unschicklich anbringen und sich wenig an die Richtigkeit kehren, ausdrücklich vorzieht (I S. 21). Gottsched sei „wässericht und platt", Bodmer „schwülstig, abenteuerlich, zum Erfrieren kalt und prosaisch" gewesen; „ein kleines Häufchen wahrer Dichter" habe Deutschlands Ehre gerettet: die Sachsen (II S. 284 ff.). Den Gottsched-Bodmerschen Streit berührt Adelung noch mehrmals und zwar zu Ungunsten der Schweizer. Gottscheds Irrthum sei minder schädlich gewesen und habe „die schöne Reihe guter Schriftsteller veranlasst," während Bodmer zum Unglück auf den „Geschmack der Engländer, sowohl den alten irregulären eines Shakespeare, als den neueren schwülstigen eines Milton" verfallen sei. „Klarheit und Verständigkeit", „Ueblichkeit und Schicklichkeit", vor allem die „Richtigkeit" sind die Hauptnormen seiner Theorie. Er meistert Lessings Prosa und wirft Shakespeare „Albernheit" vor. Die „Zusammenstellung des Possenhaften und Pathetischen" sei an Shakespeare „unausstehlich, und gerade das habe man im Deutschen am meisten nachzuahmen gesucht." Shakespeare sei in mancher Hinsicht

183) „ohngefähr" „rufte" „vor" (für) „hielte" „jetzo" „niemalen" „denen" (den) u. s. w.

„schätzbar“, dass man aber seine grossen Fehler nachahme und dafür ein bewunderndes Publicum finde, sei ein Beweis des verwilderten Geschmackes. Die Polemik gegen die Goethianer wird versteckt geführt; Adelung nennt keine Namen, aber sein ganzes Buch ist ein Protest gegen den neuen Stil.

Die Schriftsprache habe ihren Sitz in den „obern Classen“ und nichts mit den unteren zu thun. Sprichwörtliches aus dem Volksmunde sei „als gemeiniglich in den untern Classen entstanden und unedel, für den aufgeklärten Verstand der obern Classen unbrauchbar“. „Neuere Originalgenies, welche den Vorwurf des Conventionellen auslöschen wollten, fielen in das Conventionelle der niedrigsten Classen, und machten das Uebel nur noch ärger.“ „Der Schriftsteller muss die Sprache der Leidenschaften in der Natur studieren, aber nicht in der rohen, sondern in der veredelten Natur,“ einige der neuesten Schriftsteller freilich brächten den Schmutz des Pöbels auf den Parnass! Provinzielles muss durchaus verpönt sein, denn die hochdeutsche Schriftsprache sei in den obersten Classen der cultiviertesten Provinz entstanden und ausgebildet. Die Volkssprache könne überhaupt der Schriftsprache nichts Gutes zubringen. Darum fort mit den niederdeutschen Worten: Schnickschnack, Wirrwarr u. s. w., welche Lessing aufgenommen habe. Ja selbst der correcte, klassische Gellert zeige in dieser Hinsicht einige Fehler. Haller verdiene wegen seiner vielen Provinzialismen und Härten nur ein sehr eingeschränktes klassisches Ansehen. Ein Absatz lautet: „Vermeidung aller niedrigen und provinziellen Ausdrücke. Weil man in dem gesellschaftlichen Umgange die Unterredung mit den untern Classen nicht entbehren kann (!), so wird man leicht an manche Eigenheiten derselben gewöhnt, welche sich denn oft auch in den edleren Umgang mit einschleichen. Es ist daher die gehörige Aufmerksamkeit, sich

ihrer zu enthalten." Die lebendige Volkssprache ist also für diesen auf sein Meissner Deutsch stolzen Magister nur ein Pöbeljargon; herrliche, damals aus dem Volksliede u. s. w. erneute Worte „kreuzbrav", „mutterallein"[184]), „mutterseelenallein" verwirft der Magister als „dunkel, hart und verstandlos." Veraltetes sei zu vermeiden, besonders „Minne", „Minnesänger" (I S. 85, 289; II S. 125); auch „anheben", „beginnen" sei für das Hochdeutsche ganz entbehrlich. Keine Kürzungen, keine Weglassung von Pronomen und Artikel, keine apostrophierten 's, nicht „Sang" für „Gesang", „was" für „etwas" u. dergl., alles dies gehöre in die niedrigste Schreibart. Diminutiva auf „chen" eigneten nur der vertraulichsten Redeweise. Es sei Mode unter den neueren Schriftstellern, jedes e unbarmherzig abzuhauen, daher leide ihr Stil an unausstehlicher Härte: „dies' arm' Erd", „mein' arm' elend' Iris" „so lang' ich leb'". Um den Fehler verworrener Weitschweifigkeit in den Gedanken gut zu machen, kürzten sie auf harte, barbarische Art die Silben; „daher so viele Neuerungen in der Orthographie, um Buchstaben zu ersparen, daher so viele harte Elisionen und Ellipsen, Verstümmelungen der Wörter und Verschweigung der nothwendigsten Bestimmungswörter, z. B. des Artikels .... Schriftsteller dieser Art gleichen einem ungeschickten Künstler, welcher, eine Geschichte zu mahlen, eine Menge Personen ohne Verstand und Auswahl neben und unter einander wirft, und um diesen Ueberfluss doch auf einige Art wieder einzubringen, der einen eine Rockfalte, der andern eine Nase und der dritten wohl gar ein Bein abschneidet." — Der Gebrauch der Fremdwörter — und darin hat Adelung gewiss recht — solle nicht verboten, aber auf das Nöthige beschränkt werden. — Der Schrifsteller dürfe

184) *den schönsten buolen den ich hab der sitzt bei mir daheime muoterallein* (Uhland Volksl. S. 209).

nicht neue Worte bilden; einige Neuere hätten „Abenteuerliches, Ungereimtes und Ungeheures“ erfunden. Ebenso ja keine Ausdrücke mit unedlen Nebenbegriffen gebrauchen, welche Klasse „besonders die meisten Kraftwörter unserer neueren Schriftsteller in sich fasset.“ Unrichtig sei „heim“ und „daheim“ für „zu Hause“, „Gerede“ für „Gerücht“, „meinen“ für „glauben“, Verstümmlungen, wie haussen, drunten, Spital, prost, Max, Hans, Franz; Niedrigkomisches, wie „wutsch“. Ebenso substantivierte Infinitive. Die Inversion, die rhetorische Frage, Aposiopese u. dergl. müsse sehr eingeschränkt werden. Und gar die sinnlosen Hyperbeln: also nicht „Wonne“, „Wollust“ für „Vergnügen“, „göttlich“ für „schön“, „selig“ für „glücklich“! Onomatopöie und biblische Anspielungen seien Afterfiguren. Lebhaft eifert Adelung gegen die „poetische Prosa“ und bildlichen Ausdruck: „seitdem der Geschmack an der bildlichen Schreibart unter den modernen Schriftstellern so beliebt geworden ist, haben wir ganze Bände des herrlichsten Unsinns.“ Was Adelung unter einem schönen Bilde versteht, lehrt uns auf das Lächerlichste folgender Satz: „Die schönste Metapher ist immer die, welche ausser dem glücklichen Bilde auch zugleich die Empfindungen reizet; wenn z. B. ‚die Rose ihren jungfräulichen Busen schamhaft eröffnet.‘“ S. 431 ff. des ersten Bandes ist das „Naive“ arg verkannt.

Wenn Adelung (II S. 106) eine Stelle aus Werther (S. 54 f.) als rühmliches Beispiel des rührenden Stils anführt, so ist dies Lob deshalb bedeutungslos und nichtig, weil er Abschnitte aus Hirschfelds „Landleben“ auf die gleiche Höhe stellt (II S. 105, 160) und die meisten seiner Musterbeispiele aus Weisse und ähnlichen Dii minorum gentium entlehnt.

Der Theoretiker der neuen Schule ist Herder. Als solchen zeigen ihn besonders die „Fragmente zur deutschen Lite-

ratur". Er bekämpft die mit Wolfs Philosophie, der später Adelung folgte, zusammenhangende Richtung der Aesthetik und Stilistik, die ungelenkigen Alten, die muntern Knaben das Springen verbieten, weil sie selbst nicht mitspringen können. Herder behandelt seine Aufgabe mit hoher ästhetischer und dichterischer Intuition. „Hier ist eine Hand voll Blumen, in verschiedenen Feldern unsrer Sprache gesammlet — spielend und im Vorbeigehen gesammlet; nicht mit bebrillter Nase gesucht." Er preist gegen den krittelnden Unverstand den lebenden Wohllaut und die Klangworte des Deutschen. Diese Macht und Herrlichkeit der alten Sprache soll man wiedererobern. An den Quellen der alten Sprache soll die ermattete, lechzende Schreibart sich Saft und Stärke trinken. Keine Partei habe dem wahren Genie der deutschen Sprache so sehr geschadet, als die Gottschedianer. Gottsched habe die Sprache entnervt, entmannt, französiert, verwässert. Deutsche Einfalt, Machtwörter sind in der alten und in der schwäbischen Zeit zu suchen. Neue Prosaiker als classische Muster hinzustellen (s. o. Adelung) ist absurd. Mit Klopstock weist Herder auf Luther zurück, den die Verehrer des Meissnischen gestürzt hatten. Die Idiotismen müssen wie ein Schatz gewahrt werden, alle Fundgruben durchforscht. Wir haben „Machtwörter" verloren; das Gefühl des Rhythmus ist verringert. Die Dichtung braucht Ueberfluss; „in einer sinnlichen Sprachen müssen uneigentliche Wörter, Synonymen, Inversionen, Idiotismen seyn." „Der Dichter muss rasend werden, wenn du ihm die Synonymen raubst: er lebt vom Ueberfluss." — Inversionen zeichnen das Deutsche vor dem Französischen aus. (S. o. Hamann. Vgl. Lenz Werke II S. 327, überhaupt S. 319 ff.) „Der Schriftsteller, der für's Auge, für die Einbildungskraft schreibt, braucht sie nothwendiger. Er malet der Einbildungskraft ein Gemälde hin, wo jedes Wort

von seinem Orte Schönheit erhält — und die Ordnung der Phantasie ist doch gewiss nicht die Ordnung der kalten Vernunft.“ Die Inversionen gehören zur Schlachtordnung, überraschen, spannen. Sie fliessen aus der Deutschen Freiheit.

Ich kann hier auf Herder und Hamann nicht näher, auf Sulzer, Baumgarten, Abbt u. s. w. gar nicht eingehen.

Voltaire.

In einem Briefe an den Grafen d'Argental (Ferney, 26. Januar 1761) lautet Voltaires Urtheil über die Neue Heloise kurz: *Et le roman de Jean-Jaques! à mon gré, il est sot, bourgeois, impudent, ennuyeux*[185]). Voltaire und Rousseau waren sehr verschiedene, schwer zu versöhnende Charaktere; um sich zu vertragen, hätten sie, wie David Strauss treffend sagt, grosse, freie, edle Geister sein müssen gleich Goethe und Schiller; und das waren beide nicht. Voltaire, auf jede schwache Seite des Rivalen lauernd, begnügte sich nicht mit diesen wenigen wegwerfenden Worten. Im Februar fragt er Argental: *mes anges sont-ils absorbés dans la lecture du roman de Jean-Jaques ou de celui de La Popelinière? Chacun se peint dans ses romans. Le héros de La Popelinière est un homme auquel il faut un sérail; celui de Jean-Jaques est un précepteur qui prend le pucelage de son écolière pour ses gages*[186]). In einem Briefe an die Marquise Deffand[187]) nennt er die Heloise *ce malheureux fatras intitulé „roman“*. An Damilaville schreibt er: *Ce roman est un libelle fort plat contre la nation qui donne à l'auteur de quoi vivre;* Diderots Ausruf (Encyclopädie) *ô Rousseau* bedeute *ô insensé*. Er ist erfinderisch an neuen Namen für Rousseau: *archifou, fou sé-*

185) *Oeuvres éd. Hachette T.* 29 S. 116.

186) *Oeuvres T.* 29 S. 132. Vgl. S. 138, 142.

187) Ebenda S. 144.

rieux, le fou le plus méprisable, horloger de Genève, petit Diogène, laquais de Diogène, bâtard de Diogène, pollisson, pollisson malfaisant. Dies Schimpfen in allen Briefen ist höchst unerquicklich. Eine ausführliche vernichtende Kritik der Heloise gab er in den vier *Lettres sur la Nouvelle Héloïse ou Aloïsia,* für deren Verbreitung er eifrig sorgte. Sie erschienen als Briefe des Marquis Ximenes an Voltaire [188]).

---

188) Ich führe einige damit zusammenhängende Stellen aus Voltaires Correspondenz an (*Oeuvres T.* 29): S. 111 *on m'envoga, il y a quelque temps, une brochure dans laquelle une fille était bien ¿éduquée', au lieu de bien ¿élevée'. Je parcours un roman du citoyen de Genève, moitié galant, moitié moral, où il n'y a ni galanterie, ni vraie morale, ni goût, et dans lequel il n'y a d'autre mérite que celui de dire des injures à notre nation. L'auteur dit qu'à la comédie les Parisiens ¿calquent les modes françaises' sur l'habit romain. Tout le livre est écrit ainsi; et, à la honte du siècle, il réussira peut-être.* S. 147 (an d'Alembert): *Cet archifou qui aurait pu être quelque chose s'il s'était laissé conduire par vous, s'avise de faire bande à part; il écrit contre les spectacles, après avoir fait une mauvaise comédie; il écrit contre la France, qui le nourrit; il trouve quatre ou cinq douves pourries du tonneau de Diogène, il se met dedans pour aboyer; il abandonne ses amis; il m'écrit, à moi, la plus impertinente lettre que jamais fanatique ait griffonnée. Il me mande, en propres mots: ¿vous avez corrompu Genève, pour prix de l'asile qu'elle vous a donné'* (vgl. S. 154, 170 u. s. w.) . . . . *M. de Ximenès a répondu pour moi et a écrasé son misérable roman.* Ueber Rousseaus Brief beschwert er sich auch S. 150 und fährt fort: *je fais juge M. Diderot, M. Thieriot, et tous nos amis, du procédé de Jean-Jaques; et je leur demande si, quand un détracteur de Corneille, de Racine, de Molière, fait un roman dont le héros va au b . . . . . , et dont l'héroïne fait un enfant avec son précepteur, il ne mérite pas bien le mépris dont M. de Ximenès daigne l'accabler.* S. 171: *M. le marquis de Ximenès a daigné s'abaisser jusqu' à couvrir de ridicule son ennuyeux et impertinent roman. Ce roman est un libelle fort plat contre la nation qui donne à l'auteur de quoi vivre . . . . Un homme de condition est au moins en droit de réprimer l'insolence d'un J. J., qui imprime qu'il y a vingt contre un à parier que tout gentilhomme descend d'un fripon.* — Vgl. S. 136, S. 141, Mehrmals: *ce roman suisse.*

Sie sind sehr witzig, aber voll Bosheit. Schon durch die *Lettre à d'Alembert sur les spectacles* fühlte Voltaire sich gereizt. Gehässig hebt er hervor, Rousseaus neuere Werke seien eine Beschimpfung Frankreichs, des Adels, der Pariser, der Religion.

Das erste Stück dieses Meisterwerks der Malice behandelt den „Adel des Stils". Die Persiflage zerfällt in zwei Kategorien: einmal werden die Verstösse gegen die Feinheit und Correctheit der französischen Sprache, andererseits die Fehler, Absurditäten und Geschraubtheiten überhaupt durchgehechelt. So heisst es im Anfange: *je viens de parcourir une brochure où les choses dont l'auteur rend compte sont ‚au parfait': j'ai cru d'abord qu'il voulait parler de quelques verbes; point du tout, c'est de peinture et de sculpture* u. s. w. Dagegen: *après l'âcreté de ces baisers l'amant fait vingt lieues en trois jours; mais ‚chaque pas séparait son corps de son âme'. Daignerez-vous, monsieur, me dire en passant comment ce corps et cette âme, qui étaient séparés au premier pas, se séparérent encore aux autres pas, et se retrouvèrent ensuite au dernier pas? Quand le corps de l'amant a retrouvé son âme, il écrit* u. s. w. Dann werden einige Pariser Briefe St. Preux' zergliedert, alles in Rousseauschen Wendungen. Der Brief schliesst: *Voilà, monsieur, une partie des expressions sublimes qui m'ont frappé dans le premier et le second volume de la Nouvelle Heloïse de J. J. Rousseau, ouvrage dans lequel cet homme se met si noblement au-dessus des règles de la langue et des bienséances, et daigne y marquer un profond mépris pour notre nation . . . . . vous verrez si le fond est digne du style.*

Der zweite Brief beginnt mit dem Preise Abälards und Heloisens, deren Geschichte Rousseau in seiner Weise umgemodelt habe. Nun setzt Voltaire schlechtweg für St. Preux:

Jean-Jaques, notre ami Jean-Jaques, garçon horloger. Es folgt eine Art Inhaltsangabe. Der Held, ein *petit valet, philosophe suisse,* unterrichtet Julie, *fille d'un baron de pays de Vaud* — so wird der alte Etange immer genannt — in Epiktets Moral und in der Liebe. *Julie donne à son maître un baiser très-long et très-âcre dont il se plaint beaucoup, et le lendemain le maître fait un enfant à l'écoliere.* Jetzt, werden die Damen meinen, der Roman sei zu Ende, aber durch feine Intrigue und wundersame Vorfälle dauere er noch fünf Bände. Das Verhältniss zu Lord Eduard wird verspottet; dieser sagt: *Jean-Jaques, puisque vous avez fait un enfant à milady, vous aurez à jamais l'amitié de tous les pairs d'Angleterre.* Ferner das bekannte heftige Gespräch zwischen dem Lord und dem Baron des Waadtlandes. *Le baron fut assez malavisé et assez imprudent pour dire qu'on se moquait de lui, et que Jean-Jaques, quelque grand philosophie qu'il pût être, et quoiqu'il eût un père excellent garçon horloger, qui avait porté un mois le mousquet, n'était point pourtant fait pour épouser la fille d'un baron.* Bomston erwiedert: *un garçon horloger qui sait lire et écrire est parfaitement égal aux grands d'Espagne, aux maréchaux de France, aux ducs et pairs d'Angleterre, aux princes de l'Empire, et aux syndics de Genève.* Seine Satire ergiesst Voltaire auch auf die Scene zwischen Vater und Tochter. Julie erhält für ihr Geschwätz, wie schön es für junge Dämchen sei Plutarch und Ortographie beim Philosophen zu lernen, eine „riesige Ohrfeige"; *elle se blessa en tombant, et fit quelque temps après un faux germe, ce qui priva malheureusement la Suisse d'un petit Jean-Jaques, qui en eût fait les délices et l'admiration.* Hier sei es eigentlich wieder aus. Jean-Jaques lässt sich von Julie und Bomston mit Geld versehen, vergisst in Paris in den Armen einer Maritorne[189]) seine Dulcinea von Toboso und

189) Jene scheussliche asturische Schenkmagd im 1. Theil des Don Quixote.

schreibt an Julie, er habe ihr auf fremdem Altar ein Opfer gebracht. Dann reist er mit Anson um die Welt; *Jean-Jaques est aujourd'hui un des plus riches marins du canton de Berne que nous ayons à Paris.* Zurückgekehrt bleibt er bei Julie und Wolmar, *monsieur le Russe-Suisse. Jean-Jaques vécut depuis fort uniment entre son ancien cocu et son ancienne maîtresse .... enfin la belle Julie devint dévote et mourut ensuite calviniste trouvant notre religion très-ridicule et très vénale.* Der Schluss lautet: *Toutes ces grandes aventures sont ornées de magnifiques lieux communs sur le vertu. Jamais catin ne prêcha plus et jamais valet suborneur de filles ne fut plus philosophe. Jean Jaques a trouvé l'heureux secret de mettre dans ce beau roman de six tomes trois ou quatre pages de faits, et environ mille de discours moraux. Ce n'est ni Télémaque, ni la Princesse de Cléves, ni Zayde: c'est Jean-Jaques tout pur.*

Der dritte Brief sagt, Jean-Jaques habe gar keinen Roman schreiben, sondern die französische Nation zum Dank für zahllose Wohlthaten belehren und verherrlichen wollen. Dass man in Paris grobes Schwarzbrot *(pain bis)* esse, sei Unsinn: Jean-Jaques möge nur in den fünften Stockwerken, die er ja gut kenne, nachsehen. Er habe die Pariserinnen falsch und unverschämt beurtheilt, den Adel geschmäht. Hier macht Voltaire die, wie mich dünkt, gemeine Bemerkung: *Ne savez-vous qu'un Montmorency, qui a l'honneur de vous loger est un assez bon gentilhomme.* Was die Standesehen anlange, so werde nächstens eine Prinzessin den Jungen von Rousseaus Buchbinder heiraten.

Das vierte und letzte Stück beginnt: *je frémis pour notre ami Jean-Jaques, je tremble pour ses jours.* Es folgt eine ergötzliche Schilderung, wie Jean-Jaques verfolgt und geprügelt von den Violinisten der Oper in eines jener fünften Stock-

werke flüchtet, zufällig zu Maritorne. Er muss seine Schmähungen der französischen Musik schwer unter den Fäusten und Stöcken der *violons* büssen. Endlich rettet ihn Rameau durch eine eindringliche Ansprache: Jean-Jaques sei ein armer Narr und eitler als ein Barbier; er habe eine schlechte Komödie geschrieben und schimpfe auf's Theater, habe selbst französische Musik gemacht und im Dictionnaire einige Eseleien über Musik veröffentlicht; er nenne die Pariser Bühne frivol und schreibe einen Roman, über den selbst die Dame auf dem zerrissenen Sopha da erröthen würde — wenn sie lesen könnte u. s. w. *‚il faut pardonnez à un pauvre homme qui a le cerveau blessé. Il s'est mis dans un tonneau, qu'il a cru être celui de Diogène, et pense de là être en droit de faire le cynique; il crie de son tonneau aux passants: admirez mes haillons! La seule manière de le punir est de ne regarder ni sa personne ni son tonneau; il vaut mieux l'ignorer que de le battre.' Ce discours sensé apaisa l'orchestre, mais il ne corrigea pas Jean-Jaques.*

Moses Mendelssohn

hat unseren Roman im 166ten bis 170ten Literaturbriefe besprochen [190]). Entschieden mehr Verstandes- als Gefühlsmensch konnte er sich über die Neue Heloise als Liebesroman nicht erwärmen, und gesteht offen, sich nur mit der grössten Selbstüberwindung durch die sechs Bände durchgearbeitet zu haben. „Hätte Rousseau lieber philosophische Aufsätze, als einen Roman geschrieben!“ Rousseaus würdig seien nur einige Excurse „über das Lesen der Bücher, über den Zweikampf, über den Selbstmord, über die Musik, über die Erziehung, über die Vergnügungen eines arbeitsamen Lebens.“ Die Briefe St. Preux und besonders Bomstons — wir wissen,

190) Werke Bd. IV. 2 S. 260 ff.

wie Mendelssohn den Selbstmord verwarf — über den Selbstmord werden die vortrefflichsten in der ganzen Sammlung genannt. Handlung und Personen des Romans erfahren eine sehr ungünstige Kritik. Der Philosoph Moses zieht vor allen den „weltweisen“ St. Preux herunter, dann Bomston als Zerrbild des Engländers, die leichtfertige Claire und die zuletzt so tugendreiche Julie. Der Verurtheilung der Sterbescene können wir beitreten. Der kalte, vorurtheilslose Wolmar gilt Moses als beste Figur; Richardson als Ideal des Romandichters. Wir lesen: „Eine furchtbare und unerschöpfliche Dichtungskraft; Kenntniss des menschlichen Herzens; die grosse Gabe zu erzählen, und die noch grössere zu dialogieren; die ächte Sprache der Leidenschaften, welche in dem Herzen des Lesers ein sympathetisches Feuer anzündet und nicht eher schwärmt, als bis die Einbildungskraft des Lesers vorbereitet ist, mit zu schwärmen: — dieses sind die Eigenschaften, welche man an einem Richârdson bewundert, in dem Werke des Rousseau aber vergeblich suchen wird. Seine Dichtungskraft hat er in diesem Werke in keine grossen Unkosten gesetzt; seine Kenntniss des menschlichen Herzens ist mehr speculativisch als pragmatisch; die Erzählungen sind sich ungleich, bald schleppend, bald in vollem Galopp; die Gabe zu dialogieren möchte man ihm fast ganz absprechen, und seine Leidenschaften überjagen die Einbildungskraft des Lesers. Sie sind schon in den Wolken, ehe der Leser noch die geringste Lust verspürt, sich mit ihnen zu versteigen.“

Dass in der Heloise zuerst die Liebe poetisch erfasst und ihr ein entsprechend leidenschaftlicher Ausdruck verliehen ist, kann der nicht verstehen, welcher die echte Sprache der Leidenschaften bei Richardson findet. Das Neue im Stile, so die uns ganz gewöhnlich gewordenen Hyperbeln, wird von Mendelssohn scharf verdammt. „Was soll ich aber zu der

Affectensprache des Hrn. Rousseau sagen? Sie wird von allen Seiten mit der grössten Lobeserhebung aufgenommen; man nennt sie erhaben, begeistert, göttlich. Und ich — zu meiner Schande muss ich's gestehen, ich finde sie spitzfindig, affectirt und voller Schwulst;" Rousseau scheine die Leidenschaft selbst nie gefühlt zu haben (!); „durch Ausrufungen und Hyperbeln wird man heftig und ausgelassen, aber nicht herzrührend. Und ich muss gestehen, dass mein Herz bei allen verliebten Klagen des St. Preux eiskalt geblieben ist. Ich konnte sie sogar ohne Widerwillen nicht lesen." Juliens Briefe seien unnatürlich, die des verliebten Weltweisen gar verriethen mehr geschraubten Witz und wilde Einbildungskraft, als wahre Leidenschaft. Er citiert St. Preuxsche Briefe und fragt: „Ist dieses eine Sprache des Affects?" „Gewiss" sagen wir, während Moses darin nichts sieht als „frostige Ausrufungen eines Menschen, der sich eine Zärtlichkeit erzwingen will, welche ihm die Natur versagt hat." Er schreibt eine glutvolle Stelle des zehnten Briefes aus und ruft: „Wie gefällt Ihnen diese Stelle? Nicht wahr? kaum mittelmässig. Stellen Sie sich aber vor, dass der junge Mensch eine Menge von verliebten Briefen in diesem Tone fortleiert;" bei solchen Künsteleien, Geschraubtheiten, Antithesen müsse der geduldigste Leser das Buch mehr als einmal unmuthig aus den Händen werfen. Dass St. Preux in Meillerie einsam irrt, nach dem Hause der Geliebten ausspäht, klagend an den leucadischen Felsen denkt, nennt er „ganz abenteuerlich", und fragt den Leser: „Hätten Sie sich wohl zu einem Rousseau versehen, dass er zu solchen abgenutzten romanhaften Touren seine Zukunft nehmen wird? Finden Sie mir ein solches Abenteuer in allen Romanen des Richardson, so will ich die Julie eine Schwester der Pamela nennen." Richardson habe erklärt, die Heloise nicht lesen zu können; er glaube,

es wäre ihm weit unmöglicher gewesen sie zu schreiben. Das glauben auch wir. Weiter polemisiert Moses gegen die in der zweiten Vorrede über die Sprache der Leidenschaft niedergelegten Anschauungen. Die Leidenschaft sei durchaus nicht schwatzhaft, ihr Pathos nicht weitschweifig und wirr. Er bekämpft die Bildlichkeit, für welche Rousseau eintritt, und zieht die Summe seiner Bemerkungen gegen Rousseaus Stil in den Worten: „Sie können sich leicht vorstellen, was aus diesen Grundsätzen für eine Sprache der Leidenschaften hat enstehen müssen! Sie ist, wie wir gesehen haben, bilderreich, weitschweifig und unordentlich geworden.“ Mendelssohn schliesst, Rousseaus Roman sei eine Kette von Episoden als Umrankung philosophischer Materien, keine wohlgeordnete Geschichte. „So ist es, und deswegen danke ich gar schön für des Herrn Rousseau Roman; und lese hingegen die schönen Abhandlungen, die ausser der Verbindung, in welcher sie stehen, vortrefflich sind!“

Lessing machte in der Hamburger Dramaturgie (Werke VII S. 39 ff.) diese Mendelssohnsche Kritik im Wesentlichen zu der seinen. Hamann dagegen schrieb eine Entgegnung „Abälardus Virbius an den Verfasser der fünf Briefe, die neue Heloise betreffend“ (Mendelssohn Werke Bd. IV 2 S. 312 ff.).

Nicolai. Lessing. Lichtenberg.

Von allen Wertherparodien ist die von Nicolai, betitelt „Freuden des jungen Werthers. Leiden und Freuden Werthers des Mannes. Voran und zuletzt ein Gespräch“, die bebekannteste. Ich will mich durchaus nicht zum Vertheidiger dieses platten, salzlosen Pamphletes aufwerfen, aber man ist ungerecht gegen Nicolai, wenn man die Opposition eines Lessing, Mendelssohn in ein helles Licht setzt, Nicolai aber zum Prügelknaben nimmt. Als Lessing zu Werthers Leiden „ein

Capitelchen am Schluss, und je cynischer, desto besser" forderte, wusste er sehr wohl, dass dies Paradoxon keiner wirklichen Ausführung fähig sei und würde Nicolais „Freuden" nicht als das verlangte Capitelchen angesehen haben; auch ist bei ihm der Aerger über die seinem Bedünken nach sentimentale Verzerrung seines jungen Freundes Jerusalem in Anschlag zu bringen, aber im Grunde ist Nicolais Schriftchen doch das Gegenmanifest einer Partei, zu der auch Lessing, Mendelssohn und Möser zählen. Freilich hätte die Partei einen geistvolleren Sprecher wählen können. Mendelssohn trieb zur Herausgabe; so schreibt Nicolai im Juni 1775 an Lessing: „Ich sende Ihnen, mein liebster Freund, ein Paar flüchtige Bogen, die ohne die Ermahnung unsers Moses nicht würden seyn gedruckt worden." Möser an Nicolai im Februar: „Die Freuden des jungen Werthers haben hier, wie überall einen lauten Beyfall gefunden, und ich wünschte, dass solche der neuen Ausgabe der Leiden, welche veranstaltet wird, beygefügt werden mögen, um die Schwachen zu stärken. Ich hänge mich nicht!" und im December: „Das deutsche Publicum ärgert mich zuweilen von Herzen. Die Leiden und Freuden des jungen Werthers liessen der Kunst des Herrn Goethe Gerechtigkeit widerfahren und riefen nur eine Wahrheit etwas laut aus, die Herr Goethe selbst nicht verkennt und die man bey dem Geräusche, welches sein Werk machte, vergessen konnte. Einen solchen Gegner würde ich für meinen besten Freund gehalten und die Leiden und Freuden als einen Beyfall für mein täuschendes Kunstwerk aufgenommen haben — — und siehe da! Man nimmt es im Ernst übel!" Nicolai wollte nicht Goethes Roman parodieren, sondern die Consequenzen. Er selbst war gleich Lessing u. s. w. durch die sentimentale Behandlung der Liebesleidenschaft nicht befriedigt worden, und sah nun die gesammte Jugend berauscht

und so manche in diesem Rausche sinnlos. Man wollte ohne tiefes Verständniss Werthersches nachempfinden, nachleben. Die Affectation nahm überhand. Andere Folgen waren schlimmer und gefährlicher. Ich will den Inhalt der Nicolaischen Parodie nicht nacherzählen — man mag die zwei Druckbogen im Original oder im Auszug (bei Appell S. 139 ff.) lesen — sondern nur den Standpunct des Verfassers bezeichnen. Er zollt Goethes Dichtung seine Anerkennung. S. 5 sagt Martin zu Hanns: „Hab dir g'sagt, dass ich'n Autor bewundere, und sollt nicht Werthers Charakter bewundern, der des Autors Meisterstück ist? Wer kann diesem feurigen edlen Charakter Bewunderung und Liebe, und seinem Schiksal, zumal, wenns so meisterhaft erzählt, so lebhaft dargestellt wird, seine Thränen versagen?" Aber die Kerlchen, welche nun nicht mehr studieren wollen, weil Studium Brotwissenschaft sei, welche Gesetz und Wohlstand verachten, ohne Kraft nach Faustrecht schreien, verdienen nach Nicolai keine Theilnahme. „Dass ihr Springinsfelde Werther würdet, damit hat's keine Noth, dazu habt 'r'n Zeug nicht." Werther zeige, wie auch die besten Köpfe ohne inneren Halt zu Grunde gehen könnten. Werther hätte sich kurieren lassen sollen. „Wenn du Werthern betrachtest, wie den Thon in der Hand des Töpfers, wie einen Charakter in der Hand des Dichters, so must's so kommen. Der Autor hat freylich, mit seltner Kenntniss, alle Züge dieses schwärmerischen Charakters so zusammengesetzt, mit bewunderungswürdiger Feinheit alle Begebenheiten, auch die kleinsten so eingeleitet, dass die schrekliche Katastrophe natürlich erfolgt, die uns das herbe Ach! auspressen soll." Mit ausschweifender Empfindung, lauter starker Anspannung, ohne Einschränkung, Ueberlegung komme man nicht durch die Welt. Er lässt seinen Werther nach den Leiden mit „glücklicher Gelassenheit" ein zufriedenes Dasein fristen und

in der alten „Fülle des Herzens“ die Natur geniessen, ohne dass er „der Herrlichkeit dieser Erscheinungen erliegt“.

Ferner sucht Nicolai den neuen Stil zu verspotten, doch weniger die Syntax, als das Provinziell-Volksthümliche. Goethe hat damit seiner Sprache ein schönes, naives Colorit gegeben. Aber wenn die Provinzialismen und Kürzungen allgemein einrissen, wenn sie bei manchen unnatürlich waren, jeder schrieb, wie ihm der Schnabel gewachsen war, lag die Befürchtung einer Stilverwilderung nahe. Goethe zeichnet sich in jenen Jahren durch eine geniale, von der gewöhnlichen beliebig abweichende Orthographie aus. Man konnte befürchten, es würde nun jeder nach eigenem Gutdünken schreiben. Ist es nicht wunderlich, wenn Cornelie und die Frau Rath in Briefen nach Wetzlar nicht „Buff“ sondern „Puff“ oder „Buf“ schreiben u. s. w.? — Allerdings vermochte ein nüchterner Kopf wie Nicolai nicht in die poetische Tiefe des neuen Stiles zu tauchen[191]). Die Kürzungen in den „Freuden“ sind furchtbar karikiert[192]). Z. B.: „'s'n Wort, 'ch seh'r seyd'n Kerl“. „r“ steht für: er, ihr, Ihr, der, einer; „n“ für: ein, einen ihn; „s“ für: es, ist, es ist; „ch“ für: ich; auch setzt Nicolai das alte „wilt“ für du willst; „hab“ für: ich habe; „nit“ für: nicht und dergl. Ausdrücke wie: Kerl, Kerlchen, Fratz, Weibsen, Mansen sind häufig.

191) Sebaldus Nothanker III S. 163: Stauzius hat einen Adjuncten bekommen „einen schönen Geist, welcher, nach neuester Art in morgenländischen Bildern und in abgebrochenen Kraftphrasen, bloss für das Gefühl predigte. Dieser neue Vicegeneralsuperintendent bediente sich auch in seinen Predigten vieler Prosopopoien, Fragen und Ausrufungen“, also Polemik gegen Herders Stil. S. dagegen Frankfurther gel. Anzeigen 1775 S. 692.

192) Wieland zieht in einem Briefe an Gebler (April 1775) über Nicolais Parodie her und bemerkt: „die übertriebenen Stylabkürzungen sind wohl nur da, um Herrn Goethe wegen der seinigen zu türlüpiren, wenigstens ist diess Nicolais Absicht.“

Ueber Lessings geplanten „Werther den Besseren“ erlaubt das kurze Entwurffragment kein Urtheil.

Auch Lichtenberg, der Spötter, dem nichts ferner lag, als Gefühlsschwelgerei, verschoss die Pfeile seines beissenden Witzes gegen Goethe und Genossen. Gleich Werthers Homerlectüre ärgert ihn: „An Werthern gefällt mir das Lesen seines Homers nicht. Es ist subtile Prahlerei, dass der Mann etwas Griechisches lesen konnte, während andere Leute etwas Deutsches lesen müssen. Dass deutsche Schriftsteller so oft ihre Helden mit einem Griechen in der Hand spazieren lassen, ist deutsche Prahlerei, Zeitungs- und Journalenleserei. Literärisches Verdienst ist in Deutschland leider der Massstab von wahrem Werth geworden, weil Schulfüchse den Thron des Geschmacks usurpiren“. Es war vieler Aerger, dass eine kleine Schaar junger Leute den Geschmack reformieren wollte. Weiter verspottet er die „Originalgenies“ in dem „Parakletor“ (Werke II S. 207 ff.): „Shakespeare standen zu Dutzenden auf[193]), wo nicht allemal in einem Trauerspiel, doch in einer Recension; da wurden Ideen in Freundschaft gebracht, die sich ausser in Bedlam nie gesehen hatten; Raum und Zeit in einen Kirschkern geklappt und in die Ewigkeit verschossen; es hiess: Eins, zwei, drei, da geschahen tiefe Blicke in's menschliche Herz, man sagte seine Heimlichkeiten (Werther?), und so ward Menschenkenntniss. Selbst draussen in Böotien stand ein Shakespeare auf, der wie Nebucadnezar Gras statt Frankfurter Milchbrot ass und durch Prunkschnitzer die Sprache originell machte.“ In der „Bittschrift der Narren“ (S. 222 ff.) ist

193) Werke V:

„Und von dem Rheîn zur Spree ist alles Sturm und Drang.“

„Und wird nicht jeder Jung be Schäkspeart und be Sternt?“

die eigentliche Supplik der närrischen Barden und Druiden Goethe untergelegt. Sein Stil wird persifliert, die Wiederholungen: „dort, dort, dort", „guckt, guckt" „Grosser kochender Gedankenschwall hebt sich und hebt sich und hebt sich in mir". Der Schluss ist „im böotischen Dialect" geschrieben: „Gabs'n, wolt's nt fress'n. Siehst's Genie? wie's'n Wolken webt? Ob d's Genie siehst? Wenn d's nit siehst, host d'n Nosen nit 's Genie z'riechen"; dazu die Anm.: „Aus diesen im böotischen Dialect geschriebenen Zeilen sollte ich fast vermuthen, dass das Concept von einem gewissen Manne gemacht worden sei, der, wie mir gesagt worden, noch kürzlich bei einem kritischen Gericht auf der ungelehrten Bank gesessen, jetzt aber in diesem Hause auf der gelehrten sitzt". 150 Stilarten seien von den Narren erfunden, einige zum Entzücken artig, andere zum Crepieren drollig. Die „pretiösesten" seien folgende: „1. Gross Shakespearisch Nonpareille 2. Englisch geschachter Hanswurst 3. Sachsenhäuser Steinkopf, bunt 4. Ditto schlicht 5. Bunter Prahler mit und ohne Yorik 6. Grosser Mogul 7. Gesprengter Prinzenkopf. Auf's Heftigste bekämpft Lichtenberg — und hier geht seine Satire in wahren Zorn über — die neue Liebessentimentalität in dem Aufsatz „Ueber die Macht der Liebe" (Werke II S. 232 ff.): die neuen Barden redeten immer vom Landmann, aber Geck und Landmann seien nicht zu vereinigen; „Arbeite wie er, und wo deine Glieder zu zart sind zum Pflug, so arbeite in den Tiefen der Wissenschaft, lies Eulern und Hallern statt G . . ., und den stärkenden Plutarch statt des entnervenden Siegwarts. Nicht Adel der Seele, nicht Empfindsamkeit, sondern Müssiggang . . . . ist die Quelle jener gefährlichen Leidenschaft, die sich noch niemals einer wahrhaft männlichen starken Seele bemächtigt hat". Wer aus Liebe in Einöden gehe und mit dem Mond plaudere, mit dem sei es nicht

richtig. Wie Lessing, scheint ihm ein solcher schwach und weichlich. Solche Liebe könne es gar nicht geben; sie wäre ein schlechtes Compliment für die Damen und ein Pasquill auf alle vernünftigen Männer. Werther wird genannt. „Wenn man aber einer Vorstellung, die sich auf einen solchen Trieb stützt, muthwillig nachhängt, nicht allein nicht widerstehen will, sondern sich sogar eine Ehre daraus macht, nicht zu widerstehen, und sich für einen Eingeweihten in die Mysterien der alles beglückenden Natur hält, sobald man sich solche Liebesschlösser in der Luft bauen kann, ja mein Gott, was ist da nicht unwiderstehlich in der Welt! ... Eine solche Liebe führt oft in Ketten nach Celle!“ Aber alles Predigen sei fruchtlos. Ein ander Mal scheint Lichtenberg die Episode vom Bauerburschen zu verspotten, in einem etwas cynischen Kapitelchen (Werke I S. 136 f.).

Nachtrag.

Ich erlaube mir eine Stelle aus Schlossers Zweitem Schreiben an Iselin über die Philanthropine (Kl. Schr. I S. 23), welche ich oben unter Richardson dem Citate aus dem Deutschen Museum (falsch S. 17 „Merkur“) anzureihen vergass, hier nachzutragen. So begegnen sich zum Schluss Richardsons und Goethes Held. Sie lautet: „Es ist unendlich leicht, den höchsten Grad der Vollkommenheit zu idealisiren .... Man braucht kein sehr grosses Genie zu seyn, um einen Grandison zu schreiben. So bald die Scene fertig war, durfte man die erztugendhafte Marionette nur handeln lassen und alles war gethan; Aber einen Werther zu schreiben, den unvollkommenen grossen Mann; das treffende Gemälde voll Licht und Schatten, den Geist und Mensch, das war nur das Werk des Genies, der Meisterhand. Immer die Natur fassen, die von Gott ausgehende Natur und die gemachte Natur des Menschen fassen, das ist der Stempel des Dichters und des Philosophen!“

Cornelie Goethe-Schlosser aber liebte Richardson (O. Jahn Goethes Briefe an Leipziger Freunde S. 239).

Beilagen.

I. Fräulein v. Roussillon und Lila v. Ziegler.

Die Bekanntschaft Goethes mit diesen dem von Julian Schmidt trefflich geschilderten Darmstädter Kreise der „schönen Seelen“ angehörigen Frauen scheint mir nicht ohne Einwirkung auf den damals entstandenen Roman geblieben zu sein. Der Briefwechsel zwischen Herder und seiner Braut (Nachlass Bd. 3) ist die Hauptquelle für Goethes Beziehungen zu jenen beiden. Für die Beurtheilung der dem Werther zu Grunde liegenden Erlebnisse ist manches aus dieser Correspondenz zu entnehmen.

Wir lesen im Werther auf S. 8: „Ach dass die Freundin meiner Jahre dahin ist! ach dass ich sie je gekannt habe! Ich würde zu mir sagen, du bist ein Thor; du suchst, was hienieden nicht zu finden ist. Aber ich hab sie gehabt, ich habe das Herz gefühlt, die grosse Seele, in deren Gegenwart ich mir schien mehr zu sein als ich war, weil ich alles war, was ich sein konnte. Guter Gott blieb da eine einzige Kraft meiner Seele ungenutzt? Konnt ich nicht vor ihr all das wunderbare Gefühl entwickeln, mit dem mein Herz die Natur umfasst? War unser Umgang nicht ein ewiges Weben von feinster Empfindung, schärfstem Witze, dessen Modificationen bis zur Unart alle mit dem Stempel des Genies bezeichnet waren? Und nun! — Ach, ihre Jahre, die sie vor mir voraus hatte, führten sie früher ans Grab als mich. Nie werd

ich ihrer vergessen, nie ihren festen Sinn und ihre göttliche Duldung.“ Und auf S. 131: „Ich hatte eine Freundin, die mein Alles war meiner hülflosen Jugend; sie starb, und ich folgte ihrer Leiche und stand an dem Grabe, wie sie den Sarg hinunter liessen, und die Seile schnurrend unter ihm weg und wieder herauf schnellten, dann die erste Schaufel hinunterschollerte und die ängstliche Lade einen dumpfen Ton wiedergab, und dumpfer und immer dumpfer, und endlich bedeckt war! Ich stürzte neben das Grab hin — ergriffen, erschüttert, geängstet, zerrissen mein Innerstes, aber ich wusste nicht, wie mir geschah — wie mir geschehen wird. — Sterben! Grab! ich verstehe die Worte nicht!“

Es ist klar, dass an beiden Stellen von derselben Person die Rede ist. Werther beklagt das Hinscheiden einer Freundin, welche wohlthuend und anregend auf seinen überreizten Geist einwirkte. Mein erster Gedanke war, wie es den meisten Lesern gehen wird, die Freundin seiner hilflosen Jugend sei Frl. von Klettenberg. Doch musste diese Vermuthung sich alsbald gegenüber der einfachen Erwägung als hinfällig erweisen, dass die Klettenberg erst im December 1774 starb, während die zweite Wertherstelle eine anschauliche, ergreifende Schilderung des Begräbnisses giebt. Es ist gewiss am wenigsten in Goethes Art, in Phantasie und Dichtung solche traurige Ereignisse vorwegzunehmen und vor das Publicum zu bringen. Trotzdem sagt Julian Schmidt (Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland II. S. 633): „Als Goethe nach Mainz zurückkehrte, fand er Frl. von Klettenberg (16. December) todt. Ihr baldiges Ende ahnend, hatte er ihr schon im Werther ein Denkmal gesetzt“. Auch ich aber glaube, dass Goethe die Erinnerung an den dem Leipziger Aufenthalte folgenden innigen Verkehr mit der „schönen Seele“ mit einfliessen liess, liebte er es doch, verschiedene Motive und

Züge dichterisch zu vereinen[194]). Wer ist aber die todte Freundin?

Am 23. April 1773 empfieng Kestner einen kurzen Brief von Goethe aus Darmstadt, dessen erste Hälfte ich an dieser Stelle mittheilen muss: „Dank euch Kestner für eure zwei liebe Briefe lieb wie alles was von euch kommt, und besonders jetzt. Der Todt einer teuer geliebten Freundinn ist noch um mich. Heute früh ward sie begraben und ich binn immer an ihrem Grabe und verweile, da noch meines Lebens Hauch und Wärme hinzugeben, und eine Stimme zu seyn aus dem Steine dem Zukünftigen. Aber ach auch ist mir verboten einen Stein zu sezen ihrem Andencken[195]) und mich verdriesst dass ich nicht streiten mag mit dem Gewäsch und Geträtsch. Lieber Kestner, der du hast lebens in deinem Arm ein Füllhorn, lasse dir Gott dich freuen. Meine arme Existenz starrt zum öden Fels."

Der Vergleich besonders mit der zweiten Wertherstelle und der Umstand, dass Goethe zur Zeit, als er diesen Brief nach Wetzlar sandte, am Werther schrieb (vgl. „Goethe und Werther" S. 170 u.), beweist zwingend, dass jene Darmstädter Todte die im Werther beklagte Freundin ist.

194) Goethe an Frau v. Stein 8. August 1776 (I S. 52): „Liebster Engel! Ich hab an meinem Falken geschrieben, meine Giovanna wird viel von Lili haben, Du erlaubst mir doch, dass ich einige Tropfen Deines Wesens drein giesse, nur so viel es braucht um zu tingiren". — Auch das Acussere malte Goethe nicht genau; so hat er nach Düntzers hübscher Bemerkung Lottens und Lerses blaue Augen in schwarze verwandelt. — Aeussere Umstände haben mich (in Strassburg und Würzburg) verhindert, auf Düntzers Arbeiten im Einzelnen hinzuweisen.

195) Diese Stelle verstehe ich nicht ganz; jedesfalls begünstigt sie meine Vermuthung. Für das sinnlose „aber ach auch ist mir verboten" theilt mir Prof. Scherer nachträglich die schöne Conjectur mit: „aber ach noch ist mir verboten". Damit deutet Goethe auf Werthers Leiden. Auch wird wohl „dem Zukünftigen" statt „den Z." verschrieben sein.

Ungefähr am 20. April 1773 schreibt aber Caroline Flachsland von Darmstadt aus an Herder (Nachlass III. S. 503): „Unsere Urania ist todt. Lila hat vor ihrem Bette gekniet und wollte nicht glauben, dass sie sterben könnte; sie hatte keine Schmerzen mehr, ihr Herz hörte auf zu schlagen, ohne dass mans wusste. Ich habe sie nicht mehr gesehen. Wie tröstend ist da das Wiedersehen im Himmel". Gleich darauf wird der Anwesenheit Goethes gedacht — er traf am 15. April ein — und der Herausgeber Düntzer citiert, wie zu erwarten, die angeführte Stelle aus dem Kestnerschen Briefwechsel, versäumt aber, an die Beziehungen zu Werthers Leiden zu mahnen.

Die Freundin im Werther ist Urania, d. h. (Fräulein von Roussillon, von Goethe in dem längeren Gedichte „Urania" gefeiert. Aus diesem Liede wird klar, dass sein Verhältniss zu ihr warm und herzlich war. Die masslose Trauer und das anscheinend überschwängliche Lob hängt mit Goethes damaliger Aufgeregtheit zusammen, welche jede Empfindung leicht zur Exaltation steigerte. Auch stellt sich in Nachrufen zum Gedächtniss theurer Todten fast unausbleiblich eine panegyrische Uebertreibung ein. Die Roussillon war mit Merck eng befreundet (Herders Nachlass III S. 135. 157. 168). Herder und seine Braut sprechen mit grosser Verehrung von ihr[196]). Durch Merck lernte Goethe sie und Lila v. Ziegler im April 1771 in Homburg kennen, wo er mit ihnen, Sophie und Maximiliane La Roche einen angenehmen Tag verlebte (Merck an seine Frau. Briefe aus dem Freundeskreise S. 22: *Mlle Z. et Mlle de R. te font mille*

196) Herder an Merck October 1772 (Briefe von und an Merk I): „P. S. Alle meine Hochachtung und Ergebenheit an die arme Roussillon, die lange, lange Märtrerin dieses Lebens. Wahrhaftig, es ist doch für manche eine garstige Welt und die manche sind oder werden meistens die besten."

amitiés aussi bien que Goethe dont je commence à devenir amoureux sérieusement).

Ferner lesen wir Nachlass III. S. 252 (25. Mai 1772) „„Elysium" und „Morgenlied" beziehen sich fast ganz auf die Zeit, wo er Uranien und Lila in Homburg zusammen sah. Jetzt sitzt er in Wetzlar, einsam, öde und leer, und überschickt diese drei Stücke an Lila zum Austheilen". Da Goethe vor und nach der Wetzlarer Zeit viel in Darmstadt weilte — er wollte sich hier zum Maler ausbilden — trat er schon in Folge seiner Freundschaft mit Merck der Roussillon nahe und hatte reichliche Gelegenheit, „ihre reine Engelsmiene", ihr sanftes, feinfühliges Wesen und ihre „göttliche Duldung" auf sich wirken zu lassen. Im November 1772, als Goethe sich einige Zeit in Darmstadt aufhielt, berichtet Caroline (S. 383): „Fräulein von Roussillon habe ich gesprochen; sie ist wieder so wohl, als eine Kranke sein kann, und geht aus. Sie freute sich über mein Glück und lässt ihnen tausend Gutes sagen. Die gute Seele hätte wohl ein anderes Schicksal verdient als ihr Leben krank am Hofe zu verseufzen". S. 399 werden die Roussillon, Goethe und Lila neben einander genannt. S. 480 (März 1773) heisst es: „die Fräulein von Roussillon war seit dem Winter immer sehr krank, und seit vierzehn Tagen an einem Anfang von Miserere tödtlich krank; es geht aber wieder besser — wieder besser für neue Leiden".

Wenn wir, einer früher beigezogenen Stelle eingedenk, auf S. 498 lesen: „Lila ist seit einiger Zeit hier an dem Krankenbett der sterbenden Urania. Es neigt sich seit gestern sehr zum Ende; sie kämpft seit fünf Tagen mit Leben und Tod und hat viel erlitten", so darf man vermuthen, dass hier das Motiv zu der Beschreibung liegt, welche uns im Werther (S. 35) Lotten als aufopfernde Krankenpflegerin zeigt: „Sie ist immer um ihre sterbende Freundin und ist immer die-

selbe, immer das gegenwärtige, holde Geschöpf, das wo sie hinsieht, Schmerzen lindert und Glückliche macht."

Ungleich wichtiger ist es aber, dass Lila im Werther als Fräulein von B. wiederkehrt. Wie manche, selbst Gödeke (Grundriss S. 718), annehmen können, die sentimentale, blauäugige, mit ihrer Umgebung zerfallene und mit ihrem Loose unzufriedene Hofdame im zweiten Theile sei die muntere schwarzäugige Maximiliane La Roche, welche gerade durch ihr frisches, von rheinischer Leichtlebigkeit erfülltes Wesen Alle anzog, ist mir unfasslich[197]). Vielleicht deuten sie das B. auf den Namen Brentano. Ich muss zum Beweise meiner, soviel ich weiss, neuen Vermuthung wiederum einige Belegstellen aus Carolinens Briefen ausziehen. Schon die Gedichte „Urania" und „Elysium" (vgl. Briefe von und an Merck I. S. 48) können uns überzeugen, dass Goethe zeitweise lebhaft für Lila fühlte. Seine Beziehungen zu ihr fallen vor die Wetzlarer Periode, spinnen sich jedoch über dieselbe hinaus.

S. 91 heisst es: „Lila ist Fräulein von Ziegler, Hofdame bei der Landgräfin von Homburg, ein ausserordentlich empfindsames Mädchen. Merck hat sie vor kürzerer Zeit kennen gelernt, ist ganz von ihr begeistert und vergleicht sie fast mit Marie von Yorik. Sie wird auf eine elende, schändliche Weise wegen ihres Herzens am Hof, wo leider menschliche Empfindungen für Narrheiten ausgeschrien werden, gepeinigt. Merck hat sie gebeten, gegen solche Unmenschen hart und kalt zu sein, und sich nicht überall wie sie ist zu zeigen, und in diesem Tone ist das, was ich beilege, wieder an sie."

197) Bald nach dem Erscheinen des Werther schon sprachen manche, so Lenchsenring, es aus, Goethe habe Maximilianen neben Lotte Buff zum Modell für seine Lotte gewählt. Mad. La Roche Mein Schreibetisch Bd. 2, S. 333.

S. 181. 182 enthalten eine schwärmerische Schilderung Lilas. „Das Mädchen ist das empfindungsvollste, edelste, schönste Herz, als ich je ein Mädchen gesehen habe.“ „Sie ist ein süsses, schwärmerisches Mädchen, hat ihr Grab in ihrem Garten gebaut, einen Thron in ihrem Garten, ihre Lauben und Rosen, wenns Sommer ist, und ihr Schäfchen, dass mit ihr isst und trinkt.“ Dass der süssliche Jacobi von der „elysischen Zieglerin“ entzückt ist, kann man sich denken.

S. 197 „Sie lebt sehr einsam in Homburg und das macht ihr Herz so gepresst und voll, dass sie sich an jeder Seele, die sie findet, ordentlich wie anklammert.“

S. 239 (Ende April 1772) „Goethe und meine Lila sind wieder hier; ich habe das warme feurige Mädchen nur eine Minute gesehen, und mit Goethe waren wir gestern bei meinem Fels und Hügel[198]).“

S. 247 (8. Mai 1772) „Meine Lila habe ich, seit sie hier ist, nur etlichemal gesehen, und einmal in Gesellschaft Mercks, und Goethe die Geschichte des le Fevre aus dem „Tristram Shandy“ lesen hören. O, wenn Sie das Mädchen kennten, sie ist ein Engel von Empfindung und tausendmal besser als ich. Sie gab mir Blümchen aus ihrem Garten und ich legte sie in Yoriks „empfindsame Reisen“. Wenn Goethe von Adel wäre, so wollte ich, dass er sie vom Hof wegnähme, wo sie auf die unverantwortlichste Art verkannt wird — aber so geht's nicht. Goethe ist ein äusserst guter Mensch und sie wären sich einander werth.“ Aehnlich S. 253: „Ein jedes empfindsames Herz wird von dem Engelsmädchen angesteckt, und mich dünkt, Goethe denkt darüber ernsthaft nach“.

Wir sehen in Lila v. Ziegler ein Mädchen, welches mit

198) Auch Goethe hatte seinen Fels. Daher die Necknamen „Felsheiliger“ oder „Felspfaffe“.

einem an der epidemischen Gefühlsseligkeit und Ueberspanntheit krankenden Herzen an einen Hof gefesselt ist, wo die unbeirrbare Etikette den Aufschwung ihrer Seele lähmt und eine hochmüthige, kältere Umgebung sie um ihrer Empfindungen und Anschauungen willen schroff behandelt. So steht sie allein, voll Sehnsucht nach Menschen, in denen sie gleiche Regungen finde. Darum schliesst sie sich an Goethe an. Dieser gewinnt Theilnahme für das Mädchen und erkennt ihre schiefe Stellung am Hofe. Ja, Caroline denkt an eine Heirat beider. Aber Goethe ist bürgerlich! Wie leicht kann es geschehen sein, dass Lila für ihren Verkehr mit nichtadligen „schönen Seelen" und ihr Interesse an dem jungen Dichter von Seiten der „vornehmen Gesellschaft" Vorwürfe erntete; und die gestrenge, adelsstolze Tante (Werther S. 69) ist vielleicht der Wirklichkeit nachgezeichnet.

Werfen wir nun einen Blick auf Fräulein von B. im Romane, so kann, wie mich dünkt, kein Zweifel obwalten, dass Lila das Modell war. Kein Zug fehlt. Man beachte folgende Stellen. Werther S. 69: „Ich lernte neulich auf dem Spaziergange ein Fräulein v. B. kennen, ein liebenswürdiges Geschöpf, dass sehr viele Natur mitten in dem steifen Leben erhalten hat" S. 71: „Ein einzig weiblich Geschöpf hab ich hier gefunden, ein Fräulein von B.; sie gleicht Ihnen, liebe Lotte, wenn man Ihnen gleichen kann ..... Sie hat viel Seele, die voll aus ihren blauen Augen hervorblickt. Ihr Stand ist ihr zur Last, der keinen der Wünsche ihres Herzens befriedigt. Sie sehnt sich aus dem Getümmel, und wir verphantasiren manche Stunde in ländlichen Scenen von ungemischter Glückseligkeit, ach! und von Ihnen" S. 77: „Meine Tante, denken Sie, fing sie an; sie war gegenwärtig und hat, o mit was für Augen hat sie das angesehn! Werther, ich habe gestern Nacht ausgestanden und heute früh eine

Predigt über meinen Umgang mit Ihnen, und ich habe müssen zuhören Sie herabsetzen, erniedrigen und konnte und durfte Sie nur halb vertheidigen". Alles passt genau auf Lila. Maximiliane Brentano aber war weder so sentimental, noch sehnte sie sich aus dem Getümmel der Geselligkeit in die Einsamkeit, sondern im Gegentheile *„à travers de harengs, des fromages"* nach dem gewohnten heiteren Treiben. Auch hatte sie nicht nöthig, Goethe gegen Schmähungen zu vertheidigen, denn Brentano, obwohl eifersüchtig, liebte ihn als Hausfreund. (Briefe aus dem Freundeskreis S. 86. *Goethe est déjà l'ami de la maison, il joue avec les enfans et accompagne le clavecin de Mme avec la basse. Mr. Brentano quoique assez jaloux pour un Italien l'aime et veut absolument qu'il frequente la maison*) [199]).

II. Anton Reiser.

Obgleich dieser autobiographische Roman von Karl Philipp Moritz, der jetzt durch seine Beziehungen zu Goethe in Rom und Weimar am bekanntesten sein dürfte, erst im Jahre 1785 zu erscheinen begann, kann und muss er uns doch als eines der wichtigsten und edelsten Zeugnisse für die Stimmung der Sturm- und Drangperiode gelten. Während Millers Siegwart Klopstock, Haller, Kleist, Gessner liest und von der neuen revolutionären Literaturbewegung

199) Von keinem Belang ist, wenn wir in Breitenbachs im Grossen und Ganzen zuverlässiger „Berichtigung der Geschichte des jungen Werthers" auf S. 9 lesen: „Die Liebe des Fräulein von B. . ., die so geschildert ist, dass man ein Fräulein von H. . . darunter verstehen muss, ist nur eine Verschönerung der Geschichte. Es wird zwar erzehlt, dass ein gewisses Fräulein, nicht die von H. . ., durch die Vorzüge unsers Werthers gerührt, ihm nicht abgeneigt gewesen sey. Aber man weiss, dass er dagegen sehr gleichgültig war."

nichts erfahren hat, wirft sich hier ein in den drückendsten Verhältnissen befangener Jüngling mit Gier auf die Dichtungen Shakespeares, Youngs, Lessings, Gerstenbergs, Klingers, Goethes und schildert mit psychologischer Meisterschaft den Eindruck, welchen diese Werke auf seinen überreizten Geist ausüben.

„Anton Reiser" wird auf dem Titel mit vollem Recht „ein psychologischer Roman" genannt. Vor allem ist es der Werther, welcher seine Denk- und Empfindungsweise gefangen nimmt. Nicht der hypersentimentale *Furor Wertherinus* (Lichtenberg Bd. II. S. 104), sondern das tiefere Leiden und Ringen des Gemüthes, welches in der damaligen Epoche die besten Geister erfasste und in Goethes Werther seinen bedeutendsten poetischen Niederschlag fand, tritt hier zu Tage[200]). Theater und Poesie sind die Punkte, um die sich Reisers ganzes Denken und Trachten dreht. Alles, was wir lesen, ist erlebt; kein Zug erfunden. Es giebt keine Nebenhandlung; Nebenpersonen nur, in so fern sie für die eine Hauptperson unentbehrlich sind.

Reisers, d. h. Moritzs Vater war Separatist oder Quietist. Ueberspannte mystische Vorstellungen bemächtigen sich so früh der Seele des Kindes. Die Sectirerei erzeugt in ihm neben der Schwärmerei auch die Heuchelei und innere Eitelkeit. Die Predigten des Pastor P. stimmen ihn melancholisch. Er liebt nicht die Vernunftpredigt, sondern „das rührende Pathos", „die Wonne der Thränen, *the joy of grief*." Nach dem Zerwürfnisse mit dem Hutmacher L., bei dem er Lehrling war, kommt er wieder nach Haus und besucht die Schule. Er ist der ärmste, am schlechtsten gekleidete. Dazu tritt die drückende Wirkung der Freitische. Verachtung und Herabsetzung von den verschiedensten Seiten ist die

200) Ueber Moritz' sonstige Besprechungen von Werthers Leiden vgl. Appell S. 97.

Folge. Da die Wirklichkeit so kahl und armselig ist, schwärmt er in einer idealischen Welt, plant Schauspiele und wünscht, selbst die Bretter zu betreten. Mit seinem Vater ergeht er sich in metaphysischen Gesprächen. Als Primaner sucht er gegen den Spott der Genossen Trost bei seinen Büchern. War früher die Banise, die Insel Felsenburg, Robinson seine Lectüre, so wird es jetzt Mendelssohn, Lessing, besonders der feurige Philotas. Durch die allgemeine Verachtung gepeinigt, frierend, ohne Unterhalt, wird ihm der Schulunterricht zur Qual. Aber beim Ugolino sitzt er die halbe Nacht auf, selbst halbverhungernd. „Seine Denkkraft war wie berauscht — er vergass sich und die Welt." Da kommt die Ackermannsche Truppe in den Ort. Er hat, nachdem er von ihnen Emilia Galotti gesehen, nur noch Einen Gedanken. „Die verstorbene Charlotte Ackermann spielte die Emilia, ihre Schwester die Orsina, und die Reinicken spielte die Claudia; Borchers den Odoardo; Brockmann den Prinzen; Reinike den Appiani und Dauer den Conti — Wo mag Emilia Galotti wohl je wieder so aufgeführt worden sein?" Wieder ergreift ihn *„the joy of grief,* die Wonne der Thränen, die ihm von Kindheit auf im vollen Masse zu Theil ward". Auch Böck entzückt ihn[201]). „Alles, was zum Theater gehörte, war ihm ehrwürdig und er hätte viel darum gegeben, nur mit dem Lichtputzer Bekanntschaft zu haben." Dabei geräth er in schlimme Unordnung und Verwahrlosung. Die Teigkruste, worin das Haar zu Perrücken gebacken wird, ist seine Nahrung. Seine Anschauung wird fatalistisch und düster bis zum Hasse gegen das Leben. „Wenn er sich hinsetzte und mit der Feder Züge auf's Papier mahlte oder mit dem Messer auf dem Tisch krizelte — das waren die schrecklichsten Momente, wo sein Daseyn wie eine unerträgliche Last

201) Auch eine „Pamela" wird aufgeführt (wohl nach Goldoni).

auf ihm lag, wo es ihm nicht Schmerz und Traurigkeit, sondern Verdruss verursachte — wo er es oft mit einem fürchterlichen Schauder, der ihn antrat, von sich abzuschütteln suchte.“ Er streift allein umher; „sein Lebensüberdruss aber wurde dabei auf's äusserste getrieben — oft stand er bei diesen Spaziergängen am Ufer der Leine, lehnte sich in die reissende Flut hinüber, indes die wunderbare Begier zu athmen mit der Verzweiflung kämpfte und mit schrecklicher Gewalt seinen überhängenden Körper wieder zurückbog.“

Youngs Nachtgedanken predigen ihm von neuem die Nichtigkeit des Lebens. Das Gefühl von Kleinheit, „Einzelnheit, von dem Verlieren unter der Menge“ macht ihm sein Selbst verhasst. Da lernt er Shakespeare kennen. „Er lass Makbeth, Hamlet, Lear und fühlte seinen Geist unwiderstehlich mit emporgerissen — jede Stunde seines Lebens, wo er Schakespear lass, ward ihm unschätzbar. Im Schakespear lebte, dachte und träumte er nun, wo er ging und stund. Nun verliert sich — eine vortreffliche Bemerkung — das Gefühl der „Einzelnheit“: „durch den Schakespear war er die Welt der menschlichen Leidenschaften hindurch geführt — der enge Kreis seines idealischen Daseyns hatte sich erweitert — er lebte nicht mehr so einzeln und unbedeutend, dass er sich unter der Menge verlor.“ Am Shakespeare arbeitet er sich über die Verachtung empor. „Die Monologen des Hamlet hefteten sein Augenmerk zuerst auf das Ganze des menschlichen Lebens — er dachte sich nicht mehr allein, wenn er sich gequält, gedrückt und eingeengt fühlte; er fieng an diss als das allgemeine Looss der Menschheit zu betrachten.“ Er lernt das Grosse im Leben vom Detail unterscheiden. Dabei befallen ihn neue Zweifel „über das Woher und Wohin bei seiner Pilgrimmschaft durch's Leben — die ihm so schwer gemacht wurde ohne dass er wusste, warum?....

Sein Daseyn schien ihm ein Werk des schrecklichen blinden Ohngefährs."

„Zu diesem Allen kam noch, dass gerade in diesem Jahre[202]) die Leiden des jungen Werthers erschienen waren, welche nun zum Theil in alle seine damaligen Ideen und Empfindungen von Einsamkeit, Naturgenuss, patriarchalischer Lebensart, dass das Leben ein Traum sey[203]), u. s. w. eingriffen." „Seine Betrachtungen über Leben und Daseyn fand er hier fortgesetzt — „wer kann sagen das ist, da alles mit Wetterschnelle vorbeifliecht" — das war eben der Gedanke, der ihm schon so lange seine eigne Existenz wie Täuschung, Traum und Blendwerk vorgemahlt hatte." Nur die Liebe im Werther versteht er nicht, da er sie selbst noch nie fühlte. „Aber die allgemeinen Betrachtungen über Leben und Daseyn, über das Gaukelspiel menschlicher Bestrebungen, über das zwecklose Gewühl auf Erden; die dem Papier lebendig eingehauchten ächten Schilderungen einzelner Naturscenen, und die Gedanken über Menschenschicksal und Menschenbestimmung waren es, welche vorzüglich Reisers Herz anzogen. Die Stelle, wo Werther das Leben mit einem Marionettenspiel vergleicht, wo die Puppen am Drath gezogen werden, und er selbst auf die Art mitspielt oder mit gespielt wird, seinen Nachbar bei der hölzernen Hand ergreift und zurückschaudert — erweckte bei Reisern die Erinnerung an ein ähnliches Gefühl, das er oft gehabt hatte, wenn er jemanden die Hand gab"[204]). „Nichts aber fühlte Reiser lebhafter als wenn Werther erzählt, dass sein kaltes freudenloses Daseyn neben Lotten in grässlicher Weise ihn anpackte[205]). — Diss war gerade, was Reiser empfand, da

202) 1774. Moritz war 1757 geboren.

203) Alles Wendungen und Begriffe aus Werther.

204) Werther S. 71. 205) Werther S. 116.

er einmal auf der Strasse sich selbst zu entfliehen wünschte und nicht konnte und auf einmal die ganze Last seines Daseyns fühlte, mit der man einen und alle Tage aufstehen und sich niederlegen muss. — Der Gedanke wurde ihm damals ebenfalls unerträglich und führte ihn mit schnellen Schritten an den Fluss, wo er die unerträgliche Bürde dieses elenden Daseyns abwerfen wollte — und wo seine Uhr auch noch nicht ausgelaufen war[206]). Kurz, Reiser glaubte sich mit allen seinen Gedanken und Empfindungen bis auf den Punkt der Liebe im Werther wiederzufinden. „Lass das Büchlein deinen Freund seyn, wenn du aus Geschick oder eigner Schuld keinen nähern finden kannst" — an diesen Worten dachte er, so oft er das Buch aus der Tasche zog — — er glaubte sie auf sich vorzüglich passend." Wie Werther mit „seinem" Homer oder Ossian, so geht er „mit seinem Werther in der Tasche" allein täglich in ein Wäldchen. So eignet er sich, bewusst und unbewusst, den Wertherstil an. Wendungen und Gedanken Goethes kehren in dem was er selbst versucht wieder[207]), „welches der Fall bei mehrern jungen Schriftstellern gewesen ist, die sich seit der Zeit gebildet haben."

Zugleich vergöttert er Bürger, Hölty, Voss, die Stolberge. Seine eigenen Dichtungen finden in der Stadt Beifall, da er durch Goethe, Shakespeare, die Göttinger „an Cultur gewonnen" hat.

Sein Umgang beschränkt sich auf einen philosophischen Schuster, einen neuen Jacob Böhme, und einen philosophischen Essigbrauer. Er macht eine Reise. Als er zurückkommt, däuchte ihn das Allzubekannte so fade, aber Acker-

206) Werther S. 108.

207) So lesen wir im Anton Reiser (Bd. III. S. 202) die Wendung „ein glänzendes Elend" (Werther S. 68) nicht als Citat.

manns Komödie verscheucht den *ennui de vivre*. Er sieht den Klavigo[208]) vom „Verfasser der Leiden des jungen Werthers“[209]), dann die Zwillinge von Klinger[210]). „Diss schreckliche Stück machte eine ausserordentliche Wirkung auf Reisern — es griff gleichsam in alle seine Empfindungen ein. Guelfo glaubte sich von der Wiege an unterdrückt — das glaubte er von sich auch..... Er vergass den Fürstensohn und alle die Verhältnisse eines Fürstensohns und fand nur sich in dem unterdrückten Guelfo wieder. — Die bittre Lache, die Guelfo in der Verzweiflung über sich selbst aufschlug, grif in Reisers innerste Empfindungen ein — er erinnerte sich dabei der fürchterlichen Augenblicke, wo er wirklich am Rande der Verzweiflung stand und eben eine solche Lache über sich aufschlug — indem er sein eignes Leben mit Verachtung und Abscheu betrachtete und oft mit schrecklicher Wonne in ein lautschallendes Hohngelächter ausbrach. Der Abscheu vor sich selber, den Guelfo empfand, indem er den Spiegel entzwei schlägt, worin er sich nach der Mordthat erblickt[211]) — und dass er nun nichts

208) Brockmann — Beaumarchais, Reinicke — Clavigo, Dem. Ackermann — Maria, Schröder — Carlos, die Reinicken — Sophie.

209) So wird Goethe im „Anton Reiser“ stets — ohne Ausnahme — genannt. In Frankreich war er bis weit in unser Jahrhundert nur *l'auteur des souffrances du jeune Werther*.

210) Brockmann — Guelfo, Reinicke — der alte Guelfo, die Reinicken — Mutter, Dem. Ackermann — Kamilla, Schröder — Grimaldi, Lambrecht — Ferdinando.

211) Auch im 4. Bd.: „Er fand sein Hohngelächter über sich selber, seinen Selbsthass, seine Selbstverachtung und Selbstvernichtungssucht, dennoch mit Kraft vereint, in dem Guelfo wieder. Und der Act, wo Guelfo nach dem Brudermord den Spiegel, in welchem er sich sieht, zerschmettert war Reisern ein wahres Fest. All dies überspannte Schreckliche hatte ihn gleichsam berauscht.“ (Die Zwillinge 4. Aufzug, 4. Auftritt.)

wünscht als zu schlafen — zu schlafen, das alles schien Reiser so wahr, so aus seiner eignen Seele, die beständig mit dergleichen schwarzen Phantasien schwanger ging, gehoben zu seyn, dass er sich ganz in die Rolle des Guelfo hineindachte und eine Zeitlang mit allen seinen Gedanken und Empfindungen darin lebte."

Der Drang, Schauspieler zu werden, ist für die Zeit Brockmanns, Eckhofs, Schröders begreiflich; es war kein unrühmlicher Gedanke solchen Mustern nachzueifern. Die Primaner des Gymnasiums spielten den Klavigo. I(ffland) erhielt den Beaumarchais[212]), Reiser gieng zu seiner tiefen Kränkung leer aus. „Reiser war nun darüber melancholisch, dass er den Klavigo nicht spielen sollte, und I... dass er überhaupt nicht mehr Komödie spielen sollte — beide aber suchten sich zu überreden, dass sie des Lebens um sein selbst willen überdrüssig wären, und luden sich einmal des Nachts zwei Pistolen, womit sie fast die ganze Nacht hindurch Kurzweil trieben, indem sie „Seyn oder nicht Seyn" hertragirten." Er hat „das Gefühl der durch bürgerliche Verhältnisse unterdrückten Menschheit". Wiederum sieht er sich dem Spotte preisgegeben und Lächerlich werden bedeutet ihm Vernichtung. Auf einem Kirchhofe reflectiert er: „Kleinheit erweckt Leerheit, Leerheit erweckt Traurigkeit — Traurigkeit ist der Vernichtung Anfang — unendliche Leere ist Vernichtung" und empfindet den „Uebergang vom Daseyn zum Nichtsein". Er nimmt Abschied von seinem Freunde Philipp Reiser und flieht, um Schauspieler zu werden.

212) Vgl. Bd. III S. 210). — Vortrefflich sagt Moritz über Iffands Absicht, Dorfprediger zu werden und in stiller Häuslichkeit zu leben: „Iffland ist nun freilich nicht Prediger geworden, aber es ist doch sonderbar, jene Ideen von häuslicher, stiller Glückseligkeit, die er damals so oft gegen Reisern geäussert hat, sind doch nicht verloren gegangen, sondern er hat sie in allen seinen dramatischen Arbeiten realisiert."

Mit blutwenig Geld durchwandert er die Dörfer. Täglich liest er im Schatten der Bäume „zur Mittagserholung in Homers Odyssee. Mochte nun dies Lesen im Homer eine zurückgebliebene Idee aus Werthers Leiden seyn oder nicht, so war es doch gewiss bey Reisern nicht Affectation, sondern machte ihm wirkliches und reines Vergnügen — denn kein Buch passte ja so sehr auf seinen Zustand, als gerade dieses.“ Unterwegs declamirt er Klavigo, Hamlet, Lear, Othello, Guelfo. Gern hätte er in Weimar den „angebeteten Verfasser von Werthers Leiden“ gesehen. In Gotha spricht er Eckhof. Seine Hoffnungen zerfallen. Mit Unterstützung gütiger Gönner aber doch in drückender Armuth studiert er in Erfurt. Er fängt eine „Ausarbeitung über die Empfindsamkeit an, womit er zuerst als Schriftsteller auftreten wollte. In dieser Schrift sollte die affectirte Empfindsamkeit lächerlich gemacht und die wahre Empfindsamkeit in ihr gehöriges Licht gestellt werden. Die seynsollende Satire gegen die Empfindsamkeit gerieth nun freilich ziemlich grob, indem er sie mit einer Seuche verglich, vor der man sich zu hüten habe und jedweden der aus einer Gegend käme, wo die Empfindsamkeit herrschte, den Eingang in Städte und Dörfer versperren müsse. Dieser Unwille war vorzüglich durch die empfindsamen Reisen[213]), die nach und nach in Deutschland erschienen, und durch die vielen affectirten Nachahmungen von Werthers Leiden erweckt worden.“ Mit einem Studenten N. treibt er Lectüre. Der Landprediger von Wakefield erhält ihren ganzen Beifall. Aber — man beachte den grossen Umschlag des Geschmackes — sie lesen sich die Messiade vor und diese „verursachte beiden entsetzliche Langeweile“. Weiter: „grade damals erschien

213) Die Zahl schlechter deutscher Nachahmungen von Sternes *sentimental journey* war sehr gross.

auch Siegwart, eine Klostergeschichte und er las mit seinem Freunde das Buch zu mehrerenmahlen durch und beide thaten sich bei der entsetzlichen Langenweile Zwang an, in der einmal angefangenen Rührung alle drei Bände hindurch zu bleiben." Er selbst versucht sich an grösseren Dichtungen, kostet aber nur „die Leiden der Poesie" (Bd. IV. S. 156 ff.). Er hatte von Jugend auf inneren Drang und ein unklares Gefühl, aber nicht mehr; kann nichts erfinden, nichts gestalten. Das Misslingen drückt ihn nieder und er verzweifelt an seinem Fortkommen. So verfällt er auf allerlei romanhafte Ideen. „Besonders reizend schien ihm, dass er in Weimar bei dem Verfasser von Werthers Leiden wollte Bedienter zu werden suchen, es sey unter welchen Bedingungen es wolle, dass er auf die Art gleichsam unerkannter Weise so nahe um die Person desjenigen seyn würde, der unter allen Menschen auf Erden den stärksten Eindruck auf sein Gemüth gemacht hatte." In einem Gartenhäuschen träumt er sich als neuer Werther. Ein Brief an Philipp Reiser „war denn ganz im Tone der Wertherschen Briefe abgefasst. Die patriarchalischen Ideen mussten auch auf alle Weise wieder erweckt werden, nur Schade, dass es hier nicht wohl ohne Affectation geschehen konnte." Wie Werther sich Erbsen bereitete, so kocht er in der Stube über einem grässlich rauchenden Strohfeuer Thee und schreibt: „Jetzt mein Lieber bin ich in einer Lage, welche ich mir nicht reizender wünschen könnte. Ich blicke aus meinem kleinen Fenster über die weite Flur hinaus, sehe ganz in der Ferne eine Reihe Bäumchen auf einem kleinen Hügel hervorragen und denke an dich mein Lieber u. s. w. Ich habe die Schlüssel dieser einsamen Wohnung und bin hier Herr im Haus und Garten u. s. w. Wenn ich denn manchmal so da

sitze, an dem kleinen Oefchen und mir selbst meinen Thee koche u. s. w.“

Endlich kann er die Lust zum Theater nicht mehr bezwingen, geht nach Leipzig zur Sp.-schen Truppe, findet diese aber in grösster Bestürzung, da der Director mit der Kasse durchgebrannt ist. Hier endigt Moritzs autobiographischer Roman. Sein Freund Klischnig schrieb später einen Schlussband.

Damit diesen ernsteren Betrachtungen das Satyrspiel nicht fehle, möge zum Schlusse der Bericht Moritzs über die Aufführung einer Werthertragödie auf der Erfurter Bühne Platz finden. Er sah im Theater „Inkle und Yariko[214]), alsdann aber die Leiden des jungen Werthers[215]) aufführen. Der Verfasser des letzteren hatte fast nichts gethan, als die Wertherschen Briefe in Dialogen und Monologen verwandelt, die dann freilich sehr lang wurden, aber doch das Publicum sowohl als die Schauspieler wegen des rührenden Gegenstandes ausserordentlich interessierten. Nun ereignete sich aber gerade bei der tragischen Katastrophe des letzten Stücks ein sehr komischer Zufall. Man hatte sich nehmlich irgendwo ein Paar alte verrostete Pistolen geliehen und war zu nachlässig gewesen, sie vorher zu probieren. Der Acteur, wel-

214) Singspiel nach der gleichnamigen Oper des englischen Dichters Colman (Schröder erst 1788).

215) Zweifelsohne das Stück „Die Leiden des jungen Werthers, ein Trauerspiel in drey Aufzügen, für's deutsche Theater, ganz aus dem Original gezogen“, das in Frankfurt a. M. 1776 erschien, und von dem Appell (Werther und seine Zeit S. 54) folgendes berichtet: „Dieser dramatisirte Werther, der auch wirklich zur Ausführung kam, war durch das französische in Bern gedruckte Stück (siehe S. 26) veranlasst worden. „Da bracht man mir,“ berichtet der Bearbeiter in seiner Vorrede, „ein Ding, Drama genannt: *les malheurs de l'amour*, sagte mir, Werthers Geschichte liege dabei zum Grunde.

cher den Werther spielte, nahm sie vom Tische auf und sagte denn alles, wie es im Werther steht buchstäblich dabei; „deine Hände haben sie berührt, du hast selber den Staub davon abgeputzt u. s. w.“ Dann hatte er sich auch, um alles genau und vollständig darzustellen, einen Schoppen Wein und Brodt bringen lassen, wozu der Aufwärter nicht ermangelte auch ein Brodtmesser auf den Tisch zu legen. Am Ende aber war das Stück so eingerichtet, dass Werthers Freund Wilhelm, indem er den Schuss fallen hörte, hereinstürzen und ausrufen musste: Gott! ich hörte einen Schuss fallen!

Diess war alles recht schön; als aber Werther das unglückliche Pistol ergrif, es an die rechte Stirne hielt und auf sich losdrückte, so versagte es ihm in seiner Hand. Durch diesen widrigen Zufall noch nicht aus der Fassung ge-

Werthers Geschichte in einem französischen Trauerspiel! da erschrickt man schon! Als ich's aber gelesen hatte — bei Gott! sagte ich, Werthers Leiden sollen auf's deutsche Theater, ehe das französische Ding übersetzt wird.“ Er nahm nun seinen Werther frisch zur Hand und stückte den Dialog so viel als möglich mit Goethes eigenen Worten zusammen. Schon in der ersten Scene seiner Bearbeitung tritt aber der Held mit einem Sackpuffer auf, den er mehrmals, zum Sterben entschlossen, hervorzieht. Endlich erschiesst er sich Punkt zwölf Uhr Nachts auf der Bühne, nachdem er sich noch durch seinen Bedienten Karl ein Brot und einen „Schoppen Wein“ hat holen lassen. Sein Freund Wilhelm schläft unter demselben Dache und gedenkt am nächsten Morgen mit ihm davonzureisen. Aufgeschreckt durch den Schuss, stürzt dieser „gute Kerl“ in Nachtmütze und Schlafrock herbei und wischt Werther das Blut mit dem Schlafrocke aus dem Gesicht. Allein es ist zu spät! Das Stück schliesst mit seinem Ausruf: „Ach Gott! er ist todt! Ach die schreckliche Leidenschaft! Armer Werther!“ — Dem Personenverzeichnisse dieses naiven Trauerspiels sind auch Kostüm-Anweisungen beigefügt. Werther hat in seinem bekannten Anzug, nachlässig frisirt zu erscheinen; Lotte „im Neglischee, mit Poschen, sauber und ordentlich, aber nicht kostbar, sondern alltäglich gekleidet;“ Albert „nicht jung, sondern wie ein ernsthafter Mann gekleidet, ein Rock mit Taschen, schmal bordirt, in Reisekleidern.““

bracht, schleuderte der entschlossene Schauspieler das Pistol weit von sich weg und rief pathetisch aus: auch diesen traurigen Dienst willst du mir versagen? Dann ergrif er plötzlich die andere, drückte sie wie die erste loss — und, o Unglück! auch diese versagte ihm. Nun erstarb ihm das Wort im Munde; mit zitternden Händen ergrif er das Brodtmesser, das zufälliger Weise auf dem Tische lag, und durchstach sich damit zum Schrecken aller Zuschauer Rock und Weste. — Indem er nun fiel, stürzte sein Freund Wilhelm herein und rief —: Gott! ich hörte einen Schuss fallen!

Schwerlich kann wohl eine Tragödie sich komischer wie diese schliessen."

Mannigfache Bestätigung erfährt das Moritzsche Werk durch Ifflands autobiographische Schrift „Meine theatralische Laufbahn" (Leipzig bei Göschen, 1800). Ifflands Jugendentwickelung hat, obwohl bei weitem nicht so gedrückt, in vieler Hinsicht Aehnlichkeit mit der Reiserschen. Ueber den Wunsch Prediger zu werden (s. o.) vgl. S. 30 ff. Auf S. 55 lesen wir: „In die nämliche Zeit gehört, was der gute Anton Reiser in seiner Lebensbeschreibung über die Schulcomödie sagt, welche damals aufgeführt wurde. Wir waren beide von Einem Gefühl beseelt, und er hat über diesen, wie über alle Vorfälle seines Lebens, die ich bis zu seinem Abgange von Hannover kenne, mit Genauigkeit und der strengsten Wahrheit geschrieben. Friede und Wohlwollen sey mit seinem Gedächtniss!" Auf S. 61: „Erst gerieth ich in Bitterkeit, endlich in Stumpfsinn und Fühllosigkeit. In der Zeit las ich eine Nacht mit Anton Reiser, auf dem Steinkruge am Fusse des Deistergebirges, den Werther. Das warf die helle Flamme in den Feuerstoff. Er loderte auf, und ich war nicht mehr Meister meines Willens." U. s. w. —

III. Siegwart, eine Klostergeschichte.

Trotz dem lebhaften und wiederholten Widerspruche aller Einsichtigen ist man auch heute noch immer gewohnt, Goethes Werther und Millers Siegwart in einem Athem zu nennen und das letztere Werk als directen, obwohl etwas schwächlicheren, empfindsameren Nachfolger des ersten anzusehen. Je weniger der Siegwart gelesen wird, um so fester haftet dieses falsche Urtheil in der Meinung des grossen Publicums. Schon dieser Umstand könnte es wünschenswerth erscheinen lassen, den Millerschen Roman einer erneuten kritischen Betrachtung zu unterziehn und in Kürze darzulegen, was von Wertherschen Elementen wirklich darin anzufinden, andererseits was der Kunstweise des Goetheschen Werkes entschieden abgewandt und aus anderen Quellen herzuleiten ist.

Als Miller den „Siegwart" schrieb, war er noch nicht der sudelnde Vielschreiber der späteren Jahre, der zu jeder Messe mehrere Bände lieferte[216]). Er war noch voll von den in Göttingen empfangenen Eindrücken und Anregungen. Im Göttinger Hain hatten sich sehr verschiedene Geister vereinigt. Welch ein Gegensatz z. B. zwischen dem kräftigen Voss und dem zerflossenen Miller. Von allen Strömungen in jenem Dichterbunde hat Miller etwas in sich aufgenommen, aber während die stürmischen, wie der Hass gegen Frankreich, der flammende Zorn gegen die „Tyrannen", oder die lebenskräftigen, wie die Pflege des Volklieds, nur leise Spuren in ihm zurücklassen, steigern sich die weicheren, kränklicheren Regungen: übertriebener Klopstockcult, süssliche Liebesschwärmerei zum Theil in missverstandener Nachahmung

216) So ist seine „Geschichte Karls von Burgheim" eine schwache Richardsoniade. — Offen und streng urtheilt Voss über Millers Schriften in den Briefen an ihn (Briefe Bd. 2, S. 92 ff.).

des alten Minnesangs, u. s. w. bei Miller zum höchsten Ueberschwang. Für die literarische, bilderstürmende Reformation Goethes und seiner Genossen hat er kein Verständniss; gesunde Naivetät oder geniale Kühnheit liegen ihm fern, aber alles Sentimentale, Subjectiv-Lyrische findet lauten Wiederhall. Und seine sentimentale Stimmung ist nicht der Ausfluss zwingender Lebensverhältnisse oder tiefempfundene Weltanschauung, sondern er versteht es, „sich in Empfindungen süss einzuschwärmeln“[217]) und den Herold oder das Klageweib der thränenseligen Zeitgenossen zu machen. Aus manchen Zügen des „Siegwart“ kann man erkennen, dass es nur an ihm lag, kräftiger zu schildern, humoristisch zu charakterisieren, aber er zieht dem Dur das klagende Moll vor. Der Siegwart erschien 1776, im nächsten Jahre erweitert. Der Zusatz „eine Klostergeschichte“ ist bezeichnend. In der ausgedehnten Hereinziehung des Klosterwesens, das in Baiern so bedeutend war, erkennt man den Süddeutschen.

Der Inhalt ist kurz folgender: Xaver Siegwart ist der Sohn eines braven Amtmannes in Baiern an der Tiroler Grenze. Als Knabe macht er mit dem Vater einen Besuch im nahen Kapuzinerkloster. Er bleibt einige Tage daselbst bei Pater Anton, dem Freunde seines Vaters, geht mit diesem in die umliegenden Dörfer, sieht mit Entzücken alles Gute, das der Pater stiftet, und welche Verehrung ihm von jedermann gezollt wird, freut sich der liebevollen Freundlichkeit aller Mönche und begeistert sich — wie unnatürlich bei einem Knaben — für das Klosterleben. Er will Mönch werden. Der Vater willigt ein. Einstweilen bleibt er noch eine Zeit zu Hause. Zu seinen älteren Brüdern, dem habgierigen Karl

217) Ausdruck F. L. Stolbergs an Claudius über Lavater, in lobendem Sinne.

und dem phlegmatischen Wilhelm steht er in keinem vertrauten Verhältniss, in einen um so innigeren zu seiner empfindungsvollen Schwester Therese. Er kommt zur Vorbereitung auf die Piaristenschule nach Günzburg. Anfangs hat er einen verdorbenen Menschen Namens Kreutzer zum Stubengenossen, dann schliesst er eine ideale Freundschaft mit Wilhelm von Kronhelm. Ueber beide wacht väterlich ein gebildeter milder Pater. In den Ferien begleitet unser Xaver seinen Freund auf das Kornhelmsche Gut. Junker Veit ist ein roher und harter Landedelmann, ein Gegenstück zu ihm Silberling der „galante" Geck, der seine Rede mit französischen Brocken untermengt. Die jungen Freunde nehmen an den Vergnügen des alten Veit, eines gewaltigen Nimrods, Theil, während sie insgeheim die gedrückten Bauern und Tagelöhner nach Kräften unterstützen. Auch musicieren sie viel. Ein ander Mal gehen beide zu Siegwarts. Zwischen Kronhelm und Therese entsteht bald eine schwärmerische Liebe. Durch eifrigen Briefwechsel bleiben sie in Verbindung. Siegwarts Schwägerin bringt dies ihr missliebige Verhältniss in's Gerede. Veit erfährt davon und ist wüthend, dass sein Sohn sich mit einer Amtmannstochter einlässt. Wilhelm erhält den von reichlichen Drohungen und Flüchen begleiteten Befehl, die Correspondenz abzubrechen. Er fällt in grenzenlose Melancholie. Auch von Siegwart muss er sich bei seiner Uebersiedlung auf die Universität Ingolstadt trennen. Doch folgt derselbe nach einem Jahre. Dem rohen Studentenleben bleiben sie fern. Siegwart verliebt sich in die Tochter des Hofraths Fischer, die er in der Kirche sieht. Er geberdet sich sehr schüchtern. Kronhelm führt ihn bei Fischers ein. Er betheiligt sich an den Fischerschen Concerten. Auch ihr Freund Gutfried liebt „die Fischerin", aber unglücklich; er hat früher liederlich gelebt und geht daran zu Grunde. Siegwart sieht

seine Mariane [218]) auf Schlittenfahrten und Bällen. Auf einem der letzteren wagt er endlich eine Liebeserklärung. — Siegwarts Liebe zu Marianen geht die traurige Liebe der Sophie Grünberg zu ihm voraus, welche, da Siegwart noch nichts von Liebe weiss und fühlt, aus Gram den Schleier nimmt, im Kloster dahinsiecht und sterbend ein elegisches Tagebuch, den Höhepunkt süsslicher Sentimentalität mit mystischer Schwärmerei vermischt, an Siegwart sendet. — Mariane erwiedert seine Liebe. Er reist mit Kronhelm nach München, um dessen Oheim für die Verbindung mit Theresen zu gewinnen. Dort sieht er auch Kronhelms älteren Bruder, einen Hofmann, „der die witzigen Franzosen las". Der Oheim, ein hoher Beamter, besucht Siegwarts; Therese gefällt ihm sehr und er redet seinem Bruder Veit ernstlich zu nachzugeben. Veit eilt voll Wuth zu Siegwarts, beschimpft Vater und Tochter auf das Gemeinste — Nickel und Bürgermensch sind noch die zartesten Ausdrücke — ruft heimgekehrt den Sohn zu sich und versucht, ihn zur Ehe mit der Tochter eines benachbarten Junkers zu zwingen und mit einer Trauung zu überrumpeln. Kronhelm flieht, Veit jagt ihm nach, schiesst auf ihn, aber fehlt, stürzt mit dem Pferde und stirbt. Kronhelm heiratet seine Therese. Siegwart entsagt dem Gedanken, Mönch zu werdeu; der Vater erlaubt ihm, Jura zu studieren, geht aber bald darauf mit Tod ab. Sein Bruder Karl widersetzt sich dem Berufswechsel aus Geldgier. Kronhelm will den Freund erhalten. Mariane wird zu ihrer Tante Held auf's Land gebracht. Diese begünstigt Siegwart. Er zieht

218) Nicolai sagt, Miller habe an den Ulmerinnen (auch an seiner Gattin) schöne Modelle für Therese und Mariane gehabt und giebt Weckerlin Recht: die Ulmerinnen seien „die Lesbierinnen .... unter dem schwäbischen Frauenzimmer" und zeichneten sich durch „Zärtlichkeit der Seele" vor anderen „schwäbischen Nymphen" aus (Reise durch Deutschland Bd. 9 S. 138. Ueber Miller vgl. S. 107 ff.).

in das nahe Dorf und bringt den Tag mit der Geliebten zu. Der Hofrath Fischer erfährt davon. Mariane soll den alten Hofrath Schrager heiraten. Sie weigert sich entschieden. Fischer zeigt nun trotz seinem Hofrathstitel das härteste und roheste Benehmen und lässt, als nichts fruchtet, seine Tochter heimlich in ein Kloster schleppen. Siegwart irrt trostlos umher, bis er im Walde einen Einsiedler findet. Dieser hat als Jüngling seine Mutter erstochen, weil sie seiner Geliebten, um die Heirat zu vereiteln, vorgespiegelt hatte, er habe treulos eine heimliche Ehe geschlossen, und jene darauf Nonne geworden war. Bei ihm will Siegwart bleiben. Aber Kronhelm und der treue Diener Marx finden ihn und bringen ihn auf Kronhelms Gut. Er lebt in grässlicher Melancholie. Rothfels, Kronhelms Schwager, spürt das Kloster auf, in welchem Mariane schmachtet. Siegwart wird, verkleidet, von der Aebtissin als Gärtner angestellt[219]). Er hat mit Marianen verstohlen eine Besprechung; sie wollen fliehen. Aber der Entführungsversuch scheitert am Verrathe einer Nonne. Man sprengt aus, Mariane sei plötzlich gestorben. Siegwart tritt in das Kapuzinerkloster, wo er in strengster Askese dahinsiecht und nur mit dem alten Pater Anton verkehrt. Selten besucht er Kronhelms und ihre Kinder, da er mit seinem Schmerze allein sein will. Ein Nonnenkloster brennt ab. Die Nonnen werden vertheilt. Siegwart wird in ein nahes Kloster zu einer sterbenden Nonne geschickt. Es ist Mariane; man hatte ihn belogen. Er fällt an ihrem Bette in Ohnmacht. Sie stirbt, er wird todtkrank. Kronhelms eilen herbei. Siegwart geht Nachts auf den Kirchhof und stirbt, auf dem Grabe der Geliebten liegend[220]). So zeigt ihn der letzte der beigegebenen Chodowieckischen Stiche.

219) Italienisches Novellenmotiv, s. Boccaccio.

220) Die Kirchhofscene im „Hamlet“ und die Gruftscene in „Romeo und

Es ist, als ob alle Hauptpersonen dieser Klostergeschichte an der Schwindsucht krankten, so matt und marklos schleichen sie daher. Keine Thatkraft, keine erschütternde Tragik. Können wir uns vorstellen, dass Werther in ein Kapuzinerkloster tritt und bei Gebet und Kasteiung ein jammervolles Dasein fristet? Sophie Grünberg, Siegwart, Mariane verzehren sich im Kloster. Wir sind Zeugen eines mehrfachen langsamen Siechthums. Zur Kraft des Selbstmordes kann sich keine dieser schlaffen Seelen aufraffen. Es wird ausdrücklich dagegen geeifert. Gutfried erzählt den Freunden Siegwart und Kronhelm „ein paar schreckliche Geschichten von Personen, die sich aus unglücklicher Leidenschaft selbst entleibt hatten." Jedermann dachte gewiss an Werthers Leiden. Gutfried liebt unglücklich und der väterliche Fluch lastet auf ihm; „Kronhelm und Siegwart redeten ihm zu, sich doch selbst zu schonen und kein Selbstmörder zu werden! — Das werd ich auch nicht, sagte er, dazu hab ich zuviel Christenthum und weiss, dass es Sünde ist." Auf diesem christlich-moralischen Standpunkte steht auch der Einsiedel; zweimal habe er sich in die Donau stürzen wollen, „nun sah ich," erzählt er, „auf einmal den Abgrund, an dem ich herumgetaumelt hatte. Ich fühlte die Schwere des Verbrechens, das ich noch der Last meiner Sünden hatte beylegen wollen." Je weniger diese Personen handeln, um so mehr seufzen und weinen sie. Und die Thränen des ganzen empfindsamen Publicums flossen reichlich.

Die klösterliche mystische Religionsschwärmerei tritt am stärksten in Sophiens Tagebuche „An den lieben frommen Siegwart" hervor. Sie nährt ihre Phantasie mit Bildern überirdischer Liebe und himmlischer Seelenfreundschaft und er-

Julie" war gewiss das vorbildliche Motiv; beim Einsiedler dürfen wir an Bruder Lorenzo denken.

hitzt sie durch das Lesen mystischer Andachtsbücher. Die Vorstellung von der seelischen Brautschaft ist hier besonders lebhaft. Sophie hofft „einst als eine keusche Braut dem, den sie hier umsonst liebte, als ihrem Bräutigam entgegen zu gehen. Sie klagt:

Singt mir ein Todtenlied, ihr Gespielinnen der Jugend! Ihr Vertraute meiner Kinderjahre, kommt und hängt den Flor und singt: Sie liebte, wurde nicht geliebt und starb. — Horch! das Käuzlein ruft herab vom Kirchthurm! Hu! ich zittre. — Schön war der Abend, mein Erwählter! Deine Flöte klang süss wie das Lied der Liebe. Hell schien der Mond, aber traurig. Ach ich sah ihn wohl, wie er hinter eine Wolke trat und weinte. Lieblich sang die Nachtigall, aber traurig.“

Im Folgenden zeigt sich entschiedener Einfluss sowohl der Bibel, als Ossians:

„Schön bist du, mein Geliebter, blühst wie die Rose, die am Morgen aufwacht im Thau. Blass bin ich und welke wie die Rose, die des Abends hinsinkt in der Sonnenhitze und ihre Blätter flattern aus einander, wenn der Sturm kommt. Möcht er bald aufstehn und meinen Staub zerstreuen. Aber noch nicht reif ist die Frucht; noch nicht genug getroffen, von dem heissen Strahl der Liebe. — Schön bist du, mein Bräutigam! Deine Wangen sind rosenroth. Blau ist dein Auge, wie der Mittagshimmel; Mild dein Lächeln, wie die Abendsonne; Golden sind deine Locken wie die goldbesäumten Wolken, wenn die Sonne sinkt.“ „Ich bin blass geworden wie die Lilie des Gartens und mein Haupt senkt sich zur Erde. Meine Mutter weint und traurt: Ach meine Tochter, warum bist du blass geworden wie die Lilie des Gartens? Warum senket sich dein Haupt zur Erde? — Ach meine Mutter, lass mich schweigen und mein Leid nicht kund thun! Ach, ich kann nicht reden; Lass mich schweigen, Mutter! Bringt die welke Blum in Schatten, dass sie wieder aufleb in der kühlen Dämmerung des Klosters! — Warum willst du trauren, meine Tochter, in der Einsamkeit des Klosters? Warum soll ich einsam seyn mit deinem Vater und nicht blühen sehen deine Schönheit, dass sich unser Herz daran ergötze?“

Auch Siegwart klagt: „Gott, ich war einst eine Blume! Gott, ich blühte! Ach, und neben mir die schönste aller Blumen! Mariane, Mariane! Blume Sarons! Wie so schön warst du!

Und weg ist deine Schöne und wo ist die Stäte, da du blühtest?"

Liebe und Unsterblichkeitsglaube sind nach Klopstockschem Vorbilde eng verbunden. So heisst es einmal: „Wohl dem Jüngling, dessen Seele sich allein durch dieses Band (Unschuld und Reinheit) fesseln lässt. Er und seine Freundin werden einst mit Semida und Cidli (Messias), mit Petrarch und Laura, mit Klopstock und seiner Meta unter den Lebensbäumen wandeln und sich ihre Liebe auf der Unterwelt erzählen". Das Jenseits ist ihnen das „Gefild der Liebe". Klopstock gilt ihnen nicht nur als der grösste Dichter; er ist ihr Gott und die Messiade ihre Bibel. Als Kronhelm und Therese sich trennen, heisst es:

„Therese stützte ihr Gesicht auf ihre Hand und neigte sich über den Messias her. Ihre Seele ward nun auf Einmal heftiger bestürmt; der Gedanke an die immer näher rückende Trennung fasste sie ganz; Ihr Busen schlug heftiger; Ein Seufzer folgte dem Anderen, und Kronhelm hörte die Thränentropfen auf das Buch fallen. Er ergriff ihre Hand; Sie führte die seinige auf das Buch und er fühlte, dass es nass war. Da that er in seinem Herzen einen Schwur, ihr ewig treu zu seyn! Der Schwur war ihm so heilig, als ob er ihn über dem Evangelio geschworen hätte. Der Donner ward immer stärker und der Regen heftiger. — Das ist eine heilige und feyerliche Nacht; sagte er. — Um Eins kam der abnehmende Mond zuweilen zwischen zerrissnen Gewitterwolken hervor und goss sein blasses melancholisches Licht auf die Liebenden herunter. Sie betrachteten ihn lang am Fenster, küssten sich zuweilen, sprachen abgebrochene Worte und fühlten was die Sprache nicht beschreiben kann."

Man lese zum Vergleich die Gewitterscene im Werther S. 26.

Neben Klopstock werden besonders Kleist und Haller gepriesen[221]). Die Daphnis und Phyllis in Gessners Idyllen

221) In dem für die Kenntniss des Göttinger Bundes sehr wichtigen „Briefwechsel dreyer academischer Freunde" ist auch viel von Klopstock, Gessner, Kleist, Gleim, Claudius die Rede, nie von Herder, Lessing, Goethe u. s. w. Wenn ich oben einmal sagte, Richardson habe bei den Göttingern

erregen den Neid der Liebenden, die sich vergebens nach einer arkadischen Schäferhütte sehnen. Auch Hagedorn, Rabener, Gellert, Lichtwer erhalten warmes Lob, aber nichts kommt gegen das Interesse auf, welches ihnen Klopstocks Abadonna, Samma, Joel, Benomi, Cidli, Semida einflössen. Harten Tadel erfährt „ein gewisser Versuch in Schäfergedichten"; jedesfalls die Rostschen. Kronhelms und Siegwarts Geschmack steht im stärksten Gegensatze zu dem der meisten Ingolstädter Studenten, welche den Günther lesen und durch den „närrischen Begriff von Universitätsfreiheiten verleitet" ihre Zeit an „Zoten und Unflätereyen", „unmässiges Saufen", Verführung und Raufen vergeuden, die „Fischerin" einen „Zieraffen" nennen, aber die Franzel und die Kornfeldin loben als ein „fideles Mensch, mit der man einen wahren Jokus haben kann".

Schon als Knabe hegt Siegwart ein sentimentales Naturgefühl in Brockes-Klopstockscher Art. Er liebt „das Sanfte und die schöne stille Natur", legt sich in's Gras, und beschaut die Würmchen und Bienchen, lauscht dem Vogelsange und fühlt „ein ungewohntes Sehnen und eine nie empfundene Wehmuth in der Seele". Seiner und Kronhelms Liebe eignet der blasse Mond mehr als die strahlende Sonne; „der Mond ist unsre Sonne" können sie in verändertem Sinne sagen. Die Mondanbetung ist zum Götzendienst gesteigert. S. 551 wird der Mond in einer Ode „Heiliger keuscher Mond" besungen. Sie blicken zu den Sternen, deren einer doch einen Wohn-

---

keinen sehr lebhaften Anklang gefunden, so wird dies Urtheil durch Miller bestätigt a. a. O. I, S. 83: „Richardsons Romane waren ihm zu idealisch, seine Helden zu wenig Menschen; Sie sahen nicht so aus, wie er sie um sich herum sah". Von Gellert urtheilt er ähnlich, obgleich minder hart, wie Voss (S. o.); ebenda: „Gellerts Ton war ihm zu sehr herabgestimmt und zu wenig Männerempfindung drinn".

platz für die Liebe bieten müsse. Von Siegwart, dem „Märtyrer der Liebe“ heisst es gar: „Ganze Stunden lang hieng sein Aug am stillen melancholischen Mond. Seine Phantasie überredete ihn, Marianens Seele sei im Mond; dieser Gedanke ward ihm oft Gewissheit, und er schwang sich auf den Flügeln seiner Schwärmerey in den Mond hinauf“! Kronhelm und Therese schwören sich bei Mondschein ewige Liebe; sie wollen bei seinem Lichte stets an einander denken[222]). Bei Sophiens Unglück weint der gute Mond sogar. — Uebrigens liebt Miller den englischen Garten, wo „statt der vielen todten und einförmigen Heckengänge Alleen angelegt sind“ und „büschichte Wäldchen“. Aber Chodowiecki liefert auf dem Stich der altgewohnten Tradition getreu einen französischen Garten mit steifgeschnittenen Taxusgängen. — Von Werthers tiefer Naturempfindung kann in dieser Schöpfung der Unnatur nicht die Rede sein.

Ueberschwänglich und bis zur Lächerlichkeit gesteigert ist auch die Musikschwärmerei. Bei der Musik empfinden Siegwart, Kronhelm und Therese „das himmelvollste Gefühl der Zärtlichkeit“ und „schwärmen sich in überirdische Empfindungen hinein“. So lesen wir von den ersteren: „nun spielten sie so schmelzend, so bebend und so wimmernd, dass ihre Seelen weich wie Wachs wurden. Sie legten ihre Violinen nieder, sahen einander an mit Thränen in den Augen, sagten nichts als: Vortreflich; Gute Nacht, Bruder! und legten sich zu Bette. Aber beyde konnten noch lange nicht

222) Briefwechsel dreyer academischer Freunde I, S. 245 „Sehen Sie den Mond, fieng sie an, wie er dort so roth aufgeht! Es ist ein herrliches Geschöpf, der Mond! Ich seh ihm oft ganze Stunden zu, und kann mich gar nicht satt an ihm sehen. Er hat etwas feyerlich melancholisches, und theilt seine Wehmuth so gern mit. Und ist so traurigfreundlich, setzt ich hinzu, wie die Liebe ..... Der Mond soll ewig Zeuge seyn des ersten Kusses und ich will ihn nimmer ansehn, ohne diesen Kuss zu fühlen“.

schlafen und fühlten, „dass die Seele des Gesangs sie noch umschwebe“. Siegwart singt in den Fischerschen Gesellschaften; S. 586: „Im folgenden Concert sang er mit Marianen das Duett zum Erstaunen aller Zuhörer. Ihre Stimmen waren wie das leise Lispeln der Liebe, stiegen mit einander in den Himmel, und wieder mit einander in das Grab hinab und klagten .... Bey einem Triller sah sie unseren Siegwart so schmachtend und beweglich an, dass ihm Thränen in die Augen schossen und sein Herz im seligsten Gefühl schwamm“.

Zu all dieser verschwommenen Empfindelei stehen einzelne groteske Elemente in grellem Contraste. Wo Miller wirklich das Leben beobachtet und abmalt, schafft er kräftige, derbe, wenn auch etwas carikierte Gestalten in Smolletscher Manier[223]). Da ist die alberne Amtmännin aus Belldorf, des „Hochzuverehrenden Herren Kronhelm und der Siegwartischen Famillie underdänichste Dienerinn Juliane Haselbergin“, die es sehr „schakriniert“, dass sie ihre vornehmen Gäste nicht mit „Augspurgerwürst“ bewirten kann. Vortrefflich ist namentlich das rohe Landjunkerleben geschildert: der rüde Veit von Kronhelm, der nur die Jagd ehrt, flucht und wettert, sich Maitressen hält und vom starken Trinken am Zipperlein leidet. Therese ist ihm eine „Bürgerhure“ und zu Siegwart sagt er „lieber ein Bankert von'm Edelmann als ein lausigter Amtmannssohn“. Seine Rede ist derb und mit kräftigen Waidmannswitzen gepfeffert.

223) Characteristisch ist folgender Satz einer Siegwartrecension Teutscher Merkur 1777 S. 257: „Der Amtleute, Klöster und Landjunker mags wohl keine so geben, wie hier abgemahlt stehen. Aber wohl solche Studenten und Jungfern, die verliebt in einander sind, Verse an einander machen, an ein Stückchen Mondschein glauben, schöne Schriften lesen, wider der Eltern Willen heyrathen wollen und das alles für eine besondere Tugend halten. In der Manier wie die Sachen gemahlt sind, lässt sich alles mahlen und man sieht nicht ab, warum's mit dem 3. Bande zu Ende geht u. s. w.“ Merck.

Manche Motive und Züge lassen sich deutlich auf Göttinger Anschauungen und Einflüsse zurückführen: der ideale Freundschaftsbund zwischen Siegwart und Kronhelm, der Schmerz bei der Trennung; der Gegensatz zum rohen „Purschenthum"; die Liebe zwischen Kronhelm und Theresen, noch bevor er sie und bevor ihr „nussbraunes" Auge ihn gesehen hat; der Hass gegen das Frivole (Rost); die Vergötterung Klopstocks. An Kronhelms Bruder erscheint verächtlich, dass er „die witzigen Franzosen", also vornehmlich Voltaire las, bei dem man gern an den „Sittenverderber Wieland" dachte. Silberlings stutzerhafter, deutsch-französischer Jargon wird verspottet. Siegwart liest Cäsar und „entdeckt mit Verwunderung in dem Gemälde der alten Gallier die Grundzüge die noch jetzt den Character der neueren Franzosen ausmachen": Wankelmuth, Uebereilung, Grausamkeit, sclavischen Gehorsam und die „Begierde immer etwas Neues auszuhecken". „Dagegen schlug sein Herz laut bey der Schilderung der männlicheren und freyergesinnten Deutschen und besonders der nervichten Sueven; Ihrer patriarchalischen Lebensart, die sich bloss von der Viehzucht und der Jagd nährte u. s. w." Er hasst Cäsar als Feind der Freiheit. Der Knabe Xaver scheint sich anfangs zu einem starken deutschen Jüngling herantummeln und heranturnen zu wollen. Der Tyrannenhass und der Grimm gegen alle Zwingherrschaft tritt wenigstens in der Schilderung des brutalen Frohnregiments hervor, welches Junker Veit gegen seine Bauern ausübt.

Dass die grossen klassischen Züge von Werthers Leiden hier nicht wiederkehren, dürfte schon zur Genüge klar geworden sein. Dagegen hat Miller es nicht verschmäht den Goetheschen Roman in kleineren Motiven zu copieren. Siegwart ist Kinderfreund. S. 650. S. 838 ruft er, nach einem Gespräch mit zwei Bauerkindern: „warum blieb ich nicht ein

Kind!“ Einmal sieht er Marianen spinnen (S. 613)[224]; „Dieser Anblick rührte ihn vorzüglich. Er erinnerte sich aus seinem Homer an die Töchter der Könige, wie sie spannen und Gewebe webten und sich nicht der gemeinsamen Weiberarbeit schämten; Er dachte an die Töchter der Patriarchen, die sich auch zur ländlichen Arbeit nicht zu vornehm däuchten“. Vgl. Werther S. 6. Aber man könnte eher einem Felsen Wasser entlocken, als dem „Siegwart“ einen naiven homerischen Zug. — An die Gewitterscene wurde schon erinnert. — Werther (S. 58) erhält zum Geburtstag eine blassrothe Schleife von Lotte, die er tausendmal küsst u. s. w., Kronhelm von seiner Therese eine rosenrothe; „die Schleife war ihm so heilig wie eine Reliquie“. Aehnlich hält Siegwart ein Stückchen Zeug von Marianens Gewande werther als „das Stückchen vom Gewande eines Heiligen“ und bewahrt mit zärtlicher Sorgfalt „ein Schnippelchen Papier“ mit Marianens Namenzuge. Diese hingegen drückt, als Siegwart sich leicht mit einem Messer ritzt, ihr Tuch auf die Hand und ruft: „diesen Blutstropfen hab ich aufgefangen, das Schnupftuch geb ich nie aus meiner Hand; auch soll's nie gewaschen werden“! — Der Ball mit seinen Menuets und „Deutsch“ und endlicher Liebeserklärung ist ein fades Pendant zu Werther S 22 ff.[225]).

224) Vgl. Briefwechsel dreyer academischer Freunde I. S. 195: „Ich betrachtete indess Sophien, die sich auf den Wink ihrer Mutter an die Kunkel gesetzt hatte, um zu spinnen. O Bruder, wie ihr das so gut stand. . . . . Ueberhaupt ist das Spinnen eine herrliche Sache. Es hat etwas so patriarchalisches an sich, und führt in die Zeiten Homers und der ersten Welt zurück, da sich noch Prinzessinnen, und vornehmer Leute Töchter des Hirtenstabes, Wasserkruges, Spinnrockens und der Stricknadel nicht schämten“.

225) „Er führte sie im Triumph auf den Tanzsaal und fieng gleich mit ihr zu tanzen an. Sie schwebte wie eine Göttin zwischen Himmel und Erde. Ihre Blicke waren immer auf ihn gerichtet. Er glaubte in dem Saal der

Die Composition ist erzählend, doch sind viele Briefe, Sophiens Tagebuch und gleichsam als lyrische Tagebuchs-

---

Seligen zu seyn. So oft er sie bey der Hand fasste, gab sie ihm einen Händedruck, der durch Mark und Knochen schauderte. Beym Essen sprach sie nur allein mit ihm, und zuweilen mit Kronhelm ..... Sie hatte ein Stück Torte vor sich auf dem Teller liegen. Er schnitt's entzwey. Sie gab ihm ein Stück davon, und ass das andre. Süssre Kost hatte Siegwart nie noch genossen. Er schlang seinen Arm um sie und sah sie seitwärts an. Ihr Gesicht zeigte eine Wehmuth, die über Thränen erhaben war. Zuweilen blickte sie zu ihm herum, und schlug schnell das Auge nieder. Seine Brust war gespannt, er athmete schwer, und konnte kaum den Seufzer zurückhalten. Er schwieg. Ihr Gesicht zerfloss vor ihm, als ob nur ein leichter Rosenduft vor ihm schwebte. Sie drückte ihm mit unaussprechlicher Zärtlichkeit die Hand. Er konnte die Empfindung nicht mehr zurückhalten und küsste sie mit einem heissen Seufzer auf die Wange. Indem kam ein Student und forderte sie zum Tanz auf. Sie entzog ihm nach einem sanften Druck die Hand, legte ihre Handschuh an, sah ihn an und gieng halb unwillig mit dem Studenten weg. Er blieb unbeweglich, rückwärts an den Stuhl gelehnt sitzen. Endlich sah er sich nach ihr um; Sie tanzte, und hatte ihr schönes Aug immer auf ihn geheftet. Er konnt's nicht aushalten; Thränen schossen ihm in das seinige; Er eilte in die Vertiefung des Saals ans Fenster, sah durch die Scheiben nach dem hellen Mond und weinte. Nach etlichen Minuten kam sie, ohne dass ers merkte, zu ihm, legte ihre Hand auf die seinige, sah ihn an und sagte: Sie sind traurig? — Ja, vor Freuden, antwortet' er. Lieber, lieber Engel, sind Sie mein? — Auf ewig! sagte sie und sank ihm mit dem Gesichte an die Brust. Er küsste sie feurig, und empfieng von ihr den ersten heiligen Kuss der Liebe. — Drauf folgte eine sprachlose Scene die sich nicht beschreiben lässt. Erst nach einiger Zeit giengen sie, mit nassen Augen, um ein Menuet zu tanzen. Dann giengen sie wieder ans Fenster, sahn den Mond an, sahn, wie er sich spiegelte in ihren Thränen, küssten sie sich von den Wangen und waren überschwenglich glücklich. Siegwart tanzte fast mit keinem Mädchen als mit ihr. Wenn sie mit einem andern tanzte, so stellte er sich in eine Ecke, und hatte fast beständig Thränen in den Augen; Denn das Maass der Freuden war für ihn zu gross. Sie kam immer wenn sie ausgetanzt hatte, wieder zu ihm, nahm ihn bey der Hand, und sah ihn unaussprechlich zärtlich an." Er soll Kron-

blätter viele Gedichte Siegwarts eingerückt: eines auf Klopstock, auf die Freundschaft, an den Mond, Liebeslieder, Klagen. Auch Kronhelm versucht sich einmal. Mariane berichtet ausführlich über die Vorgänge betreffs Hofrath Schrager und die Grausamkeit ihres Vaters. Episoden sind nicht selten und gern dazu Personen aus niederen Ständen gewählt; auch dies wahrscheinlich in Nachahmung Goethes.

Die fade Süsslichkeit und Mattherzigkeit des Stiles bedarf nach den mitgetheilten Proben kaum weiterer Belege. Er bleibt ohne Nuancierung durchweg derselbe. Ueber die kurzen, „frauenzimmerlichen" Sätze spottet schon Goethe. Vergleiche werden gern der religiösen Sprache entlehnt. Bemerkenswerth ist, wie Miller seiner Prosa an mehreren gehobenen Stellen einen bestimmten trochäischen Rhythmus verleiht, so dass die Perioden wie metrische Systeme klingen. Ich gebe einige Beispiele, indem ich gleich nach Versen abtheile. Kronhelm:

„Willst du länger hier im Thal des Todes weilen
Ach Therese lass uns eilen
An den Ort wo keine Menschen sind,

---

helm auf einige Tage nach München begleiten. „Sie sass traurig neben ihm als sie Kaffee tranken, und konnte die Thränen nicht zurückhalten. Er umschlang sie mit seinem Arm, lehnte sein Gesicht an ihre Brust und konnte vor Bewegung und Zärtlichkeit nicht sprechen. Er fühlte das Schlagen ihres Herzens, blickte zuweilen zu ihr hinauf; Schmachtend sah ihr Aug auf ihn herab, und eine Thräne fiel auf seine Stirne, die sie wieder weg küsste. Dann tanzen sie „noch ein paar Schleifer". „Es folgten wieder Küsse, die den Bund auf ewig schlossen. Endlich trennten sie sich mit Gewalt von einander. Da geht der Stern der Liebe wieder auf, sagte er beym Scheiden. Gestern hat er uns zum erstenmal geglänzt, und nun auf ewig. Nie will ich ihn ansehn, ohne dieses Tags und Ihrer zu gedenken. Er soll das Sinnbild unsrer Liebe seyn, ewig rein, und jugendlich und ewig! Schlaf sanft, lieber Engel, sanft, sanft, sanft!" (Th. 3, S. 619 ff.)

Denn der Mensch ist hart und grausam . . . . . .
Wohlauf ihr Menschen, raubt mir meine Liebe!
Unter Engeln wohn ich, raubt mir meine Liebe!
Warum wein ich denn du Theure?
Kann doch die Natur nicht weinen.
Schau hinaus, sie ist versteinert.
Auch der Bach, der immer weinte;
Auch die Donau steht versteinert da.“

„Duld o meine Liebe.
Sey getreu bis an das Ende!
Sieh, ich will getreu seyn bis an's Ende!
Und du willst mir eine Freundin geben?
Duld o meine Liebe,
Sey getreu bis an das Ende! Amen!“

oder in Sophiens Tagebuche:

„Meine Schönheit kann nicht blühn vor euren Augen.
Saht ihr nie die Rose, wie sie welkte,
Weil ein Wurm in ihrem Busen nagte?
Meine Schönheit kann nicht blühn vor euren Augen.“

Ebenda:

„Wenn ich todt bin, Siegwart, und du öfnest
Diese Blätter um zu hören die Gespräche
Meiner Einsamkeit und meiner Liebe,
Dann wird dieses Bild auch bey den Blättern liegen.

Wenn du siehst mein Grabmal und den Namen
Drauf des Mädchens, das so heiss dich liebte
Und aus Liebe für dich starb;
Wirst du dann nicht dastehn vor dem Grabmal
Wie der Jüngling blass und traurig?

O dann bin ich um dich, mein Erwählter!
Und mein Blick und meine Seele
Hängt nicht mehr am todten Bilde,
Hängt an dir nur, mein Erwählter.

Wir bemerkten früher, wie Goethe im Werther durch Wiederholung einzelner Ausdrücke oder Sätze bedeutende stilistische

Wirkungen erreichte; Miller versucht hier ähnliches, aber welch ein Abstand! Auch der Versuch, durch Inversionen, Stellung des Verbums in den Anfang des Satzes und vor das Object u. s. w. seiner Prosa ein poetisches Colorit zu verleihen, ist kläglich misslungen.

Wenn trotzdem die Masse der Leser in dieser Lectüre schwelgte und weinte, das Buch dem Werther fast vorzog, wenn gar ein Recensent in Zukunft den jungen Dichter schwören lassen wollte „Miller und Natur, ihr seyd meine Führer!“ (Frankf. gel. Anz. 1775 S. 598), so sehen wir nur, wie ärmlich es mit dem ästhetischen Urtheil und dem Geschmacke des grossen Publicums bestellt war, und können es dem jungen Goethe fast nicht verargen, wenn er das „schwäzzende Publikum“ in einem Briefe mit derbem Kraftausdrucke eine „Heerd Schwein“ nennt. Merck sagt in dem Aufsatze „Gedanken über die Irrwege der deutschen Schriftsteller“ vortrefflich:

„Wäre die Nation wirklich in ihrem Geschmacke gebildet, so wäre ohnmöglich, dass man nach den Musterstücken eines Klopstock, Goethe u. A. ihre unseligen Nachahmer beynahe mit gleicher Begierde läse, oder dass nach der Prosa eines Lessing oder Moses der Unsinn anderer durch öffentliche Preise gekrönt und die Ziererey unserer jüngsten Schriftsteller, die beynahe nichts als Chrien von Schulknaben vorstellen, öffentlich als Muster des Geschmacks und Vortrags gepriesen würden.“

IV. Entstehung und Begriffsentwicklung des Ausdrucks „Schöne Seele“ u. s. w.

Es lohnt sich ohne Zweifel, einem Worte, welches nahezu die Signatur einer Periode unseres geistigen Lebens geworden ist, bis an seine Quelle zu folgen. Auch ist die Frage, wer den Ausdruck „Schöne Seele“ zuerst in Umlauf gebracht habe,

schon mehr als ein Mal aufgeworfen worden. Richtiger, als die, welche direct auf Rousseaus *belle âme* verweisen, urtheilt Julian Schmidt, wenn er die Wielandschen Kreise in der Schweiz für den Ausgangspunkt erklären möchte.

Die Mystik gewinnt aus ihrer Deutung des hohen Liedes die Idee eines Seelenbräutigams Christus und einer Brautschaft der Seele. Diese Braut wird gepriesen und geschmückt, wie Sulamith; sie muss „schön“ sein, um dem hohen strahlenden Werber zu gefallen. Ich kann und will hier die Terminologie der alten Mystiker, eines Meister Eckhart, Suso, Tauler u. s. w. nicht verfolgen — von der Schönheit ist viel die Rede — sondern mich auf eine Stelle aus dem erstgenannten beschränken (bei Pfeiffer 407, 12 ff.): *und der sêle briutegoum ist der herre Jêsus, der sibenleie glîchnusse an im hât. Daz êrste daz er sô schoene ist, daz sich im diu sunne niht gelîchen mac .... alsô sol sîn brût, diu sêle sîn an gedanken, an worten und an werken.* Suso bedient sich aller Wendungen der Liebeslyrik, wie umgekehrt diese schon früh mystische Anklänge verräth, so bei Heinrich v. Morungen (Minnesangs Frühling 147, 10—16).

Im Pietismus kehrt die Vorstellung der seelischen Brautschaft wieder. Zinzendorf nennt Christus „Seelenehemann“ „schönster Seelenmann“ und gebraucht die Verbindung „schöne Seele“. Aller Werth fällt auf die Seele. Man gewöhnt sich „Seele“ für Mensch zu sagen, *Pars pro toto.* Wenn Christian Günther seine Geliebte „schöne Seele“ und „schönste Seele“ anredet, liegt trotz dem weltlichen Gebrauche die Annahme pietistischer Einwirkung nahe[226]). Ja, das Hohelied ist

226) In Zesens „Simson“ (1679) findet sich nach einer weitschweifigen Beschreibung der Schönheit der Naphtalerin folgender Contrast: „Bisher hat meine Feder zwar den Schatten ihrer Schönheit, nähmlich die euserliche Leibesschönheit die gantz gebrächlich, gantz vergänglich, ja gantz

wieder deutlich als Quelle zu erkennen. Wir lesen bei Günther: „Sulamith Erzehlt aus reinem Triebe Die Zärtlichkeit der wahren Liebe“ oder

„Der Schatz, den Sulamith im hohen Liede küsst,
Ward durch die Gnadenwahl der Bräutgam deiner Seelen.“

Günther schenkt einem Mädchen eine Bibel; in dem Begleitgedicht nennt er das Buch den „herrlichsten Roman“, geht dann auf die Braut Sulamith über und fährt fort:

„Sey wachsam und vergnügt den Bräutigam zu küssen!
Und da die Frömmigkeit der Seelen Schönheit heisst,
So schmücke dich damit und sieh in diesen Spiegel“.

Der Pietismus giebt den Anstoss, jeden Menschen nach seiner Empfindung, weniger nach seinem Handeln zu messen; er macht deshalb eine neue Terminologie nothwendig. Klopstock, Herder, Goethe, Wieland empfangen zwar nicht von ihm die Ausdrücke „schöne Seele“ „empfindlich“ u. s. w., aber sind durch ihn auf sie vorbereitet, nehmen sie bereitwillig auf.

Wie Plato von einer *ψυχὴ καλή* und einem *κάλλος τῆς ψυχῆς* spricht, so bedient sich Shaftesbury, der englische Vertreter der Kalokagathie, des Wortes *beauty* oft für seelische Vollkommenheit. Durch ihn ist Richardson angeregt, aber der Begriff ändert sich und wird in's Christliche übertragen. Richardson sagt: *a fine spirit* (nicht-Belesprit), *the graces of the mind, the beauties of the mind* und in der Ode der Clarissa (Str. 7):

To me thy better gifts impart
Each moral beauty of the heart.

Uz übersetzt diese Ode „An die Weisheit. Aus dem Eng-

---

nichts ist, beschrieben. Aber das rechte Licht ihrer Schönheit, nähmlich die innerliche Seelenschönheit, die gantz unvergänglich, ja ewig und schier ungebrächlich war“ u. s. w. Zesen wird den Ausdruck selbständig durch den Gegensatz gefunden haben.

lischen der Clarissa“, und zwar unsere Stelle noch sehr ungeschickt:

O du, die bessre Gaben giebt,
Mein Vorzug sey von dir geliebt,
Inwendig schön zu seyn.

Klopstock hat die Verbindung „schöne Seele“ zuerst in der Ode „Die todte Clarissa“ vom Jahre 1751, also aus Richardson:

„Freudiger war entronnen ihre Seele,
War zu Seelen geflogen, welch ihr glichen,
Schönen, ihr verwandten, geliebten Seelen,
Die sie empfingen . . . ,
Ruhe dir, und Kronen des Siegs, o Seele
Weil du so schön warst

später (Unsere Fürsten Str. 2): „Schöne des Herzens“ als Substantiv.

Wieland in der Schweiz war Pietist, Verehrer Richardsons, dann begeistert für Shaftesbury, den auch Herder eifrig studierte (Br. an Merck II S. 9). Erst sagt er meist „edle Seele“. 1757 aber berichtet er an Zimmermann über seine vierzigjährigen Eulalien und Sacharissen, deren Werth in der „Schönheit der Seele“ beruhe. Platonische Seelenliebe. Er liest mit Eulalia den Grandison. Dann greift er zum Shaftesbury und versenkt sich in den Begriff der *moral venus* und der Kalokagathie. Er spricht vom *vir honestus καλος κἀγαθος*, *le caractère du Virtuoso que Shaftesbury peint si admirablement dans ses écrits;* lernt aber, wie er sagt, das Kalonkagathon besser aus dem schönen Empfinden der Mad. Zimmermann verstehen, als aus Plato, und die „moralische Venus“ in ihrer Verkörperung: Julie von Bondeli. Der Ausdruck „schöne Seele“ greift sehr um sich. Rousseau wirkt verstärkend durch seine *âme belle*, eine in der Heloise auf jeder Seite begegnende Wendung. *Les belles âmes! le beau mot!* ruft N. in der zweiten Vorrede spottend; doch ist *belle*

âme gleich *bel esprit* in Frankreich schon länger eingebürgert. Im Pariser Salon, in den Memoiren hat *belle âme* keine sehr tiefe Bedeutung; Rousseau vertieft sie und verlangt Tugend, freie vorurtheilslose Anschauungen, Humanität, poetisches Empfinden. Der fromme Beigeschmack von Richardson verliert sich; nur die dichterische Vermischung von Liebe und Religion bleibt.

Sehr häufig erscheint der Ausdruck in dem Darmstädter Kreise. Er ist ein Lieblingswort der Flachsland. Wenn aber Herder einmal Lichtenberg nach einem Besuche desselben in Bückeburg eine „schöne allerfreuliche Seele" nennt, so werden wir kaum etwas anderes darin suchen dürfen, als eine Anerkennung von Lichtenbergs Geist, Witz und Bildung. Sonst schreibt Herder oft an seine Braut: „Ihre schöne Seele" „Ihr ganzes schönes Herz", doch kann er auch geringschätzig von „süssen, moralischen Reimgebetlein aus dem Munde schöner Seelen gelernt" sprechen. — Sophie La Roche, selbst als „schöne Seele" berühmt, hat den Ausdruck oft. Nicht gar oft Goethe. Im Werther erst in der zweiten Bearbeitung, was leicht Zufall sein kann: S. 113 eine schöne weibliche Seele S. 119 ihr reines, schönes Gemüth. Interessant ist die Wendung des Begriffs in der Sturm- und Drangzeit. So lesen wir in dem schon erwähnten Aufsatze des Deutschen Museums (1776) „Etwas über das Nachahmen allgemein und über das Goethisieren insbesondere": „Die Dichtkunst soll schöne Seelen schildern, und die Stimmung, die eine Seele dichterisch schön macht, ist Kraft, Leidenschaft, ist was in der Grundlage des Dichters eigene Seele ist." Doch blieb der Ausdruck zur Bezeichnung zarten, weiblichen Empfindens, wie er uns am bekanntesten aus Goethes „Bekenntnissen einer schönen Seele" geblieben ist.

Gellert kennt ihn nicht, ebenso Hermes. Dieser sagt in

der „Fanny Wilkes“ einmal „schönes Herz“; wenn der Terminus in „Sophiens Reisen“ fehlt, so liegt bewusstes Enthalten zu Grunde. Auch Miller hat ihn nicht. Die Berliner konnten die „schönen Seelen“ nicht leiden. „Schöne Seele“ kam mit der schwindenden Gefühlsseligkeit in Abnahme, wurde ironisch gebraucht und ist heute unserer Redeweise entschwunden. Neuere Büchertitel wie „Schöne Geister und schöne Seelen“ sind abgeschmackt.

Ich habe mein Material gegeben. Vielleicht kann ich es später ergänzen. Da Goethe den Ausdruck in den „Bekenntnissen“ so gebraucht, dass eine stark pietistische Beimischung darin liegt, so wäre zu fragen, ob bei den Darmstädter und Frankfurter Pietisten der Ausdruck beliebt war. Goethe scheint die Klettenberg schon früher „schöne Seele“ genannt zu haben (Lappenberg S. 262). In den wenigen Schriften und Briefen der Klettenberg selbst finde ich „schöne Seele“ nicht, wohl aber den pietistischen Begriff davon gegen Ende des fünften Aufsatzes „Von dem Himmel und der himmlischen Freude“ (Lappenberg Reliquien der Fräulein S. C. von Klettenberg S. 92 f.).

Wer sich durch tiefere Empfindung hervorthut, wird in der ersten Hälfte des Jahrhunderts und darüber hinaus „empfindlich“ genannt, entsprechend einem englischen und französischen *sensible*. „Empfindlichkeit“ entspricht dem Worte *sensibilité*. Dass Haller in der Parallele zwischen sich und Hagedorn schreibt „diese Empfindlichkeit, wie man sie zu nennen anfängt“, zeigt die Neuheit des Wortes in dieser Bedeutung. Gellert und Hermes setzen zu Herz und Seele die Epitheta: erhaben, empfindungsvoll, fein, empfindlich, fühlbar, fühlend, empfindend. „Empfinden“ wird absolut gebraucht; so von Gellert im Schäferspiel Sylvia: „Nun kommt der Augenblick, da du empfinden wirst.“ Aus Klopstocks

Oden führe ich an: „mein fühlend Herze“ „die fühlende Seele“ „biegsames Herz“ „dies vor Empfindung bebende sanfte Herz“ „der Jünglinge Herz schlug schon empfindender“ „die fühlende Fanny“. — Im Bodmer-Wielandschen Kreise entsteht das Wort „Sympathetisch“; so schreibt Wieland 1759 an Zimmermann (Ludw. Wielands Auswahl II S. 28): „Sympathetisch. *C'est un mot que j'ai employé le premier parmi les Allemands.*“ Andererseits bildeten Richardson und Rousseau die Terminologie aus. Richardson: *a feeling heart, angelic-minded, highsouled, dear sweet soul, nobleminded* u. s. w. Rousseau liebt Verbindungen: *l'âme belle et sensible, le coeur tendre et sensible, l'âme belle et le coeur sensible.* So schreibt Wieland 1769 an die La Roche: *âme sensible, âme aimante, si j'ose vous appliquer une expression de votre ami Rousseau;* sie habe *l'âme trop belle.* Die La Roche sagt: fühlbar, sympathetisch, melancholisch-zärtlich, empfindend, empfindlich, empfindungsvoll, empfindsam.

„Empfindsam“ ist von Lessing 1768 erfunden für Bodes Sterneübersetzung. Lessing schrieb an Bode (Vorr. zu „Yoricks empfindsame Reise“): „Es kömmt darauf an, Wort durch Wort zu übersetzen, nicht eines durch mehrere zu umschreiben. Bemerken Sie sodann, dass *sentimental* ein neues Wort ist. War es Sterne erlaubt sich ein neues Wort zu bilden, so muss es eben darum auch seinem Uebersetzer erlaubt sein. Die Engländer hatten gar kein Adjectivum von *sentiment,* wir haben von Empfindung mehr als eines, empfindlich, empfindbar, empfindungsreich, aber diese sagen alle etwas anders. Wagen Sie empfindsam! wenn eine mühsame Reise eine Reise heisst, bei der viel Mühe ist, so kann ja auch eine empfindsame Reise eine Reise heissen, bei der viel Empfindung war; ich will nicht sagen, dass Sie die Analogie

ganz auf ihrer Seite haben dürften, aber was die Leser vors Erste bei dem Worte noch nicht denken, mögen sie sich nach und nach dabei zu denken gewöhnen“[227]). Und die Leser gewöhnten sich sehr rasch an das neue Wort; obgleich manche es zurückweisen. So Hermes[228]) und Miller, welche ja auch den Ausdruck „schöne Seele“ nicht annahmen. „Sentimental“ ist selten; z. B. Nicolai „S. Nothanker“ III S. 159 (sentimentales Gefühl). Doch irrte Lessing, wenn er glaubte, *sentimental* sei von Sterne neu erfunden, da das Wort sich schon vereinzelt bei Richardson u. a. zeigt (Berliner Monatsschrift 1795).

Zahlreich sind die Synonyma wieder im Briefwechsel Herders und seiner Braut: „frohes, zartes, empfindliches Herz“ „mit der empfindlichsten Thräne“ „ein hüpfendes Herz“ „o süsse zarte Seele“ *(âme douce et tendre* Rousseau, den Herder gerade las) „das empfindungsvollste, edelste, schönste Herz“ „sein empfindungsvolles freundschaftliches Herz“ „ein jedes empfindsames Herz“. „Empfindselig“ findet man bei Hamann und Herder, „empfindbar“ und „Empfindbarkeit“ vereinzelt bei Herder und Goethe. Abbt bringt das Wort „Empfindniss“ auf[229]).

---

227) Vgl. J. J. C. Bode's literarisches Leben von Böttiger S. 50.

228) Ein Brief in Sophiens Reisen (IV 2) hat die Ueberschrift „Zweiter Brief, welchen die Modesprache empfindsam nennen würde.“ Und im 5. Bd. S. 297 verspottet Hermes das Wort als „so schön neu“. — Musäus sagt in der Neubearbeitung des Zweiten Grandison I S. 96: „Kein Schlaf kam den Zuhörern in die Augen aber genug empfindliche Thränen (jetzt wären das empfindsame Thränen, was damahls nur empfindliche hiessen; die Sache war da, aber niemand wusste dem Kinde den rechten Nahmen zu geben).“

229) Grimms Wörterbuch weiss davon nichts, belegt aber aus alter Zeit *empfindnus*. Böttiger Bodes Leben a. a. O.: „Abt hatte schon früher in eben dieser Wortfamilie das Wort: Empfindniss geprägt“; Campe Ueber die Reinigung und Bereicherung der deutschen Sprache (S. 297 ff.): „Ist es der innere

Goethe sagt in der „Laune des Verliebten“: „wie fühlbar jener Held“ „ein empfindlich Herz“ „ein zärtlich Herz“; im Clavigo: „er ist noch der Alte, noch eben das gute, sanfte, fühlbare Herz“; im Werther: „fühlendes Herz“ „Fühlbarkeit“ „herrliche Seele“ „grosse Seele“ „viel Seele“ „Empfindlichkeit“ (S. 73, anders S. 135 in einer Stelle der zweiten Bearbeitung!) „sympathetisch“ (S. 60. 83).

Die Participia wie „fühlend“ „empfindend“ verschwanden (s. Adelung I S. 298), „empfindlich“ wurde von „empfindsam“ verdrängt. Mit dem Kränkeln der Empfindsamkeit entstanden aber auch die Tadelworte: empfindeln, Empfindelei, empfindsameln. Goethe schreibt den satirischen „Triumph der Empfindsamkeit.“ Herder schilt schon in der Zeit, wo er sich selbst in diesen Ausdrücken bewegt, die „Knabenmännerchen“, das „Zuckerwerk von Näscherei und Empfindungen“, die „kränkliche Empfindsamkeit“ Leuchsenrings[230]). Wir gebrauchen die Worte „empfindsam“ und „Empfindsamkeit“ tadelnd, oder wenigstens ironisch. So auch oft das Fremdwort „sentimental“, aber keineswegs immer. Wir kennen „sentimental“ auch in dem Sinne, wie Schiller in der klassischen Abhandlung.

Geblieben ist uns aber, besonders dem weiblichen Geschlechte Mittel- und Norddeutschlands das überschwäng-

---

Sinn oder mit anderen Worten wird die Empfindung nicht durch Eindrücke von aussen, sondern durch Vorstellungen von innen geweckt, so wollen wir sie mit dem von Abbt geprägten Wort Empfindniss bezeichnen.“ Vgl. Blessig-Salzmanns Strassburger Wochenschrift „Der Bürgerfreund“ 1777 S. 416: „So hat Abbt . . . . . das Wort Empfindniss neu geschaffen“. Es findet sich bei Hermes, Nicolai u. s. w.

230) Doch sagt noch Campe a. a. O.: „Ihre (der Empfindsamkeit) unverhältnissmässige Ausbildung können wir in Ermangelung eines eigenen Wortes nur durch ein Beiwort, z. B. ‚überspannte E.‘ bezeichnen.“

liche „göttlich“ und „himmlisch“ aus der „empfindsamen Periode“[231]).

V. Aus den Romanen der La Roche.

Goethe als Schlittschuhläufer. In einer Beschreibung des Eislaufs (Rosaliens Briefe an ihre Freundin Mariane von B. II. S. 227 ff.) heisst es: „Bey den kühnsten Schlittschuhläufern waren die Söhne der angesehensten Familien, junge Engländer, Offiziere — und einer der seltensten und vortrefflichsten Köpfe Deutschlands; alle in kurzen Pelzröcken und runden ihnen recht passenden Kappenhüthen. Ich sagte ihm, es dünke mich sogar characteristischen Unterschied in dieser Belustigung zu sehen; er solle den Blick und die Haltung des Leibes von Werther beobachten, wenn er den Schritt über die ganze Fläche anfing.“

Julie von Bondeli (ebenda III. S. 279 ff.)[232]). Rosalie lernt eine Fremde kennen, welche einen aus Haaren geflochtenen Ring am Finger trägt[233]) und wiederholt küsst. Die Fremde sagt:

231) *De l'Allemagne IV chap. 1: cette expression ‚c'est divin' qui est passée en usage pour vanter les beautés de la nature et de l'art, cette expression est une croyance parmi les Allemands.*

232) Nachfolgende Stelle scheint Eduard Bodemann nicht zu kennen, wenigstens finde ich in seinem sehr beachtungswerthen Buche „Julie von Bondeli und ihr Freundeskreis u. s. w.“ (Hannover 1874) keine Andeutung. Die La Roche correspondierte eifrig mit Julien, ohne sie persönlich zu kennen. S. Mein Schreibetisch Bd. 2, S. 140—367.

233) Die La Roche schreibt Mein Schreibetisch Bd. 2. S. 367 (Bodemann S. 170): „Die Generalin von Sandoz .... theilte ein Band mit mir, welches Julie bei ihrem Tode um den Kopf gebunden hatte, schickte mir einen Ring von ihren schönen braunen Haaren und ein Zahnstocherbüchschen, dessen Julie sich täglich bediente.“

„Er ist Reliquie und die ganze Erde hat nichts mehr. Dann erzählte sie mir von einer schweizerischen Dame, deren Tod sie seit einem Jahr beweint, und durch ihre innige Liebe und Verehrung für diese ausserordentliche Person macht sie sich selbst hochachtungswürdig.

Diese Dame hiess Julie Bondeli, ein, wie die Fremde sagt, für alle die sie kannten, heiliger, geliebter Name, weil er ihnen Grösse des Geistes und der Seele in einem Bilde darstellt. Kenntnisse, Tugend und jeder Reiz des Verstandes und der Güte lagen in ihr vereint.

Sie gab mir dann Briefe von ihr zu lesen. O! meine Mariane! diese Freundin hätten Sie haben, Sie kennen sollen. Unsere Männer bewunderten den Scharfsinn ihrer Einsichten, die Richtigkeit ihrer Urtheile und Ausdrücke neben der schönen Schreibart. Ihre Feder hat alle Grazie ihres Geschlechts und ihr Geist alle Stärke des unsern, sagte Cleberg. Die Fremde lächelte vergnügt und erwiederte: Sie sind sehr nah bey dem Gedanken an J. J. Rousseau, der meine verewigte Freundin kannte und zu schäzen wusste[234]). Dieser sagte von ihr: „dass sie zwey der seltensten Vorzüge in sich vereinige: unsers Leibnitz Geist und Voltairs Feder“[235]). .....

234) „Leuchsenrings Schatullen enthielten in diesem Sinne manche Schätze. Die Briefe einer Julie Bondelli wurden sehr hochgeachtet; sie war als Frauenzimmer von Sinn und Verdienst und als Rousseaus Freundin berühmt. Wer mit diesem ausserordentlichen Manne nur irgend in Verhältniss gestanden hatte, genoss Theil an der Glorie, die von ihm ausging, und in seinem Namen war eine stille Gemeinde weit und breit ausgesäet.“ Goethe in „Wahrheit und Dichtung“. Vgl. Herders Nachlass Bd. 3, S. 176 („Madam. Bondeli ... die eine der grössten weiblichen Köpfe und mit Rousseau im Briefwechsel ist“.)

235) Rousseau schreibt am 12. October 1763 an Hess über Julie: *elle réunit ..... la solidité et le coloris, la justesse et l'agrément, la raison d'un homme et l'esprit d'une femme, la plume de Voltaire et la tête de Leibniz etc.*“ (Bodemann S. 93).

O wie viel mehr als diess war die Güte, Sanftmuth und Menschenfreundlichkeit ihrer Seele. Wir wünschten alle, dass diese Briefe gedruckt werden möchten. Aber der edlen Todten zuweit getriebene Bescheidenheit verbot es. So, wie sie alle Briefe und Papiere verbrannte, die sie von Freunden erhalten oder selbst aufgesetzt hatte. Es ist gewiss schön, so lieben zu können, wie diese Frau; gewiss glücklich, eine Julie Bondeli zu seiner Freundin gehabt zu haben." — „Julie will, dass ihr nähestes Mädchen Julie Bondeli getauft werden soll."

VI. Zu Heinrich v. Kleist.

Eine der wirksamsten Scenen in Rousseaus Neuer Heloise ist die, wo der alte Etange seine Tochter wegen ihres Fehltrittes schmäht und misshandelt, dann aber liebkosend um Verzeihung bittet[236]). Julie schreibt darüber an Claire (Th. 1, Br. 63): *Après le souper, l'air se trouva si froid que ma mère fit faire du feu dans sa chambre. Elle s'assit à l'un des coins de la cheminée, et mon père à l'autre; j'allois prendre une chaise pour me placer entre eux, quand m'arrêtant par ma robe, et me tirant à lui sans rien dire, il m'assit sur ses genoux. Tout cela se fit promptement et par une sorte de mouvement si involontaire, qu'il en eut une espèce de repentir le moment d'après. Cependant j'étois sur ses genoux, il ne pouvait plus s'en dédire; et ce qu'il y avoit de pis pour la contenance, il falloit me tenir embrassée dans cette gênante attitude. Tout cela se faisoit en silence; mais je sentois de temps en temps ses bras se presser contre mes flancs avec un soupir assez mal étouffé. Je ne sais quelle mauvaise honte empêchoit ses bras paternels de se livrer à*

236) Vgl. Lessing in der Hamb. Dramaturgie (Werke VII S. 39 ff.)

ces douces étreintes; une certaine gravité qu'on n'ossoit quitter, une certaine confusion qu'on n'osoit vaincre, mettoient entre un père et sa fille ce charmant embarras que la pudeur et l'amour donnent aux amants; tandis qu'une tendre mère transportée d'aise, dévoroit en secret un si doux spectacle. Je voyois, je sentois tout cela, mon ange, et ne pus tenir plus longtemps à l'attendrissement qui me gagnoit. Je feignis de glisser, je jetai, pour me retenir, un bras au cou de mon père; je penchai mon visage sur son visage vénérable, et dans un instant il fut couvert de mes baisers et inondé de mes larmes; je sentis a celles qui lui couloient des yeux qu'il étoit lui-même soulagé d'une grande peine: ma mère vint partager nos transports. Douce et paisible innocence, tu manquas seule à mon coeur pour faire de cette scène de la nature le plus délicieux moment de ma vie.

Heinrich v. Kleist hat diese Schilderung in seiner Novelle „die Marquise von O." nachgeahmt und zugleich weit übertroffen. Ich lasse die betreffende Stelle, ohne Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten zu besprechen, folgen (Werke III S. 157). Der Commandant hat seine Tochter, die Marquise, aus dem Hause gestossen. Als später die Versöhnung erfolgt, lässt die Mutter Vater und Tochter allein, bleibt aber an der Thüre, um zu hören, was sich zutrage. „Sie vernahm, da sie mit sanft an die Thür gelegtem Ohr horchte, ein leises eben verhallendes Gelispel, das, wie es ihr schien, von der Marquise kam; und wie sie durchs Schlüsselloch bemerkte, sass sie auch auf des Commandanten Schooss, was er sonst in seinem Leben nicht zugegeben hatte. Drauf endlich öffnete sie die Thür, und sah nun — und das Herz quoll ihr vor Freuden empor: die Tochter still, mit zurückgebeugtem Nacken, die Augen fest geschlossen, in des Vaters Armen liegen, indessen dieser, auf dem Lehnstuhl sitzend, lange,

heisse und lechzende Küsse, das grosse Auge voll glänzender Thränen, auf ihren Mund drückte, gerade wie ein Verliebter! Die Tochter sprach nicht, er sprach nicht; mit über sie gebeugtem Antlitz sass er, wie über das Mädchen seiner ersten Liebe und legte ihr den Mund zurecht und küsste sie. Die Mutter fühlte sich wie eine Selige; ungesehen, wie sie hinter seinem Stuhle stand, säumte sie, die Lust der himmelfrohen Versöhnung, die ihrem Hause wieder geworden war, zu stören. Sie nahte sich dem Vater endlich, und sah ihn, da er eben wieder mit Fingern und Lippen in unsäglicher Lust über den Mund seiner Tochter beschäftigt war, sich um den Stuhl herumbeugend, von der Seite an. Der Commandant schlug bei ihrem Anblicke das Gesicht schon wieder ganz kraus nieder, und wollte etwas sagen; doch sie rief: o was für ein Gesicht ist das! küsste es jetzt auch ihrerseits in Ordnung und machte der Rührung durch Scherzen ein Ende. Sie lud und führte beide, die wie Brautleute gingen, zur Abendtafel, an welcher der Commandant zwar sehr heiter war, aber noch von Zeit zu Zeit schluchzte, wenig ass und sprach, auf den Teller niedersah und mit der Hand seiner Tochter spielte."

Druck von Fr. Frommann in Jena.

PN
3495
S3

Schmidt, Erich
Richardson

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY